Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 51/52 – 22. Dezember 2007

Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland

C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE

Allen unseren Lesern wünschen wir ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches Neues Jahr

Redaktion, Vertrieb und Herausgeber der Preußischen Allgemeinen Zeitung

Die nächste Ausgabe erscheint am 5. Januar 2008



Die Abweisung der Heiligen Familie: Über die Jahrhunderte hat diese Szene die Maler beschäftigt – die Geburt Christi steht bevor, doch Josef und Maria finden in Bethlehem keine andere Unterkunft als einen Stall. Dort kommt Gottes Sohn zur Welt. Ein Sinnbild für die Christen: Gott ist überall, in der einfachsten Hütte, in der Natur, auch mit den Tieren. Hier die biblische Szene in der Fassung von Josef von Führich, einem böhmischen Maler (1800–1876) Foto: BpK

Viele Fragen bleiben offen

EU öffnet Ost-Grenzen – Ernüchterung über den Reformvertrag

Von Klaus D. Voss

Minuspunkte für die Europäische Union – was Wunder, denn die Politik hat zu wenig Respekt vor ihren Bürgern. Etwa beim EU-Reformvertrag. Er liest sich wirklich nicht gut mit seiner ganzen Häßlichkeit eines Änderungsgesetzes. Neben einigen glatt formulierten Absätzen herrscht Wortgestopsel vor: „Der Wortlaut des Artikels 17 wird Artikel 28 mit den Änderungen gemäß Nummer 49.“ Oder: „Artikel 3 wird aufgehoben und der folgende Artikel 3a eingefügt.“ Es ist ein Werk ohne Würde – weit entfernt von dem, was eine Verfassung stiften sollte. Und jetzt bleiben die EU-Bürger auch noch allein mit ihren Sorgen vor offenen Ostgrenzen.

Reformvertrag und die Prozedur bei der Grenzöffnung drücken aus, worunter die Gemeinschaft am meisten leidet. Die EU ist nach wie vor eine Veranstaltung einer politischen Kaste, die offenkundig nichts mehr fürchtet, als ihre Arbeit den Bürgern erklären und, schlimmer noch, vor ihnen verantworten zu müssen. Natürlich auch jetzt: Der Reformvertrag in seiner häßlichen Form als Änderungsgesetz diente nur dazu, sich an notwendigen Volksabstimmungen in Ländern wie Frankreich oder den Niederlanden vorbeizumogeln. Dort hatten die Bürger wie erinnerlich die ursprüngliche EU-Verfassung verworfen; die Deutschen waren erst gar nicht gefragt worden: Nach den Umfragen der Demoskopen wäre alles andere als ein Nein die Sensation gewesen.

Die Reparatur an dem Grundlagenvertrag für die Zusammenarbeit der EU-Staaten ist bezeichnend genug. Es wurde nicht nur jedes staatstragende Symbol wie Hymne oder Flagge gestrichen, auch der Grundrechte-Katalog wurde zur freien Verwendung in den Anhang verbannt. Ein solches Verfassungswerk ist weltweit ohne Beispiel, von den Fragen nach seiner Legitimation einmal ganz abgesehen.

Die Europa-Politiker gehen über die Sorgen und Ängste der Bürger hinweg; sie bleiben die Antworten schuldig – auch jetzt an diesem Wochenende, wenn an den Grenzen zu Deutschlands Nachbarn Polen und Tschechien die Ausweiskontrollen entfallen.

Je näher die Menschen an diesen Grenzen leben, desto größer die Befürchtung, sie könnten mehr Kriminalität ausgeliefert sein. Die Bürger werden alleingelassen mit einem Gefühl, als könnten sie ihre Haustüre nicht mehr abschließen.

Kaum ein Politiker hatte es auf sich genommen zu erklären, daß Sicherheit an den Grenzen kaum noch durch Zoll- oder Paßkontrollen garantiert werden kann; hier gibt es allenfalls Zufallstreffer bei der Fahndung. Die kriminellen Banden suchen sich ohnehin Wege an den Kontrollposten vorbei.

Effektive Polizeiarbeit funktioniert anders; sie basiert auf intensiver Zusammenarbeit der Sicherheitsbehörden und schnellem Informationsaustausch über kriminelle Gruppen. Das ist das Kernstück der Schengen-Regelung und hat sich besser bewährt als die bloße Sichtkontrolle am Schlagbaum.

Tatsächlich ist das Schengen-Abkommen so wirkungsvoll, daß sogar die Schweiz zum Ende des Jahres 2008 ihre eigenen Grenzkontrollen aufgeben und am Fahndungsverbund mitwirken will – und daß als Nicht-EU-Staat, der besonders pingelig über seine Außengrenzen wacht.

Klaus D. Voss:

Das Geschenk

Das Jahr 2007 hatte wenigstens ein Gutes – es hat den deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen ein Geschenk gebracht: die ehrliche Sicht auf das Leiden der Menschen, die ihre Heimat verlassen mußten. Viele, die sich kaum noch trauten, offen über ihr Schicksal zu sprechen, fühlten sich mit einem Mal aufgenommen vom Mitgefühl der anderen. Der Zweiteiler „Die Flucht“ mag unter filmischen Schwächen leiden, aber er hat einem Millionenpublikum das große Drama der Deutschen im 20. Jahrhundert nahegebracht, so frei von politischen Ressentiments wie in keinem Historienfilm zuvor.

Die Geschichte der Deutschen befreit sich vom strikten Regelement der Nachkriegsjahre, vom untauglichen Versuch, die historische Deutung auf alle Zeit festzuschreiben. Inzwischen wächst die dritte Generation nach dem Krieg heran, und die jungen Deutschen stellen die Fragen nach ihrer Geschichte so unvoreingenommen wie es sein muß.

Die junge Generation hat das Recht, richtige Antworten zu bekommen – genauso, wie die Generation der Zeitzeugen den Anspruch hat, historisch korrekt beschrieben zu sein.

Man kann sich auf die Suche machen, wann diese neue Sicht auf das große Drama der Deutschen begonnen hat – mit Ausstellungen wie „Flucht, Vertreibung, Integration“ oder „Erzwungene Wege“, mit TV-Dramen wie „Die Flucht“ oder „Suchkind 312“? – Flucht und Vertreibung ist ein Menschheitsthema, unter dem die Völker in Europa mehr zu leiden hatten als andere in dieser Welt. Man stößt bei der Suche sofort auf die Frage, warum die Antworten nicht längst in einer Berliner Dokumentationsstätte gesammelt werden, in einem Zentrum gegen Vertreibungen?

Putins Zukunft

Attentatsopfer oder Staatspräsident?

Darüber regen sich die Russen auf: Es heißt, am 7. Januar 2008 werde Wladimir Putin beim Verlassen der Christi-Erlöser-Kathedrale einem Attentat zum Opfer fallen, das Land im Chaos versinken. So lautet eine Prophezeiung des US-Polit-Astrologen Andrew Kuchins über die „Alternative Zukunft Rußlands bis 2017“. Diese „Majestätsbeleidigung“ des Politologen, der von 2003 bis 2005 Direktor des Moskauer Carnegie-Zentrums war, löste Empörung in Moskau aus, gleicht doch für den durchschnittlichen Russen der Präsident einem Monarchen, dessen Macht von Gott kommt.

Die Nachricht der Woche über Putin, er werde das Amt des Ministerpräsidenten übernehmen, wurde ruhig aufgenommen. Realistischer ist ohnehin die Variante, daß Putin in Zukunft Macht als Präsident einer Russisch-Weißrussischen Union ausüben wird.

Den Antrittsbesuch in Minsk hat Putin kürzlich absolviert. Er verhandelte mit dem weißrussischen Präsidenten Lukaschenko über einen Milliardenkredit zur Tilgung der Energieschulden.

Es war das erste Treffen beider Staatsoberhäupter, da während Putins Amtszeit aufgrund von Streitigkeiten um Transit- und Zollgebühren für russisches Gas das Verhältnis schlechter wurde, was Weißrußlands Wirtschaft nachhaltig zum Schaden gereichte.

Über die Union beider Staaten wurde zuletzt vor elf Jahren unter Boris Jelzin verhandelt. *MRK*

Tamtam auf der Tropen-Insel

Nach der Klimaschutz-Konferenz auf Bali: Hauptsache, es geht weiter

Von Klaus Apfelbaum

Was bleibt von Bali, der großen Klimaschutz-Inszenierung mit Vollbesetzung aus 192 Staaten? Zum Glück keine konkrete Abmachung, denn die hätten in erster Linie die Mitteleuropäer mit Euro und Cent ableisten müssen. Verständigt hat man sich auf nicht weniger, als den Dialog zwei Jahre weiterzuführen, ohne greifbare Vorgaben.

Was von Bali bleibt, ist der Nachhall einer Großveranstaltung, die eher auf Vortäuschung angelegt war, mit allen Regie-Kniffen: mit dramatischen Zuspitzungen, übernächtigten Verhandlungsdelegationen, dazwischen der deutsche Umweltminister Sigmar Gabriel als Pausenengel, der den Fortgang erläutert. Schließlich ein Ende mit dem erlösenden Tränenausbruch des Klima-Generalsekretärs Yvo de Boer, als das Schlußpapier ausgehandelt war. Es war ein Rund-um-die-Uhr-Spektakel zum Klimaschutz für alle Zeitzonen der Erde.

Oder war es doch nur, wie es heute heißt, ein Event, ein Emotionentheater für Fernsehgläubige? Stets begleitet von einem medialen Trommelfeuer, das beim Kernbegriff „Klimakatastrophe“ keinen Glaubenszweifel duldet. Joachim Schnellnhuber, Direktor des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung und Berater von Kanzlerin Angela Merkel, ließ seine Drohung in den Medien auf die Zeile verkürzen: „Scheitert Bali, scheitert die Welt.“

Gut zu wissen, daß Schellnhuber und seine Mitstreiter in Bali doch noch die Kurve genommen haben – sollte man jedenfalls meinen. Aber im Ernst: So wie auf dem Klima-Festival von Bali kann Politik nicht verhandelt werden; da schließen sich schon Methodik und Zielsetzung aus. Politische Verhandlungen orientieren sich allein am Ergebnis; sie gelingen oder sie scheitern, je nachdem, wie präsize die Vorarbeiten gelungen sind, ganz im Zeitrahmen, ohne dramatische Nächte, ohne Tränenfluß.

Klimaschutz-Konferenzen sind ergebnisfern; sie scheitern regelmäßig, ob in Rio de Janeiro, Nairobi oder auf Bali. Es gibt in der Sache keine gemeinsamen Ziele, auf die die Staaten sich einigen könnten. Es gibt nur die gemeinsame Aussicht auf Geschäfte mit dem Klimaschutz.

Das war in Kyoto vor zehn Jahren nicht anders – die Einschätzung, was Erfolg oder Mißerfolg ist, hängt vom reklamierten Eigenanteil ab. Zum Beispiel Michael Müller, 1997 Umweltsprecher der damals noch oppositionellen SPD-Bundestagsfraktion. Das Kyoto-Protokoll, das die damalige Umweltministerin Merkel mit nach Hause brachte, nannte er dürftig. Der Weltklimagipfel sei gescheitert. Neue Aufgaben, neue Sichten: Heute, als Umweltstaatssekretär in Diensten seiner Kanzlerin Merkel, hat sich seine Meinung doch dramatisch verändert. Auch für Müller ist das Kyoto-Protokoll heute die Festschrift des Klimaschutzes. (Siehe den Beitrag auch Seite 6).

Schoppen für Steinbrück

In fast jeder Familie findet sich der eine oder andere Genießer, den man mit einer Flasche Champagner, einem Whisky, einer guten Zigarre oder mit einer besonderen Tasse Kaffee zum Fest erfreuen kann. Auf diese Güter erhebt der Staat spezielle Verbrauchssteuern.

Der Fiskus kassiert 2007 aus Energie-, Tabak- und ähnlichen Steuern rund 58 Milliarden Euro. Und damit der Preisaufschlag richtig sitzt, kommt auf diese Steuern noch die Mehrwertsteuer von sieben oder 19 Prozent obendrauf.

Allein aus der Kaffeesteuer fließt dem Bund gut eine Milliarde Euro zu. Wer zur neuen Espressomaschine noch ein Kilo Arabicakaffee für 19 Euro schenkt, hat auch 3,43 Euro an den Finanzminister überwiesen. Der staatliche Obolus setzt sich zusammen aus 2,19 Euro Kaffeesteuer und 1,24 Euro Mehrwertsteuer. Ähnlich ist es bei einer guten Flasche Whisky. Im Verkaufspreis von 69 Euro sind 14,67 Euro Steuern enthalten – immerhin 27 Prozent des Warenwertes.

Dennoch leben wir in glücklichen Zeiten. Viele Verbrauchssteuern wurden abgeschafft oder zumindest deutlich verringert, meist im Zuge des EU-Binnenmarktes. Entfallen sind seit 1993 zum Beispiel die Zucker-, die Salz- und die Teesteuer. Einige Steuern haben sogar eine lange Tradition. Die Biersteuer ist ungefähr so alt wie das Reinheitsgebot, und Kaffee wurde bei seinem Siegeszug im Europa des 17. Jahrhunderts als Luxusgut besteuert. Die Schaumweinsteuer wurde 1902 von Kaiser Wilhelm II. zur Finanzierung des Baus des Kaiser-Wilhelm-Kanals und seiner Schlachtflotte eingeführt. Letztere gibt es zwar längst nicht mehr, aber damit wir heute beim Blick ins Glas nicht genauso sang- und klanglos absaufen wie einst des Kaisers Flotte, wurde die Steuer einfach beibehalten. Denn die Finanzminister fanden schon immer: Alte Steuer, gute Steuer. *IW*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr: SachsenLB in Not

Die SachsenLB ist nach Verlusten aus risikoreichen Geschäften durch die US-Hypothekenkrise in die Schieflage geraten. Hilfe nahte aus Stuttgart. Die Landesbank Baden-Württemberg, die die SachsenLB übernommen hat, verlangt erst eine Bürgschaft in Höhe von 4,3 Milliarden Euro von dem Land Sachsen – ein Drittel des sächsischen Haushalts. Sachsen bat den Bund um Hilfe, doch der verweigerte diese. Erst als Sachsen den Preis auf 328 Millionen Euro runtersetzte und eine Bürgschaft von 2,75 Milliarden Euro aussprach, stimmten die Stuttgarter zu.

1.496.968.709.899 €

(eine Billion vierhundertsechsundneunzig Milliarden neunhundertachtundsechzig Millionen siebenhundertneuntausend und achthundertneunundneunzig)

Vorwoche: 1.496.643.355.479 €
Verschuldung pro Kopf: 18.173 €
Vorwoche: 18.169 €

(Dienstag, 18. Dezember 2007, 12 Uhr, www.steuerzahler.de)

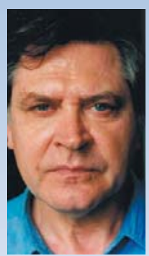
Einseitige Sichtweise

Deutsch-polnische Geschichte: Darstellungen für den Schulunterricht kritisiert

Von Wolfgang Bittner

Kein Punkt widerlegt

In der Wochenzeitung „Rheinischer Merkur" vom 29. November hatte der Schriftsteller Wolfgang Bittner zu einem Schulbuch Stellung genommen, das deutschen Schülern die polnische Geschichte und Kenntnisse über das deutsch-polnische Verhältnis vermitteln soll. Es wurde von zwei Mitarbeitern des deutschen Polen-Instituts in Darmstadt verfaßt. Der Rezensent hatte eine bestimmte Tendenz des Buches angemerkt, ein Geschichtsbild, das „hin und wieder einseitige polnische Sichtweisen wiedergibt". Darauf hat einer der Autoren in einer Erwiderung geantwortet, der Rezensent sei „deutschnationalen Geistes", ein Mensch, „der geistig tief in den Auseinandersetzungen der 20er- und der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts verhaftet" sei, er schriebe „Unsinn", hielte sein „lückenhaftes historisches Wissen für die Wahrheit". Allerdings wird keiner der von Bittner kritisierten Punkte widerlegt; vielmehr wird der Rezensent – inzwischen auch in einigen Leserbriefen – diffamiert und verleumdet. Nachfolgend sein leicht gekürzter Beitrag.



Wolfgang Bittner

Wolfgang Bittner lebt als freier Schriftsteller in Köln. Der promovierte Jurist wurde 1941 in Gleiwitz geboren, ist Mitglied im PEN und erhielt mehrere Literaturpreise. Mitarbeit bei Zeitungen, Zeitschriften, Hörfunk und Fernsehen. Er schrieb über 50 Bücher, darunter „Beruf: Schriftsteller", „Niemandsland", „Gleiwitz heißt heute Gliwice" und „Überschreiten die Grenze". Mehrere Lese- und Vortragsreisen sowie zwei Gastprofessuren führten ihn in den letzten Jahren nach Polen. (Weitere Informationen: www.wolfgangbittner.de)

Deutschen Schülern die polnische Geschichte und zugleich den Verlauf der deutsch-polnischen Beziehungen nahezubringen, ist ein verdienstvolles, wenn auch nicht einfaches Unternehmen. Die von Matthias Kneip und Manfred Mack herausgegebenen Darstellungen und Materialien für den Geschichtsunterricht an deutschen Schulen bieten einen vielseitigen Überblick, von der Ostkolonisation und der polnischen Adelsrepublik bis zur Gegenwart, ergänzt durch Stellungnahmen von Historikern, Politikern und Zeitzeugen. Abbildungen, literarische Texte, Karikaturen und Landkarten oder auch Statistiken lockern die Zusammenstellung auf und tragen zur Lesbarkeit bei. Zusätzlich werden Arbeitsanregungen, Vorschläge für Referate und Facharbeiten sowie Literaturhinweise angeboten.

Ein solches Werk ist gerade in der gegenwärtigen Phase der Wiederbelebung einer Annäherungspolitik nicht hoch genug einzuschätzen. Zu Recht beklagen die Autoren die vielen noch vorhandenen Defizite in der gegenseitigen Aufarbeitung einer schwierigen Vergangenheit. Aber sie begrüßen zugleich, daß in den Schulbüchern dank der Arbeit der Gemeinsamen deutsch-polnischen Schulbuchkommission heute objektiver über das jeweilige Nachbarland informiert wird als noch bis vor wenigen Jahren.

Zu registrieren ist allerdings – wie bei vielen gutwilligen deutschen Publizisten und Wissenschaftlern – ein Geschichtsbild, das trotz aller Bemühungen um Objektivität hin und wieder schwerpunktmäßig einseitige polnische Sichtweisen wiedergibt, die nicht oder in ihrer Gewichtung nicht den Fakten entsprechen. Zum Beispiel wird die aggressive Großmachtpolitik des Marschalls Pilsudski (1867–1935), der Angriffskriege gegen mehrere Nachbarländer geführt hat, beiläufig und eher unkritisch abgehandelt. Immerhin wurden nach dem Ersten Weltkrieg weite Teile der Ukraine, Weißrußlands und Litauens, wie auch später noch das tschechische Olsa-Gebiet annektiert und „polonisiert". Aus diesen Gebieten stammten größtenteils die Menschen, die von Polen 1945 als polnische Vertriebene in den deutschen Ostgebieten, heute etwa ein Drittel des polnischen Territoriums, angesiedelt wurden.

Die nach dem Ersten Weltkrieg durchgeführten Volksabstimmungen werden nur am Rande erwähnt. Es ist von „strittigen Gebieten um Allenstein, Marienwerder und in Oberschlesien" die Rede, und daß es „im südlichen Ostpreußen und in westpreußischen Plebiszitgebieten 1920 nur wenige Stimmen für Polen gab, weshalb die Gebiete größtenteils bei Deutschland verblieben". Die Teilung Oberschlesiens, des seinerzeit zweitgrößten deutschen Industriegebiets, auf Betreiben Polens durch den Völkerbund entgegen dem Votum der Volksabstimmung von 1921 (60:40 zugunsten Deutschlands) findet keine analytische Beachtung. Das, wie auch die Tatsache, daß Pilsudski, der 1926 nach einem Staatsstreich ein diktatorisches Regime errichtete und 1933 in Paris vergeblich wegen eines Angriffskrieges gegen Deutschland vorfühlen ließ (Brockhaus-Enzyklopädie 1972), ist jedoch von wesentlicher Bedeutung für die spätere politische Entwicklung.

Auch unter Berücksichtigung der polnischen Teilungen und der von Deutschen zu verantwortenden Leiden des polnischen Volkes während des Zweiten Weltkriegs erscheint es sehr gewagt und undifferenziert, Schülern die Polen sozusagen als ein überwiegend friedliebendes und tapferes, wenn auch bemitleidenswertes Volk vorzustellen, die Deutschen dagegen als eher übergriffig, dominant und aggressiv. Diese Tendenz aber durchzieht die vorliegende Geschichtsaufarbeitung. Das mag zwar der polnischen Staatsdoktrin (vom „Opfervolk" und vom „Tätervolk") entsprechen, ist jedoch ein Mangel dieses Werks, unnötig, zumal die Autoren Mitarbeiter des durchaus seriösen und auf Verständigung ausgerichteten deutschen Polen-Instituts in Darmstadt sind.

Natürlich muß der Überfall NS-Deutschlands auf Polen bei allem, was heute von deutscher Seite über Polen und über das deutsch-polnische Verhältnis geschrieben wird, immer mitgedacht werden, und das wird noch einige Jahrzehnte so bleiben – so bleiben müssen. Insofern gibt es im vorliegenden Werk zu den Verbrechen der Deutschen ausführliche Darstellungen und Materialien. Aber wem hilft es, wenn 62 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs historische Fakten, die ein kritisches Licht auf die polnische Vergangenheit werfen, vernachlässigt, heruntergespielt oder verschwiegen werden, um vielleicht in national und nationalistisch ausgerichteten Kreisen Polens wenn schon nicht Anerkennung zu finden – dazu ist das Buch wiederum zu nah an der geschichtlichen Wahrheit –, so doch wenigstens keine Empörung auszulösen? Wem könnte das nützen?

Es ist kontraproduktiv und gefährlich, wenn aus Scham über die NS-Vergangenheit und aus falsch verstandenem Entgegenkommen Geschichtsklitterung betrieben wird. Versöhnung oder wenigstens ein gutes nachbarliches Verhältnis kann nicht mit Selbstverleugnung bezahlt werden.



Beispiel Kattowitz: Polnische Aufstände gegen die bevorstehende Abstimmung in Oberschlesien 1920 zwangen die französischen Besatzungstruppen dazu, für Ruhe zu sorgen. Trotz einer Mehrheit von 59,42 Prozent für Deutschland half Frankreich bei der Teilung des industrialisierten Oberschlesiens zugunsten Polens. Foto: pa

Ein Beispiel aus dem Kapitel „Deutschland und Polen nach dem Versailler Vertrag". Da heißt es: „Die folgende Teilung Oberschlesiens durch den Völkerbund konnte auch von drei zwischen 1919 und 1921 in Oberschlesien von polnischen Nationalisten unter der Führung von Wojciech Korfanty initiierten Aufständen gegen die Deutschen nicht mehr verhindert werden. Dabei wurde sie von Deutschen und Polen gleichermaßen als ungerecht verurteilt."

Die Fakten sehen demgegenüber so aus, daß Polen, nachdem Deutschland zu den Verlierern des Ersten Weltkriegs gehörte, ganz Oberschlesien für sich beanspruchte, Deutschland jedoch dieses wichtige Industriegebiet, das jahrhundertelang zum Deutschen Reich gehörte und mit großer unternehmerischer Initiative industrialisiert worden war, nicht hergeben wollte. Wojciech Korfanty betrieb auf polnischer Seite militant und völkerrechtswidrig ebenfalls die Abtrennung ganz Oberschlesiens von Deutschland. Die genannten Aufstände waren genau genommen gezielt vorbereitete Unruhen und Überfälle auf deutsches Gebiet, bei denen sogar polnische Panzerzüge und Artillerie eingesetzt wurden. Worin besteht demnach die Ungerechtigkeit, die angeblich „gleichermaßen" von Deutschen und Polen verurteilt wurde? Ist es „revisionistisch", so etwas richtigzustellen?

An anderer Stelle heißt es: „Angesichts der militärischen Schwäche Sowjetrußlands an der Westgrenze versuchte Józef Pilsudski, vollendete Tatsachen zu schaffen, und löste mit einer Offensive im April 1920 den Polnisch-Sowjetischen Krieg aus. Er lehnte die sogenannte Curzon-Linie" – Empfehlung des britischen Außenministers George Curzon –, „die ungefähre Grenze der geschlossenen polnischen Siedlungsgebiete am Bug, als polnische Ostgrenze ab ..."

Das klingt harmlos. In Wirklichkeit führte Pilsudski einen Angriffskrieg gegen die im Entstehen begriffene Sowjetunion mit anschließender Annexion und „Polonisierung" der besetzten Gebiete. Warum läßt sich das nicht wahrheitsgemäß formulieren? Man würde ja den Autoren gern folgen wollen. Wenn nicht ständig diese tendenziösen Unterlassungen oder Fehlinformationen wären, die bei Kenntnis der historischen Fakten Unwillen und Verärgerung hervorrufen.

Hinsichtlich der Geschichte Ostpreußens beschränken sich die Autoren weitgehend darauf, die Rolle des Deutschen Ordens („Geschichte und Mythos") zu referieren, um später fortzufahren: „Zu den strittigen Ergebnissen des Versailler Vertrags gehörte die Einrichtung eines 30-90 km breiten ‚polnischen Korridors' durch Westpreußen, um Polen einen ungehinderten Zugang zur Ostsee zu ermöglichen, sowie die Erklärung Danzigs zur ‚Freien Stadt' unter der Aufsicht des Völkerbundes, was das deutsch-polnische Verhältnis ebenfalls in den folgenden Jahren belastete."

Zur Staatszugehörigkeit Oberschlesiens ist zu lesen: „Das Gebiet um Oberschlesien, wo seit vielen Jahrhunderten sowohl deutsche als auch polnische Schlesier lebten, wurde in der Zeit von 1920 bis 1921, also bis zur Abstimmung, unter französische Verwaltung gestellt." Außer Betracht bleibt, daß Niederschlesien und Oberschlesien seit den Trentschiner Verträgen von 1335 und 1339 zwischen der polnischen und der böhmischen Krone offiziell und völkerrechtlich zum Deutschen Reich gehörten. Denn der böhmische König war Kurfürst des Deutschen Reiches. Später wurden diese Gebiete österreichisch, 1742 dann preußisch, also ebenfalls dem Deutschen Reich zugehörig. Die Bevölkerung war zwar „gemischt", jedoch überwiegend deutscher Volkszugehörigkeit, und sie unterstand der jeweiligen böhmischen, österreichischen oder preußischen Oberhoheit und Verwaltung; Amtssprache war Deutsch.

Solche Fakten bleiben unerwähnt, was die Auffassung vieler Polen bestärkt, Schlesien sei über die Jahrhunderte „mal polnisch und mal deutsch" gewesen und 1945 „heim ins polnische Vaterland" (wie an Rathäusern zu lesen ist) gekommen. Die immer wieder zutage tretende Tendenz der Autoren, dem einseitigen oder falschen polnischen Geschichtsbild dienstbar zu sein, setzt sich weiter fort in der Behauptung, viele der Spätaussiedler in der Folge der deutsch-polnischen Abkommen aus den Jahren 1970 und 1975 über die Familienzusammenführung hätten sich „weder mit Polen noch mit Deutschland eindeutig identifizieren" können. Was bedeuteten dann „Spätaussiedler" und „Familienzusammenführung"?

Nun ist Geschichtsschreibung fast immer tendenziös und oft sogar falsch. Doch solange wir Tendenzen und Geschichtsklitterung noch erkennen, sollten sie benannt werden. Nichtsdestoweniger ist die vorliegende Geschichtsaufarbeitung ein erster Schritt, Schülern Polen näherzubringen und von vielen gängigen Klischees fortzukommen, die das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen vergiften.

***Matthias Kneip, Manfred Mack: „Polnische Geschichte und deutsch-polnische Beziehungen"**, Cornelsen, Berlin 2007, 190 Seiten, 14,95 Euro*

Die zwei Potsdams

Von Harald Fourier

Im Sommer hat mein Schulkamerad Daniel sein Haus in Potsdam einweihen lassen. Er hat sogar extra unseren alten Religionslehrer Pater Glorius (SJ) eingeladen, um die Zeremonie in seinen neuen vier Wänden am Neuen Garten feierlich durchzuführen.

Daniel kommt aus einer wohlhabenden Familie in West-Berlin, und so waren die anderen Gäste, die ich dort kennenlernte, überwiegend West-Berliner oder Neu-Potsdamer, die erst nach der Revolution dorthin gezogen sind.

In dem aufwendig renovierten Wohnhaus traf sich das eine Potsdam.

Im Schlaatz lebt das andere. Jeder dritte in diesem Plattenbauviertel lebt von Arbeitslosengeld oder anderen „Leistungen“. Dort wird weiterhin – egal, wieviel Geld die Stadt dort investiert – Linkspartei gewählt. „Wenn ich denen mit dem Wiederaufbau des Stadtschlosses komme, dann kriege ich keine Stimme“, sagt ein Abgeordneter der Linken.

Es gibt zwei Potsdams: das klassische Potsdam mit dem Fortunaportal, den höchsten Durchschnittslöhnen in ganz Mitteldeutschland und das andere im Schlaatz – mit Hartz IV und Dosenbier. Letzterer Bevölkerungsteil interessiert sich nicht die Bohne für die Geschichte der Stadt oder den Wiederaufbau alter Gebäude. Unter ihnen ist auch die zurückgeworfene DDR-Elite, die ihre Privilegien verloren hat und den neuen Staat nicht als den ihren ansieht. Für sie ist die „BRD“ nur eine große Suppenküche.

Wie konnte es dazu kommen, daß in Potsdam zwei so unterschiedliche Lager entstanden? Daran sind die Kommunisten schuld. Bis 1945 gab es das Potsdamer Bürgertum, das stolz auf seine Stadt war. Doch dieses Bürgertum ist unter dem massiven Druck der roten Herren schnell aufgelöst. Nirgendwo wurde nach 1945 die Bevölkerung so radikal ausgetauscht wie hier. Die alten Eliten flüchteten, oft nach Berlin. Kommunisten aus ganz anderen Teilen des Staates, die neue Elite, bevölkerten die Filmschule oder Stasi-Institute. Auch deren Nachkommen haben mit der Garnisonkirche oder dem Stadtschloß nichts am Hut.

Gibt es begründete Hoffnung darauf, daß sich das Günter-Jauch-Potsdam am Ende durchsetzt? Daß die sozialen Probleme 18 Jahre nach dem Mauerfall irgendwann einmal nicht mehr so wichtig sind und die Mauer in den Köpfen verschwindet?

Derzeit sind die Aussichten eher durchwachsen. Der Landtagsabgeordneten Gerd-Rüdiger Hoffmann von den Linken will beobachtet haben, daß es längst eine Art Hartz-IV-Volk gibt. „Die kümmern sich den ganzen Tag nur noch darum, Sozialleistungen zu bekommen. Das überträgt sich in die nächste Generation.“

Von einer religiösen Hausweihe haben die Schlaatzer wahrscheinlich noch nie gehört.

Wegen Erfolgs gefeuert

Krach im Berliner Zoo: »Knut-Manager« Uhlich mußte gehen



Glückwunsch: Zum Geburtstag gab es für Knut eine große Gemüsetorte mit Holzkerze. Der Berliner Bär erblickte vor einem Jahr das Licht der Welt. Für den Mann, der ihn zum Star machte, ist allerdings Schluß. Gerald R. Uhlich machte die Marke Knut zum weltweiten Kultobjekt und brachte die Kassen des Berliner Zoos zum Klingen. Sein Vertrag wurde nicht verlängert. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan …

Foto: ddp

Von Mariano Albrecht

Der defizitäre Berliner Zoo hat sich in der vergangenen Woche von dem Mann getrennt, der es im vergangenen Jahr geschafft hatte, dem Unternehmen geschätzte acht bis zehn Millionen Euro in die Kassen zu spülen. Freilich kam dem nun gefeuerten Kaufmännischen Geschäftsführer und Vorstandsmitglied der Berliner Zoo AG, Gerald R. Uhlich, dabei zugute, daß die Geburt des kleinen Eisbären Knut dem Unternehmen nie dagewesene Besucherströme bescherte.

Doch genau daran rieben sich die Gemüter altehrwürdiger Zoologen wie des Direktors von Berlins Zoo und Tierpark, Bernhard Blaszkiewitz. Auch dem Vorstand war der große Rummel um die Knut-Vermarktung offenbar unheimlich. Zudem schienen die Vorstellungen Uhlichs von der Führung eines modernen Zoos nicht denen der Zoologen des 1844 gegründeten Unternehmens zu entsprechen. Was war passiert?

Der Berliner Zoo im Westen und der Tierpark Berlin im Ostteil der Stadt liegen sich seit dem Mauerfall in den Haaren. Das ungeliebte Kind Ost bekommt mehr Subventionen aufgrund seiner Größe, der alteingesessenen Vorstand des Zoo fürchtet eine gegenseitige Kannibalisierung der Angebote. Als Uhlich vor drei Jahren den Posten des Kaufmännischen Direktors für beide Einrichtungen übernahm, wollte er das ändern.

Uhlich ist Manager, mit Tieren hatte er bis zum Antritt seiner Arbeit in Zoo und Tierpark nicht viel zu tun. Bis vor drei Jahren arbeitete er in der Metall- und Textilindustrie. Der studierte Ökonom kennt sich mit Zahlen aus, kunden- und gewinnorientiertes Arbeiten sind sein Job. Direktor Blaszkiewitz war der Mann von Anfang an suspekt, er befürchtete, daß die ehrwürdige Einrichtung zum Disneyland verkommt. „Unsere Aufgabe ist es seit dem Jahr 1844, Tiere auszustellen, denen es gut gehen soll, und Naturschutz zu betreiben“, formuliert der Biologe sein Selbstverständnis.

Gerald R. Uhlich Foto: ddp

Neben den Eintrittsgeldern lebt der Berliner Zoo von Zuschüssen des Berliner Senats, ebenso das Tochterunternehmen Tierpark, die Kassen sind streng getrennt. Von den Zooeinnahmen darf gemäß der Satzung der Zoo AG kein Geld an den größeren Tierpark transferiert werden, In der Vergangenheit flossen pro Jahr rund zwölf Millionen Euro in Zoo und Tierpark, nun werden die Subventionen zurückgefahren. 2008 erhält der Zoo nur noch 1,8 Millionen Euro, der Tierpark 6,7 Millionen. Außerdem füllen zahlreiche Spenden die ständig leeren Kassen auf, Tierhaltung kostet viel Geld.

Gerald R. Uhlich vertritt die Meinung, daß sich das Konzept Zoo, wie es in der Vergangenheit existierte, überlebt habe. „In einer Zeit, in der die Menschen reisen, sich Tiere in freier Wildbahn ansehen können und eine Medienflut die Welt ins Wohnzimmer bringt, ist die reine Tierschau kaum noch gefragt.“

Man müsse dem Besucher Erlebniswelten im Lernzoo bieten, um die wissenschaftliche Arbeit eines Zoos auf ein solides Fundament zu stellen. „Man kann nur soviel Artenschutz betreiben, wie Geld da ist“, meint der Geschäftsmann. Mit Geschäftspartnerschaften, einem neuen Kartensystem und Zusammenarbeit mit der Tourismusindustrie wollte Uhlich dem Zuschußbetrieb neuen Schwung geben. Das stieß auf Kritik. Die Zucht seltener Tierarten kostet Geld. Und wie man das verdient, zeigte Uhlich den subventionsverwöhnten Zoovorständen. Uhlich machte den Eisbären Knut zur eingetragenen Marke, verkaufte Musik- und Buchrechte an Verlage und kurbelte eine Souvenirindustrie an.

Tierschützer sahen den kleinen Eisbären mißbraucht. Dem Zoo warfen sie vor, andere Tiere zu vernachlässigen. Daß das Geld aus der Knut-Kampagne dem gesamten Tierbestand zugute kam, wurde geflissentlich ausgeblendet.

Uhlich sah sich wachsenden Anfeindungen ausgesetzt, Rückendeckung aus dem Vorstand bekam er keine. Statt dessen bestehen die Verantwortlichen in Berlin auf eingefahrenen Bahnen, obwohl andernorts bereits überaus erfolgreich der Kurs neu bestimmt wird.

Zum Beispiel in Hannover. Seit dem Beginn des Umbaus des Zoos dort 1994 wuchs die jährliche Besucherzahl um 94 Prozent. Parallel dazu stiegen die Eintrittseinnahmen um mehr als 419 Prozent. Das Konzept: Erlebniswelt statt Tierausstellung.

2007 verbuchte Berlins Zoo dank Uhlichs Engagement seit Jahren erstmals schwarze Zahlen. Doch dies ging den Akteuren im Vorstand offenbar zu schnell. Subventionen aus Steuermitteln sind bequemer als ein Leistungsdruck wie in einem Wirtschaftsunternehmen.

Verdächtige überraschend freigelassen

Halberstadt: Erstaunliche Wende im Prozeß wegen eines mutmaßlichen Überfalls auf ein Theaterensemble

Von Peter Westphal

Bundesweit sprechen die Medien von einer „merkwürdigen“ bis „spektakulären“ Prozeßwende: Die beim Magdeburger Landgericht angeklagten Männer, die Anfang Juni in Halberstadt eine Gruppe Schauspieler des Nordharzer Städtebundtheaters zusammengeschlagen haben sollen, wurden nach fast sechsmonatiger Untersuchungshaft wieder auf freien Fuß gesetzt.

Das Gericht rechnet nach eigenem Bekunden kaum mehr mit einer Verurteilung; allein der 22jährige Hauptangeklagte Christian W. hatte zu Prozeßbeginn ein „umfangreiches Geständnis“ abgelegt. Das zumindest behauptet sein Anwalt. Der Haftbefehl des Hauptverdächtigen wurde deshalb gegen Meldeauflagen lediglich außer Vollzug gesetzt. Von den drei weiteren Angeklagten konnte nur einem einzigen nachgewiesen werden, daß er in der fraglichen Zeit überhaupt am Ort des Geschehens war.

Damals, in der Nacht zum 9. Juni 2007, hatten teils noch verkleidete Schauspieler die Premiere ihrer „Rocky Horror Picture Show“ am Bergtheater Thale feiern wollen. Vor der Halberstädter Kneipe „Spucknapf“ waren sie mit der Begründung abgewiesen worden, daß bestimmten Personengruppen, darunter Punks, prinzipiell kein Zutritt gewährt werde. So mußten die Schauspieler umkehren, in deren Reihen sich auch der äußerlich als Punk erkennbare Theaterdarsteller Alexander Junghans befand. Sein Bild mit gebrochenem Nasenbein machte später in Deutschland die Runde.

Nachdem die Schauspieler die Harmoniestraße überquert hatten, kamen sie an jenem, dem „Spucknapf“ gegenüberliegenden Geisterhaus vorbei, das in den 80er Jahren als „Klubhaus der Werktätigen“ eröffnet worden war und seit den 90ern verwaist ist. Hier geriet ein Teil der Schauspieler, so ihre eigene Darstellung, angeblich mit den „Nazitätern“ aneinander, von denen bis heute kaum jemand identifiziert wurde.

Ganz so unschuldig, wie sie sich zunächst in den Medien gerierten, waren die Schauspieler an der Eskalation allerdings nicht: Wie sich im Prozeßverlauf herausstellte, waren die mutmaßlichen Angreifer zuvor von der offenbar alkoholisierten Theatergruppe provoziert worden. Eine Opernsängerin soll „Was guckst’n so? Bist wohl schwul?“ gerufen haben.

Dem Vernehmen nach soll überdies einer von der Theatergruppe, nachdem diese dem „Spucknapf“ den Rücken gekehrt hatte, bewußt in Richtung der mutmaßlichen Angreifer gespuckt haben. Fünf Ensemble-Mitglieder hatten sich wegen abgebrochener Schneidezähne, aufgeplatzter Lippen oder blaugeschlagener Augen in die Klinik begeben.

Inzwischen befürchtet Halberstadts Theaterintendant André Bücker, der Prozeß gegen die vier, wie er sie nennt, „Nazi-Schläger“ werde zur „Farce“. Daran allerdings ist wohl politische Rücksichtnahme schuld, denn das Verfahren war – ganz entgegen der üblichen Praxis – noch vor Abschluß der Ermittlungsarbeiten eröffnet worden. Die übertriebene Eile gründete offensichtlich in dem Bemühen, der Öffentlichkeit ein hartes Durchgreifen gegen mutmaßliche Rechtsextremisten zu demonstrieren.

Im Zusammenhang mit einem Vorfall am Himmelfahrtstag (dort „Herrentag“) 2005 sehen sich die Richter noch immer schweren Vorwürfen ausgesetzt.

Damals spielte sich auf dem Bahnhofsvorplatz von Halberstadt eine gespenstische Szene ab. Ein Schwarzafrikaner, der mit der Straßenbahn zur „ZAST“ fahren wollte, der am Rand der Kleinstadt gelegenen Zentralen Aufnahmestelle für Asylbewerber in Sachsen-Anhalt, war von einer Handvoll Schlägern über den Platz gejagt worden.

Ein Dutzend Passanten schaute zu, wie der Mann um sein Leben rannte. Der türkische Imbißbudenbesitzer wies ihm die Tür, die Taxifahrer weigerten sich, ihn mitzunehmen. Ein uniformierter Bundespolizist, der den Flüchtenden mit seinem Auto retten wollte, wurde von den Tätern zusammengeschlagen.

Trotz anschließender Verurteilung war zunächst keiner der Täter ins Gefängnis eingewiesen worden.

Erst unter dem Eindruck des Zwischenfalls mit dem Theaterensemble waren zwei der Angeklagten im Sommer dieses Jahres, während des Revisionsverfahrens in Magdeburg, zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt worden.

Kunstauktion für Luise

Mit einer Kunstauktion unterstützte diese Woche die Gesellschaft Historisches Berlin die Aktion zur Rettung des Statue von Königin Luise im Berliner Tiergarten. Vor einem Jahr hatte der emeritierte Politikprofessor Fritz Vilmar eine Initiative zur Renovierung des 127 Jahre alten Denkmals ins Leben gerufen (*PAZ* berichtete).

Bis zu 30 000 Euro sind nach Vilmars Berechnung nötig, um den Verfall des Abbildes zu stoppen. 9000 Euro hatte er bis Ende November bei Spendern gesammelt.

Das Denkmal der legendären preußischen Königin ist derzeit am Sockel mit Löchern übersät, vermutlich noch Spuren der Kämpfe um Berlin 1945. Kaum mehr zu erkennen ist das Gesicht der beliebten Monarchin, lange Kalkspuren hinterließ das Sickerwasser. Der Bildhauer Erdmann Encke hatte die Statue nach der Totenmaske und zeitgenössischen Porträts möglichst originalgetreu gestaltet. *H.H.*

Zeitzeugen



Stephanus – Der heilige Stephanus, ein Zeitgenosse Jesu Christi, gilt als Erzmärtyrer der Christenheit. Laut Überlieferung war er der erste Mensch, der für sein Bekenntnis zu Christus getötet wurde; er starb durch Steinigung. Der Hohe Rat, die höchste jüdische Behörde, hielt es für erwiesen, daß Stephanus Gott und Moses gelästert habe. Des Heiligen, der einer der sieben ersten Diakonen war, wird am 26. Dezember gedacht.

Nero – Der römische Herrscher Nero (37–68, Kaiser ab 54) ging als Initiator des ersten großen Christenpogroms in die Geschichte ein. Ohnehin in politischer Bedrängnis, soll er infolge des großen Brands von Rom im Jahre 64 die Christen als Brandstifter verfolgt haben, weil manche ihm die Schuld an dem Feuer in die Schuhe schieben wollten.



Konstantin – Kaiser Konstantin (geb. um 270, gest. 337, Kaiser von 306 bis zu seinem Tode) beendete mit seinem Toleranzedikt von Mailand 313 die Epoche der Christendiskriminierung und -verfolgung im antiken Römischen Reich. Er wurde selbst Christ. Schätzungen zufolge waren zu seiner Zeit bereits etwa zehn Prozent der Bewohner des Imperiums christlich, im Osten mehr als im Westen. Um 325 verlegte er den Kaisersitz von Rom nach Byzanz, das fortan seinen Namen trug: Konstantinopel.

Martin Luther – Zahllose Christen der Geschichte wurden von anderen Christen wegen ihres Glaubens als Ketzer verfolgt. Der berühmteste war Martin Luther (1483–1546). Daß aus seinem Wirken bald eine eigene Kirche erwuchs, lag zunächst keineswegs in der Absicht des Reformators.



Elisabeth von Hessen-Darmstadt – Die deutsche Prinzessin (1864–1918) heiratete 1884 den russischen Großfürsten Sergej Alexandrowitsch Romanow, ein Mitglied der Zarenfamilie. Sergej wurde 1905 ermordet. Die Witwe gab darauf ihr ganzes Vermögen weg, vor allem für wohltätige Zwecke, und gründete ein Kloster in Moskau, wo sie sich der Armenfürsorge widmete. 1918 wurde Elisabeth von den Kommunisten ermordet. Von der russisch-orthodoxen Kirche wird sie seitdem als Märtyrerin für den Glauben verehrt.

Gefährliche Weihnachten

Christenverfolgung: Religionsausübung nur unter Lebensgefahr

Von Rebecca Bellano

Es riecht nach Tanne, gülden flackert das Kerzenlicht in den rot-glänzenden Weihnachtskugeln am Christbaum, die Plätzchen liegen in einem Teller mit Weihnachtsmannmotiv, daneben steht die Krippe in deren Mitte das Jesuskind liegt. Die Krippe ist für die Kleinsten der Familie aufgebaut, damit auch sie wenigstens eine Ahnung davon haben, warum wir Weihnachten feiern: Die Geburt Jesu, sie ist für die meisten nur eine Randerscheinung an den Weihnachtstagen. Diese „Randerscheinung“ macht aber unseren Kulturkreis aus, doch da auch dessen Konturen verschwimmen, ist es eigentlich einerlei. Uns geht es gut!

Knapp 3000 Kilometer südöstlich von uns würde die Sache für uns schon anders aussehen. Wenn wir dort Weihnachten feiern sollten, würden wir uns mit unserem Familien-Konsum-Schlemmerfest verdächtig machen, denn für die arabische Welt bedeutet Weihnachten vor allem die Geburt Jesu. Wer die feiert, bekennt sich zum Christum, und das ist offiziell verboten. In Saudi-Arabien könnte dies Verhaftung und Auspeitschung bedeuten, für den muslimischen Nachbarn, der von uns aus Nächstenliebe zum Mitfeiern genötigt wurde, kann dies den Tod mit sich bringen, denn wer vom Islam zum Christentum übertritt, den erwartet die Todesstrafe.

Während wir also wie selbstverständlich Weihnachten feiern, ohne uns richtig bewußt zu machen, was wir da feiern, werden andere für derartiges Tun verfolgt, diskriminiert und ermordet.

Die Experten von „Kirche in Not“, die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) und das Institut für Religionsfreiheit schätzen, daß etwa 75 Prozent der aus religiösen Gründen Verfolgten und 80 Prozent der aus religiösen Gründen Ermordeten Christen sind.

Verfolgte Christen? Da war mal was, damals bei den Römern, irgendwas mit Löwen und so, erinnert sich der Durchschnittsdeutsche dunkel, dabei ist Christenverfolgung so aktuell wie seit Jahrhunderten nicht mehr. Vor allem im Nahen Osten, eben in Saudi-Arabien, dem Iran, dem Irak, aber auch der Türkei spielen sich zum Christentum bekennende Menschen mit ihrem Leben. Schon in den Schulbüchern können saudi-arabische Kinder nachlesen: „Wer die Lehre des Propheten Mohammed ablehnt, den erwartet das Höllenfeuer“, außerdem müsse der Westen abgewehrt werden, denn er präsentiere die „Fortsetzung des Verrats der hinterlistigen Juden“ an Mohammed. Selbst in der Türkei, einem der Lieblingsreiseländer der Deutschen, erlebten allein in diesem Jahr mehrere Christen tätliche Übergriffe auf sich. Erst im April hatten muslimische Nationalisten den Deutschen Tilmann Geske gefoltert und ermordet. Erst vor wenigen Tagen, am 16. Dezember, wurde ein italienischer Priester in Izmir Opfer einer Messerattacke.


Vielen ein Dorn im Auge: Syrisch-orthodoxer Christ in der Türkei Foto: Reuters

Während hierzulande muslimische Verbände bei uns auf offene Ohren stoßen, wenn sie darüber klagen, daß sie sich diskriminiert fühlten, kümmern wir uns kaum um die Christen in muslimischen Ländern, die nicht nur diskriminiert, sondern tätlich angegriffen werden.

So ist derzeit das Schicksal der Christen im Nahen Osten, daß man sie dort als „Spione“ des Westens sieht, während der Westen die Glaubensbrüder gar nicht wahrnimmt.

Doch nicht nur in der arabischen Welt brennen Kirchen und werden Pfarrer und Gottesdienstbesucher ermordet, auch in Asien und Afrika drohen Gefängnis, Folter, Sklaverei, Arbeitslager oder Tod. Da beispielsweise in Pakistan das Wort eines Christen nur halb soviel gilt wie das eines Moslems, ist berufliche und gesellschaftliche Diskriminierung an der Tagesordnung. In China werden Christen bei Razzien wie Kriminelle festgenommen: Am 7. Dezember wurden bei einer „illegalen“ Bibelstunde in der Provinz Shangdong 270 Leiter von Hausgemeinden in Handschellen abgeführt.

Weihnachten, das Fest der Liebe, wird so manchem Christen außerhalb unserer westlichen Welt nichts Gutes bringen.

Der erste Verfolger von Christen

Die Geschichte der Christenverfolgung reicht bis zu Herodes I., auch Herodes der Große genannt, zurück. Um 73 vor Christi Geburt kommt der Sproß von Antipatros und dessen Frau Kypros in Judäa zur Welt. Seine Familie ist wohlhabend, einflußreich. So wird er 47 v. Chr. von seinem Vater als Statthalter von Galiläa eingesetzt. Da Rom durch einen Bürgerkrieg fürs erste mit sich selber beschäftigt ist, versuchen sowohl Herodes und sein Bruder Phasael als auch Antigonos das dadurch entstandene Machtvakuum zu füllen. Antigonos obsiegt fürs erste mit Hilfe des Nachbarvolkes, der Parther. 40 v. Chr. krönt er sich zum König von Jerusalem. Herodes flieht nach Rom und wird von dem dortigen Triumvirat aus Octavian, Marcus Antonius und Marcus Aemilius Lepidus zum König

Die Opferzahlen schwanken bei diesem Verbrechen

von Jerusalem ernannt. Es folgt ein Krieg zwischen den beiden Königen von Jerusalem, aus dem Herodes 37 v. Chr. als Sieger hervorgeht.

Bei der Absicherung seiner Herrschaft war König Herodes rücksichtslos. Berühmtheit erlangte der bethlehemitische Kindermord, von dem wir allerdings mehr aus der Bibel als aus den Geschichtsbüchern wissen. Nachdem Herodes durch die Sterndeuter aus dem Morgenland von der Geburt eines neuen Königs der Juden erfahren hatte, fürchtete er um die Herrschaft seiner Dynastie und ließ Israels Weisen nach dem Geburtsort dieses Jungen fragen. Nachdem die Befragten Bethlehem als Ort der Geburt identifiziert hatten, ließ er dort alle Knaben, die jünger als zwei Jahre alt waren, töten.

Während mittelalterliche Autoren von bis zu 144 000 Opfern ausgehen, spricht die griechische Liturgie von 14 000 Ermordeten und spätere Theologen wie Joseph Knabenhauer und August Bisping von etwa sechs bis 20. Es gibt sogar die Theorie, daß die Bluttat überhaupt nicht stattgefunden habe. So wird beispielsweise auf den jüdisch-römischen Historiker Flavius Josephus verwiesen, der von einem Kindermord in Bethlehem nichts berichte, obwohl er alle bekannt gewordenen Verbrechen Herodes' ausgesprochen ausführlich dargestellt habe. *M. Ruoff*

Minderheit im eigenen Land

Die religiöse Toleranz Brandenburg-Preußens geht auf Johann Sigismunds Konfessionswechsel zurück

Von Manuel Ruoff

Seit der Reformation sind die Kernlande Brandenburg-Preußens lutherisch geprägt. 1613 trat dessen Herrscher Kurfürst Johann Sigismund jedoch zum Calvinismus über. Er tat dieses mit dem gesamten Herrscherhaus, überließ jedoch seinen Landeskindern die Entscheidung, ob sie seinen Konfessionswechsel nachvollziehen wollten. Dieses war ein erster Ausdruck brandenburgisch-preußischer Toleranzpolitik, galt doch eigentlich seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 die Formel „Cuius regio eius religio“ (wem das Gebiet [gehört], dem [gehört] die Religion), sprich, wer herrscht, bestimmt die Religion. Möglicherweise spielte bei diesem Akt religiöser Toleranz eine Rolle, daß Johann Sigismund den Konfessionswechsel weniger aus religiöser Überzeugung als vielmehr nur aus politischen Opportunitätserwägungen heraus vollzogen hat.

Wie dem auch sei. In Preußen herrschte seitdem bis zum Zusammenschluß von Lutheranern und Calvinisten in einer unierten Kirche durch König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1817 über Jahrhunderte der ungewöhnliche Zustand, daß das Herrscherhaus einer religiösen Minderheit angehörte. Vor diesem Hintergrund wird die sprichwörtliche religiöse Toleranz der brandenburgisch-preußischen Herrscher ein Stück weit verständlicher.

Die erste religiöse Minderheit, die in den Genuß der brandenburgisch-preußischen religiösen Toleranz gelangte, waren die französischen Glaubensbrüder des Großen Kurfürsten. Am 29. Oktober 1685 erließ Friedrich Wilhelm das Edikt von Potsdam. Es bot den in ihrer Heimat verfolgten Hugenotten freie und sichere Niederlassung im Hohenzollernstaat an. Den Flüchtlingen wurden großzügige Privilegien gewährt wie die Befreiung von Steuern und Zöllen, die Subventionierung von Wirtschaftsunternehmen oder die Bezahlung der Pfarrer durch den Fiskus.

Doch nicht nur in ihrer Heimat verfolgte Glaubensbrüder des brandenburgisch-preußischen Herrscherhauses fanden im Hohenzollernstaat großzügig Asyl. Zu erinnern sei hier an die Salzburger Lutheraner, die vor 275 Jahren im Staate des Soldatenkönigs eine neue Heimat fanden. Ähnlich wie weiland der Konfessionswechsel Johann Sigismund war dabei auch die Einwanderungspolitik des Großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelms I. durchaus von profanem Vorteil für Herrscher und Staat, denn beiden fehlten Menschen – vor allem gut ausgebildete und motivierte, wie sie unter den Hugenotten und Salzburgern in überdurchschnittlich hohem Maße zu finden waren.

Auf den Punkt brachte die brandenburgisch-preußische Toleranzpolitik Friedrich der Große mit seinem Wort: „In meinem Staate kann jeder nach seiner Façon selig werden.“

Auch die nichtprotestantischen Christen profitierten von dieser Toleranz. Der sogenannte Kulturkampf ist nicht unbedingt ein Gegenargument. Er wurde von Bismarck – im Gegensatz zu den Liberalen – weniger aus weltanschaulicher Überzeugung denn aus politischen Opportunitätserwägungen heraus geführt, war zeitlich beschränkt und ist im Zusammenhang mit den damaligen Säkularisierungstendenzen in diversen europäischen Nationalstaaten zu sehen. Selbst das katholische Italien hatte in jener Zeit sehr gespannte Beziehungen zur Kurie.

Keine Staatsknete für Staatsfeinde

Linksjugend geht leer aus – Junge Union verweigert Aufnahme in den Ring Politischer Jugend

Von Ansgar Lange

„Money, money, money" hieß ein Lied der schwedischen Pop-Gruppe ABBA in den 70er Jahren. „Geld, Geld, Geld" wollte auch die Linksjugend Solid. Doch Pustekuchen: Die Junge Union (JU) Deutschlands machte der Nachwuchsorganisation der SED-Erben jetzt einen Strich durch die Rechnung. Denn nur sie war der Ansicht, daß Linksextremisten keine Staatsknete beziehen dürfen. Doch diese eine Stimme gab den Ausschlag im sogenannten Ring Politischer Jugend (RPJ), der sich die Förderung demokratischer Jugendstrukturen auf die Fahne geschrieben hat.

Völlig zu Recht erklärte die „Bild"-Zeitung aus dem Springer-Verlag, die von jeher gegen Mauer und Schießbefehl eingetreten ist, den JU-Vorsitzenden Philipp Mißfelder zum „Gewinner" des Tages. Daß Linksextremisten nicht in den Genuß staatlicher Förderung kommen sollten und daß der Anti-Totalitarismus als Haltung auch nach dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus seine Berechtigung hat, scheint aber kein Konsens mehr zu sein. Denn die Vertreter der Jungsozialisten (SPD), der Grünen Jugend (Bündnis 90 / Die Grünen), der Jungen Liberalen (FDP) sowie der JungdemokratInnen / Junge Linke stimmten für die Aufnahme der Linksjugend. Da in dem seit 1950 bestehenden Zusammenschluß der politischen Jugendverbände das Einstimmigkeitsprinzip gilt, mußte Solid draußen bleiben.

Diese Position war vom Bundesvorstand der Jungen Union auf seiner Sitzung am 1. Dezember 2007 nach eingehender Beratung einstimmig beschlossen worden. Nur der Jungen Union war es ein Dorn im Auge, daß die Rechtsnachfolgerin des SED / PDS-nahen Jugendverbandes viele Jahre lang vom Verfassungsschutz des Bundes und zahlreichen Verfassungsschutzbehörden der Bundesländer beobachtet wurde. In den Verfassungsschutzberichten wurde über diese regelmäßig unter der Rubrik „Linksextremistische Bestrebungen und Verdachtsfälle" berichtet. Die Linksjugend versteht sich als grundsätzliche, antikapitalistische, außerparlamentarische und in Teilen antiparlamentarische Systemopposition, die das bestehende Wirtschafts- und Gesellschaftssystem der freiheitlich-demokratischen Grundordnung überwinden will. Schon merkwürdig, daß dies die anderen politischen Nachwuchsorganisationen nicht kratzt.

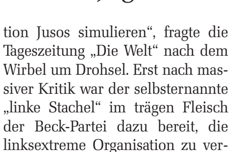
Daß die Linksjugend der Jungen Union „Arroganz der Macht" und einen Bruch demokratischer Gepflogenheiten vorwarf – das sind die üblichen Nebelkerzen, die geworfen werden, um von den wahren Absichten abzulenken. Das Parteiblatt „Neues Deutschland" brachte es in seiner Überschrift schon eher auf den Punkt: „Linksjugend erhält keine Staatsgelder." Rund 800 000 Euro erhält der Ring Politischer Jugend nämlich Jahr für Jahr aus dem Familienministerium. Mit einem Teil dieser „Kohle" könnten dann zum Beispiel „antifaschistische Aktionen" wie „Aufmucken gegen rechts" vom Steuerzahler finanziert werden.



„Marx wählen": Parteitag der „Linksjugend solid" im Mai 2007 — Foto: Aris

Dabei rückt die Republik zusehends nach links. Angela Merkel punktet als Klima-Kanzlerin im Ausland, doch in der Heimat glauben rund zwei Drittel der Menschen nicht mehr daran, daß es in unserer sozialen Marktwirtschaft gerecht zugeht. Während die SPD die Mitte verläßt und das Schröder-Erbe schändet, bewährt sich beim Nachwuchs der Spruch: „Gleich und gleich gesellt sich gern." So sprang die Linksjugend der neuen Juso-Vorsitzenden und Jura-Doktorandin Franziska Drohsel bei, als ihre Mitgliedschaft in der „Solidaritätsorganisation Rote Hilfe", die vom Bundesamt für Verfassungsschutz als linksextremistisch eingestuft wird, bekannt wurde. Seit der Wiedervereinigung setzt sich diese „Rechtsschutzorganisation" – so eine Solid-Pressemitteilung – auch für angeklagte ehemalige SED-Funktionäre und ehemalige Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit ein.

„Wie viel Naivität darf eine Vorsitzende der SPD-Jugendorganisation Jusos simulieren", fragte die Tageszeitung „Die Welt" nach dem Wirbel um Drohsel. Erst nach massiver Kritik war der selbsternannte „linke Stachel" im trägen Fleisch der Beck-Partei dazu bereit, die linksextreme Organisation zu verlassen. Aber sie hatte trotzdem von dem Verein gesprochen, der „für die Freilassung der politischen Gefangenen" (gemeint sind RAF-Terroristen) trommelt und „gegen den Knastapparat und Vernichtungshaft" kämpft, wie von einem honorigen Opferverband: „Vereine wie die Rote Hilfe tragen dazu bei, daß Menschen, die mittellos sind, einen guten Rechtsbeistand bekommen."



Wer jetzt von politischer Ausgrenzung der linken Nachwuchsorganisation oder einer Beschädigung der Demokratie wegen der Nichtaufnahme in den Ring Politischer Jugend spricht, der hat die sprichwörtlichen Tassen nicht mehr im Schrank. Der verstorbene Publizist Matthias Walden hat in seinem Buch „Wenn Deutschland rot wird" einmal folgendes beschrieben: „Rot und braun sind mir in der Politik zuwider. Aber der Ekel packt mich am meisten, wenn die eine dieser Farben – nämlich rot – mit kultischer Nachsicht oder verzückter Ehrfurcht betrachtet und nur die andere, nämlich braun, mit Verachtung behandelt wird. Denn wo die Gleichbewertung und die Gleichbehandlung beider freiheitszerstörender Extreme versäumt oder willentlich verdrängt wird, geschieht unweigerlich eine Schwerbeschädigung der Demokratie." Wer dies nicht glaubt, sollte überlegen, was los wäre, wenn sich ein Philipp Mißfelder in einer Organisation engagierte, die sich für inhaftierte Neonazis einsetzt. So eine „braune Hilfe" wäre schlicht undenkbar.

MELDUNGEN

Zu weit links

Stuttgart – Massive Kritik an dem evangelischen Kirchenjournalisten und baden-württembergischen Landtagsabgeordneten Stephan Braun (SPD) übt das Nachrichtenmagazin „Focus". Unter der Überschrift „Wenn Extremisten Extremisten Extremisten nennen: Zwei SPD-Politiker kämpfen mit seltsamen Verbündeten gegen rechts" kommentiert das Blatt eine Veröffentlichung Brauns und der SPD-Landesvorsitzenden Ute Vogt über die Wochenzeitung „Junge Freiheit". In ihrem Buch bezeichnen Braun und Vogt die „Junge Freiheit" als rechtsextrem. Als Kronzeugen habe Braun mindestens sechs Autoren gewonnen, die auch für Publikationen schrieben, die von Landesämtern für Verfassungsschutz als linksextremistisch eingestuft würden, so „Focus". Einige Autoren seien Mitarbeiter des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung (DISS), das ein „Linksextremistensüppchenkochclub" sei. Es habe unter anderem dem Nachrichtenmagazin „Der Spiegel" einen völkischen Denkhorizont bescheinigt. „Wer von so weit links die Dinge betrachtet, dem kommt einiges Rechte extrem vor", befindet „Focus". *idea*

Dank Kirchen Geld sparen

München – Auf ein weitgehend unbekanntes Angebot der Kirchen macht der Bundesverband Deutscher Baustoff-Fachhandel (BDB) in München aufmerksam. Die meisten evangelischen Landeskirchen und katholischen Diözesen fördern den Erwerb von Wohneigentum. Sie vergeben Grundstücke im Erbbaurecht, was die Baukosten erheblich verbilligt. So können bei einem Grundstückswert von 100 000 Euro die jährlichen Belastungen um 3600 Euro gesenkt werden. Um Erbbaurechte kann sich jedermann bewerben. *idea*

Ost-Deutsch (46): Büchse

Von Wolf Oschlies

Im Moskauer Kreml steht noch die riesige Kanone, die Andrej Tschochov 1586 goß und ob ihrer monströsen Maße Zar-Puschka (Kaiser-Kanone) taufte. Diese Puschka ist die deutsche „Büchse", die sprachlich von lateinischen Buxus (Buchsbaum) gepflückt wurde. Dessen Holz war für Gefäße aller Art gut, was sich sprachlich von „Sammelbüchse" bis „Jagdbüchse" wiederfindet, auch und gerade bei unseren Nachbarn im Osten.

Den Polen ist die „puszka" ein Allzweckgefäß von „mala puszka koncentratu pomidorowego" (kleine Büchse Tomatenmark) über „puszka piwa" (Bierbüchse) bis „puszka Pandory" (Büchse der Pandora). Vor 600 Jahren kannten Polen auch Donnerbüchsen, fein gestaffelt als „mala puszka" (kleine Büchse, also Handfeuerwaffe) und „duza puszka" (große Büchse, das heißt Artillerie). Bei Russen ist „puschka" Synonym für Geschütz, ausgenommen „vozdusnaja puschka" (Luftbüchse) und „tennisnaja puschka", das Ballwurfgerät beim Tennis. Südslawen kennen „puschka" nur als Gewehr, was 1941 der Sprachforscher Milos Trivunac in seinem Buch über deutsche Lehnwörter belegte. Daran hat sich nichts geändert, wie zum Beispiel das bulgarische Waffenarsenal bezeugt: von der historischen „kremyklija puschka" (Steinschloß-Büchse) bis zur modernen „lovdshijska puschka" (Jagdbüchse), „snajperova puschka" (Gewehr für Scharfschützen) etc. In altbulgarischen Liedern war der Kampf erst vorbei, wenn „junakyt zachvarlil puschka" (der Held die Büchse fortwarf).

Sprachhistorisch interessanter sind mazedonische Heldenlieder, weil die über Fortschritte der Büchsenmacher informieren. Fester Begriff in den Liedern ist die „puschka berdanka", also das Berdan-Gewehr, ein von dem amerikanischen Offizier Hiram Berdan konstruierter Hinterlader, der 1870 Standardwaffe der russischen Armee wurde. Weltberühmt war ab 1885 das Mannlicher-Gewehr, erfunden von dem Österreicher Ferdinand Ritter von Mannlicher und bei Mazedoniern als „puschka manlichera" oft besungen – samt Munition in der „patrondascha" und anderen „deutschen" Teilen.

Mir gefällt die Moskauer Zar-Puschka am besten: 40 Tonnen Gewicht, 890 Millimeter Kaliber, 5,34 Meter Länge, aber „nikogda ne streljaet Car-puschka" – sie ist nie abgefeuert worden.

Existenzbedrohendes Flickwerk

Die längere Auszahlung von ALG I an ältere Arbeitslose beginnt mit einem Chaos

Von Mariano Albrecht

Es schien alles nach einer kleinen Wende zum Besseren auszusehen: Auf Initiative der SPD hatte sich die Große Koalition darauf geeinigt, älteren Arbeitslosen einen längeren Bezug von Arbeitslosengeld zu ermöglichen. Demnach bekommen Arbeitslose ab 50 Jahren künftig 15 statt bisher zwölf Monate lang das aus der Arbeitslosenversicherung bezahlte Arbeitslosengeld I, bevor sie in das aus Steuern finanzierte ALG II abrutschen. Über 55jährige erhalten bis zu 18 Monate und über 58jährige bis zu 24 Monate ALG I, ein Aufschub für den Absturz in Hartz IV oder die Frühverrentung. Die Union lehnte ein Eilverfahren vor dem Jahreswechsel kategorisch ab. Doch die Genossen hatten nachgelegt, versprochen im Wahlkampfgetöse ein Inkrafttreten zum 1. Januar 2008. Das Gesetz soll nun im Januar vom Bundestag und am 15. Februar vom Bundesrat verabschiedet werden und dann rückwirkend zum 1. Januar in Kraft treten.

Union lehnt Eilverfahren ab

Bundeskanzlerin Angela Merkel sagte dazu, ihrer Fraktion sei es darum gegangen, nicht im Schnellverfahren und unter Minderung der Rechte der Opposition innerhalb einer Woche ein Gesetz zu verabschieden, „das man sorgfältig beraten, Anfang 2008 verabschieden kann". Die Große Koalition will die Leistung nun rückwirkend zahlen. Doch das stößt auf Hürden, die die rot-grüne Koalition bereits mit der Einführung der Hartz-Gesetze aufgestellt hatte.

Nach der derzeitigen Gesetzeslage kann vielen Anspruchsinhabern so erheblicher Aufwand, ja sogar Schaden entstehen, einige tausend Menschen um Erspartes bringen. Und das geht so:

Läuft das Arbeitslosengeld eines Arbeitnehmers, der Anspruch auf längere Auszahlung des ALG I hätte, vor dem Inkrafttreten des Gesetztes aus, so müßten die Arbeitsgemeinschaften nach dem Sozialgesetzbuch II (Arge) den Arbeitnehmer auffordern, Hartz IV-Leistungen zu beantragen. Das hätte zur Folge, daß die ganze Hartz-IV-Härte gnadenlos zur Anwendung käme. Vermögensanrechnung, Aufforderung zum Verkauf des Autos, im schlimmsten Fall Einleitung von Hausverkäufen, das Auflösen von privaten Renten- und Lebensversicherungen oder die zwangsweise Frühverrentung. Andernfalls müßte der Betroffene ohne Leistungen bis zum Inkrafttreten des Gesetzes ausharren. Ein zweifellos rücksichtsloses und frei jeglicher Kenntnis von der Realität zeugendes Szenarium. Ein schlechter Regierungsstil, den bereits die rot-grüne Koalition betrieb. Ähnlich aktionistisch ging es bei der Einführung der Hartz-Reformen unter der Federführung des damaligen Arbeitsministers Clement zu.

Bis zum Inkrafttreten droht Leistungsverlust

Am 23. Dezember 2002 wurde das erste und zweite Gesetz für moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt mit Wirkung zum 1. Januar 2003 beschlossen. Über den Jahreswechsel mußten die neuen Jobcenter aus dem Boden gestampft werden, Katzenjammer auf den Ämtern, die Mitarbeiter mußten über Nacht mit neuen Computerprogrammen zurechtkommen und alles über Bildungsgutscheine, Personalservice-Agenturen und Minijobs lernen. Clement und Schröder ließen die Mitarbeiter in den Arge und den Arbeitsagenturen im Regen stehen. Ein Jahr später, am 23. Dezember 2003, dann die Umsetzung des dritten Sozialgesetzbuches, die Bundesanstalt für Arbeit wurde zum 1. Januar 2004 zur Arbeitsagentur. Im Jahr 2008 droht gleiches Ungemach nach altem Schema.

Ein Sprecher der Arge Hamburg bestätigt die schlimme Vermutung, bis zum heutigen Tag liegen keine Arbeitsanweisungen für die Übergangszeit vor, weder von der Bundesagentur für Arbeit noch vom Arbeitsministerium von Olaf Scholz. Auf Anfrage reagiert eine Sprecherin des Ministeriums genervt, man werde sich schon etwas einfallen lassen, man solle doch die Union fragen, die hätte schließlich den Gesetzesbeschluß noch in diesem Jahr verhindert. Auch wenn Angela Merkel in der Zeitschrift „Super Illu" beruhigt, das Gesetz werde rückwirkend zum 1. Januar 2008 in Kraft treten, „so daß 58jährige, deren ALG-I-Bezug zum 31. Dezember nach 18 Monaten auslaufen würde, dennoch in den Genuß der Verlängerung auf 24 Monate kommen werden", macht das Szenario doch deutlich, daß SPD und Union sich gegenseitig treiben, statt dem Wählervolk eine akkurate Regierungspolitik zu präsentieren. Resultat: Das Vertrauen des Volkes in die Arbeit der Großen Koalition sinkt.

MELDUNGEN

Nord-Kongo versinkt im Chaos

Kinshasa – Gerade ein Jahr nach den von der EU mitfinanzierten und deutschen Bundeswehr-Soldaten gesicherten ersten demokratischen Wahlen in der Demokratischen Republik Kongo versinken Teile des Landes im blutigen Chaos. Bereits bei Amtsannahme des Präsidenten Joseph Kabila am 6. Dezember 2006 lieferte sich die „offizielle“ Armee heftige Gefechte mit der Miliz ihres früheren Generals Laurent Nkunda, ein Tutsi, der sich im Osten des Landes, in der Provinz Nord-Kivu nahe der Grenze zu Ruanda, festgesetzt hat. Anfang Dezember setze die kongolesische Regierung weitere Truppen in Marsch, um die Rebellen zu vertreiben. Diese sitzen im Nordosten des Landes und verstärken ihre Truppen durch Kindersoldaten. Bereits nach wenigen Tagen gewann die Rebellenarmee aber die Oberhand über die sich nun aufgrund von Munitionsmangel in Auflösung befindlichen Regierungstruppen. Zwischen Nkunda und dem 500 000 Einwohner zählenden Goma stehen jetzt laut Augenzeugen nur noch UN-Blauhelme und eine Handvoll Regierungssoldaten an einer Straßensperre. Alle anderen Regierungstruppen sind geflohen. Die UN-Mission im Kongo (Monuc) wiederholte, sie werde Sake und Goma militärisch verteidigen. Ein Sprecher Nkundas rief die Regierung zu Gesprächen „über die Organisierung einer modernen Armee“ auf. Inzwischen sind rund 400 000 Kongolesen auf der Flucht vor den kämpfenden Einheiten, die beide – Rebellen wie Regierungstruppen – zahlreiche Verbrechen an den ihnen in den Weg stehenden Zivilisten verüben. Vor allem die brutale Rekrutierung von Kindersoldaten und die sexuellen Übergriffe auf Frauen und auch Mädchen haben dramatisch zugenommen. *Bel*

Beten an den Klimagott

Die Angst vor der globalen Klimakatastrophe beruht auf einer Utopie

Von Wolfgang Thüne

Eine Angst geistert um die Welt, die Angst vor der globalen Klimakatastrophe. Diese Angst ist so übermächtig, daß der UN-Klimarat alle Welt eindringlich zum Kampf gegen die Erderwärmung aufruft. „Es gibt keine Zeit mehr zu verschwenden“, so der kategorische Imperativ des koreanischen UN-Generalsekretärs Ban Ki Moon.

Diese Mahnung war vor allem an die Politiker gerichtet, die sich im Dezember auf der indonesischen Ferieninsel Bali zu einer Klimakonferenz trafen, um über ein Nachfolgeabkommen zum Kyoto-Protokoll von 1997 zu beraten. Schon damals wurde gewarnt, daß die Klimakatastrophe kaum mehr aufgehalten, bestenfalls abgemildert werden könne, wenn man sofort handele und die Emissionen der klimakillenden Treibhausgase drastisch reduziere. Doch nichts ist seitdem geschehen, im Gegenteil, die Emissionen haben sich dank des besseren wirtschaftlichen Klimas in der Welt, vor allem in China und Indien, um etwa ein Drittel erhöht. Dennoch ist das Klima nicht wütend explodiert und aus der Haut gefahren.

Doch entscheidend ist nach Karl Marx nicht die Wirklichkeit, die wir mit unseren Augen sehen. Entscheidend ist, was unser Herz sieht! Und unser Herz sieht vor allem Bilder und Filme, wie den Film „Die unbequeme Wahrheit“ des Oskar-Preisträgers Al Gore. Obgleich der Film neun eklatante Unwahrheiten enthält und deswegen nach Weisung des obersten königlichen Gerichts nicht in britischen Schulen ohne vorherige Aufklärung der Schüler gezeigt werden darf, ist Al Gore für diesen exzellenten Propagandastreifen von einer norwegischen Jury mit



Versuchten Druck auf Politiker auszuüben: Umweltorganisationen bei der Konferenz auf Bali Foto: pa

dem halben Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden. Die andere Hälfte ging an den UN-Klimarat, das 1988 installierte Klima-Schiedsgericht IPCC. Dessen Expertisen und Prophezeiungen wurde von der Jury der Mantel wissenschaftlicher Exaktheit und Wahrheit umgehängt, obgleich jeder weiß, daß darin die Regierungs- und Nichtregierungsvertreter als Lobbyisten von Umweltverbänden die Zahl der Wissenschaftler bei weitem überwiegen und bestimmen, was Konsens ist. Der Friedensnobelpreis bestätigt das, was er immer war: Er ist ein politischer Preis, mit dem Visionen und Visionäre ausgestattet werden.

Al Gore und der Weltklimarat sollen also ausziehen, um als Friedensapostel den in der Menschheitsmythologie unbekannten „Klimagott“ aufzusuchen und ihn zu ersuchen, seine Kriegserklärung an den Klimasünder Mensch zurückzuziehen. Seine Waffen sind extreme Wetterereignisse, mit denen er jeden Flecken der Erde plötzlich heimsuchen und verwüsten kann. Doch die entscheidende Frage ist: Gibt es diesen ominösen gebieterischen „Klimagott“, der über den klassischen Wettergöttern wie Zeus, Wotan, Jupiter oder den Apostel Petrus thront und ihnen Weisungen erteilt? Oder ist diese Vorstellung nicht ein visionärer Irrtum, der auf der schlichten Verkehrung von Ursache und Wirkung beruht? Ist das Wetter die Wirkung von Klima oder nicht doch dessen Ursache?

Diese Vermutung liegt nahe, wenn man sich die international gültige und dem UN-Weltklimarat bekannte Definition von Klima, die von der UN-Weltorganisation für Meteorologie in Genf, anschaut. Danach ist Klima ein Sammelbegriff für das mittlere Wettergeschehen an einem bestimmten Ort über eine bestimmte Zeit von 30 Jahren. Bei logischer Interpretation heißt dies: Das Wetter bestimmt das jeweilige Klima! Es ist die Wettervielfalt auf der Erde, die deren Klimamannigfaltigkeit bestimmt, und nicht umgekehrt. Und das ist auch gut so, denn wer dem trüben und naßkalten Wetter im November in Europa entfliehen will und Licht, Sonne und Wärme sucht, der wird irgendwo auf dem Globus immer fündig. Nichts wäre tödlicher als ein globales Einheitsklima.

Und damit ist man bei dem entscheidenden Punkt: Alles Bemühen um den Schutz des Klimas scheitert, solange der Mensch nicht Herr über das Wetter ist und ihm gebieten kann, das zu tun, was er will. Nur die totale Herrschaft über das Wetter würde uns der Vision einer klimagerechten Welt näher bringen. Gerechtigkeit setzt gleiches Recht für alle voraus und könnte es nur geben, wenn alle Menschen das gleiche Wetter und damit das gleiche Klima hätten. Doch dies ist in der Schöpfung nicht vorgesehen. Solange sich die Erde um sich und um die Sonne dreht und Kugelgestalt hat, bleibt der visionäre Traum von dem „Einen Menschen“ mit dem „Einen Klima“ auf der „Einen Welt“ pure atheistische Utopie.

Den in Bali engagierten Politikern sei nachträglich empfohlen, den Weltklimarat IPCC sofort aufzulösen und das zu beherzigen, was einst der Dichter Heinrich Heine geraten hat: „Man muß immer die klugen Leute um Rat fragen und dann das Gegenteil von dem tun, was sie raten.“

Mit agressiven Drohungen Politik gemacht

Wer will die Unabhängigkeit des Kosovos wirklich? – Und warum?

Von Wolf Oschlies

Wo das Kosovo am schönsten ist, im Südzipfel um die Stadt Prizren, liegt der deutsche „Sektor“ – die Region, in welcher die Bundeswehr für Ruhe und Ordnung hauptverantwortlich ist – als „lead nation“ mit 2800 Soldaten, zusammen mit russischen, österreichischen, niederländischen und türkischen Kameraden. Das albanische Pogrom vom März 2004, bei dem das serbische Viertel von Prizren niedergebrannt wurde, haben die Soldaten nicht verhindern können. Heimkehrende deutsche Soldaten bringen mitunter ein Buch mit, das die Bundeswehr vor Ort erstellt und ediert hat. Der wenige Text und die vielen Bilder fügen sich zu einem Porträt zusammen, das ehrlicher als viele Politikerreden oder UN-Berichte ist: Das Kosovo zerfällt, starrt vor Schmutz und stinkt von wilden Müllkippen, die im Zuge „kosovarischer Mülltrennung“ gelegentlich angezündet werden.

Wie man es besser machen könnte, lehrt gerade in Prizren die Geschichte. Im frühen 14. Jahrhundert war die Stadt Amtssitz des serbischen Zaren Duschan, der von hier aus mit seinem „zakonik“ (Gesetzbuch) sein Riesenreich auf dem Süd-Balkan regierte. Ganze 201 Paragraphen umfaßte der „zakonik“, aber die hatte ein umsichtiger Herrscher entworfen, dem Wohlstand und Frieden seiner multiethnischen Untertanenschaft ein Hauptanliegen waren. Im heutigen Kosovo regieren die UCK-Terroristen von gestern, die sich keinen Deut um die alltäglichen Sorgen und Nöte der Menschen kümmern. Untereinander tödlich verfeindet, ist die Unabhängigkeit des Kosovo der einzige Konsens unter ihnen. Diese Unabhängigkeit ist in der Kosovo-Resolution der UN vom Juni 1999 nicht vorgesehen, aber mit Gewalt, Drohungen und Maximalforderungen schaffte es die aktuelle Machtelite, sich fast die gesamte internationale Gemeinschaft dienstbar zu machen.

Nur wenige UN-Mitglieder scheinen bereit, den Kosovaren die Unabhängigkeit zu verweigern – allein Rußland könnte sie mit einem Veto im UN-Sicherheitsrat verhindern. Ein solcher Schritt wäre ein Affront für die USA, denen es seit zwei Jahren nicht schnell genug mit der kosovarischen Unabhängigkeit gehen kann. Serbien verlöre damit 15 Prozent seines Territoriums und ist natürlich kategorisch dagegen. Die EU favorisiert das Projekt einer „kontrollierten Unabhängigkeit“, mußte auf ihrem „Gipfel“ am 14. Dezember aber tiefe Differenzen in den eigenen Reihen eingestehen. Eine „Troika“ aus Rußland, USA und EU mühte sich lange, die Positionen Serbiens und der Kosovaren durch einen Kompromiß zu mildern, gestand aber am 10. Dezember in ihrem Bericht an den UN-Generalsekretär einen kompletten Mißerfolg ein.

USA vermuten Bodenschätze

Die westliche öffentliche Meinung hat Belgrad und Prishtina zu gleichen Teilen für dieses Scheitern verantwortlich gemacht. Das tun die Russen nicht, deren berechtigte Einwände wiederum im Westen ignoriert werden. Nach Moskaus Meinung war bereits der Nato-Angriff gegen Serbien 1999 unnötig und rechtswidrig, da ihm ein UN-Mandat fehlte. Die aktuelle Kosovo-Krise ist eine Folge der damaligen Fehler, sie kann nur durch allseitig akzeptable Lösungen behoben werden, nicht aber durch einseitig von Serbien erzwungene Konzessionen. Drohungen der Kosovaren, eine etwa verweigerte Unabhängigkeit einseitig zu proklamieren, sind im Grund „ziemlich infantil“, lassen aber auf ein hohes Maß albanischer Aggressivität und Kriegsbereitschaft schließen, die in nächster Zukunft ganz Südosteuropa erschüttern könnten.

So haben es Präsident Putin und seine beiden wichtigsten Emissäre, Troika-Vertreter Bozan-Chartschenko und Belgrad-Botschafter Aleksejew, immer wieder gesagt. So viel Einsicht und Umsicht ist erstaunlich angesichts der Ignoranz, die Rußland seit Jahrhunderten gegenüber dem Balkan offenbarte.

Wer außer den Amerikanern will eigentlich diese Unabhängigkeit? Warum wollen die USA sie? Mit dieser Frage haben sich im März 2007 serbische Experten auf einer Tagung beschäftigt, wobei Slobodan Kljakic mutmaßte, es müsse an den unermeßlichen Bodenschätzen liegen, die in der Erde des Kosovo vermutet werden. Andere Motive sah der Amerikaner David Binder, schärfster Kritiker der Balkanpolitik der USA, denen er unterstellte, das ganze Kosovo nach der Art ihres dortigen Heereslagers Bondsteel vereinnahmen zu wollen, um von dort aus die weitere Umgebung kontrollieren zu können. Überhaupt keine Antwort scheint die EU auf diese Frage zu haben, weswegen der deutsche Diplomat Wolfgang Ischinger, EU-Vertreter in der Troika, sie betont leger behandelte: Die Unabhängigkeit des Kosovo sei eine abgenutzte „Formel“, die man nicht mehr benutzen sollte – das Kosovo werde nie „unabhängig“, weil es politisch und ökonomisch dafür gar nicht fähig sei.

Wie würde Ischinger erst urteilen, hätten er und alle Deutschen eine Vorstellung von der Dauerhaftigkeit und Güte des deutsch-serbischen Verhältnisses seit dem frühen 9. Jahrhundert? Zoran Konstantinovic, serbischer Nestor der modernen internationalen Slawistik, hat ihnen 1997 in seinem wunderbaren Buch „Deutsch-serbische Begegnungen“ bescheinigt, weitaus besser gewesen zu sein, als man sie selbst unter Nachbarvölkern fände. Serbisches Kultbuch ist bis heute Leopold Rankes „Serbische Revolution“ von 1829, jedes serbische Schulkind weiß um die engen Kontakte, die Geistesgrößen des eigenen Volkes wie Vuk Karadjic, Dositej Obradovic, Jovan Cvijic und viele andere nach Deutschland unterhielten.

Region war schon 1914 instabil

Weil das alles bei uns vergessen ist, stecken wir und die ganze internationale Gemeinschaft seit einem Jahrzehnt in der endlosen Kosovo-Krise.

Diese Krise ist nicht neu, sie ist vielmehr ein Dauerzustand. Hermann Wendel (1884–1936), Reichstagsabgeordneter und bester Balkankenner seiner Zeit, schrieb im Februar 1914 Sätze über die Albaner, die heute, fast ein Jahrhundert später, erschreckend aktuell anmuten: „Wie seit jeher die Albaner für den sultanischen Despotismus die zuverlässigsten Leibtruppen abgaben, wie stets die Albaner von den osmanischen Herren gegen die slawischen Untertanen in Mazedonien mordend und sengend vorgeschickt wurden, so brechen sich auch jetzt die Wogen der bürgerlichen Revolution an den starren Felswänden Albaniens. Als die Großmächte Albanien dem Rahmen der Balkanstaaten entzogen und in das Fastnachtsgewand der lächerlichen ‚Selbständigkeit‘ steckten, retteten sie ihm gleichzeitig seinen feudalen Charakter, durch den es nicht nur von den hoch entwickelten Ländern Westeuropas, sondern auch von Serbien, Bulgarien und Griechenland um eines vollen Jahrtausends Entwicklungsspanne getrennt ist. Diese ‚Regierung‘, deren Machtbezirk in ihren besten Tagen nicht weiter reichte als die Tragweite der Karabiner der internationalen Gendarmerie, war ein Schwarm ‚intellektueller‘ Lumpazivagabundi. Die Stämme Nordalbaniens sind in Stammespartikularismus versteinert und zerfleischen sich in Stammesfehden. In jedem Falle wird jeder Schrittbreit, den die Zivilisation den dreiviertelwilden Indianern Europas abringt, mit Blut und mit Wirren erkauft sein. Hier glimmt die Lunte dicht bei einem Pulverfaß.“

Islamische Bedrohung nimmt zu

Die Bombenanschläge in Algier sind nur der Anfang – Dem Maghreb droht ein Machtvakuum

Von R. G. Kerschhofer

Die Selbstmordanschläge in Algier veranschaulichen, daß auch Algerien und der ganze Maghreb keine Zonen des Friedens sind. Und sie gemahnen daran, daß islamistische Drohungen ernst zu nehmen sind, selbst wenn sie manchmal von Trittbrettfahrern kommen, die am „Ruhm“ von El Kaida teilhaben wollen.

Der Maghreb – der „Ort, wo die Sonne untergeht“, also der arabische Westen – ist kein präzise definierter Raum, denn ob neben Marokko, Algerien und Tunesien auch Libyen dazugehört, bleibt Ansichtssache. Der dichter besiedelte Norden dieser Staaten – eine seit der Antike als Kulturland bekannte Region – unterscheidet sich zudem grundsätzlich von den kaum bewohnten Wüstengebieten, wo auch Staatsgrenzen nur theoretischen Charakter haben.

Man sollte auch daran denken, daß „el-gharb“ – „der Westen“ – in dem Namen der portugiesischen Südprovinz Algarve steckt. Es sind nicht zuletzt die vielen arabischen Ortsbezeichnungen, die daran erinnern, daß weite Teile der iberischen Halbinsel jahrhundertelang von Arabern, genauer gesagt von arabisierten Berbern, beherrscht waren. „El-Andalus“ existierte lange nur als eine Art verlorenes Paradies in arabischen Phantasien. Die westlichen „Kreuzzüge“ in Afghanistan, im Irak, in Somalia und in Palästina haben den verlorenen „heiligen“ Boden aber wieder in die Realität zurückgeholt.

Jene Gruppe, die sich „El Kaida des islamischen Maghreb“ nennt und eine unbestimmbare Zahl von Sympathisanten hat, rechnet daher auch die iberische Halbinsel zum Maghreb und stellt Eroberungsansprüche. Man betrachtet nicht nur die westlich orientierten Regierungen der Maghreb-Staaten als Feinde des Islam, sondern auch alle in diesen Ländern lebenden Spanier und Franzosen – und alle, die westlichen Interessen dienen wie etwa UN-Mitarbeiter. Die Bombenanschläge stehen in Zusammenhang mit dem Besuch des französischen Präsidenten Sarkozy in Algerien, mit den unterzeichneten Verträgen, die weitere „Ungläubige“ ins Land bringen werden, und mit der von Sarkozy propagierten Mittelmeer-Gemeinschaft, die als „neokolonialistisch“ interpretiert wird.

Alle vier Maghreb-Staaten sind heute durch Verfassungen verbrämte Diktaturen. Wer das kritisiert, möge praktikable Alternativen vorschlagen – es gibt sie nicht. Die Frage ist also eher, wie fest die Regierungen im Sattel sitzen. Am besten dran ist zweifellos Marokko, wo die Dynastie religiös abgesichert ist und wo es eine Nachfolgeregelung gibt. Es gibt allerdings auch ein von der Welt unter den Teppich gekehrtes Problem, nämlich die ehemals spanische Westsahara: Marokko hat dieses Gebiet annektiert und ist dort seit Jahrzehnten in einen Guerilla-Krieg gegen die „Polisario“ verwickelt. Etwa 150 000 Flüchtlinge aus diesem Gebiet leben in Algerien – ein Konfliktpotential, das jederzeit instrumentalisiert werden könnte.

Eine „dynastische“ Nachfolge bahnt sich auch in Libyen an. Der libysche Machthaber Muammar El-Gaddafi konnte sich bisher als „guter Muslim“ die Extremisten vom Leibe halten. Es könnte sich aber erweisen, daß die jüngsten Umarmungen durch Frankreich ihre Nebenwirkungen haben und daß auch Gaddafi eines Tages ins Visier der Islamisten gerät.

Der tunesische Präsident Ben Ali, seit 20 Jahren an der Macht, sitzt fest im Sattel, und sein Reich hat den Vorteil, daß es relativ klein ist. Ben Ali ist allerdings 71 Jahre alt, und jedes Schwächezeichen könnte islamische Fundamentalisten, die er während seiner ganzen Amtszeit bekämpft hat, wieder aus der Deckung holen. Die Nachfolgefrage ist offen.

In Algerien ist die Gefahr zweifellos am größten. Der gewaltsame Abbruch der Wahlen 1991/92 hatte einen Sieg der „Islamischen Heilsfront“ verhindert, aber einen Bürgerkrieg ausgelöst – mit 120 000 Todesopfern. Der heute 70jährige Abd al-Asis Bouteflika, der 1999 mit Rückendeckung des Militärs Präsident wurde, erließ mehrere Amnestien, was die Lage aber nur oberflächlich entschärfte. Die Spannungen zwischen rückständigen ländlichen Gebieten und einer westlich orientierten städtischen Szene, dazu noch eine extrem hohe Arbeitslosigkeit – das ergibt einen idealen Nährboden für Islamisten. Und auch Bouteflikas Nachfolge ist offen.

Das schlimmste Attentat seit 15 Jahren: Über 60 Tote und 200 Verletzte in Algier Foto: Reuters

Meldungen

Castro zieht sich weiter zurück

Havanna – Fidel Castro zieht sich offenbar noch weiter aus dem politischen Alltag zurück. Nachdem der 81jährige Kubaner, der ab 1947 das Land regierte, wegen einer komplizierten Operation 2006 seine Ämter vorübergehend an seinen jüngeren Bruder Raul (76 Jahre) übergeben hatte, meinte er nun: „Meine elementare Pflicht ist es nicht, mich an die Ämter zu klammern, und noch viel weniger möchte ich den Jüngeren den Weg versperren.“

Polit-Mord im Libanon

Beirut – Die Konfliktparteien im Libanon hatten sich erst kürzlich darauf geeinigt, den Armeechef Michel Sleimane zum Staatsoberhaupt zu wählen und jene Verfassungsbestimmung aufzuheben, der zufolge ein ranghoher Beamter erst zwei Jahre nach Niederlegung seiner Ämter Präsident werden kann. Ungelöst blieb die Vorgehensweise für die Verfassungsänderung. Der Bombenanschlag auf General François El-Hadsch hat die Lage nun weiter verkompliziert, denn El-Hadsch war der Stellvertreter von Sleimane und wäre diesem als Armeechef nachgefolgt. Da die prosyrischen Parteien den Bestellungen von sowohl Sleimane als auch El-Hadsch zugestimmt haben, sind die „obligaten“ Schuldvorwürfe gegen Syrien bei diesem Anschlag noch fragwürdiger als bei anderen davor. Syrien selbst beschuldigt Israel. El-Hadsch war allerdings auch Oberbefehlshaber bei dem mehrmonatigen Kampf gegen die mysteriöse Splittergruppe „Fatah el-Islam“, die sich im Palästinenser-Lager Nahr Al-Bared verschanzt hatte. Also ein später Racheakt? *RGK*

Blocher ausgebootet

Mitte-Links-Bündnis vertreibt Schweizerische Volkspartei

Von R. G. Kerschhofer

Was sich vorige Woche in der Schweiz abspielte, war für dortige Verhältnisse fast schon ein „Putsch“: Das „seit Menschengedenken“ – genauer gesagt, seit 1959 – bestehende „Konkordanz-Prinzip“ wurde über Bord geworfen. Demzufolge waren die sieben Mitglieder der Bundesregierung bisher einvernehmlich von den vier größten Parteien nominiert worden – der Schweizerischen Volkspartei (SVP), der Sozialdemokratischen Partei (SP), der Freisinnig-Demokratischen Partei (FDP) und der Christlichdemokratischen Volkspartei (CVP).

Die 1959 ausgehandelte „Zauberformel“ – je zwei Ressorts für SP, FDP und CVP sowie eines für die SVP – war allerdings schon 2003 gefallen, als die SVP stärkste Fraktion wurde und darauf bestand, zulasten der CVP ein zweites Ressort zu übernehmen. Die Wahlen vom 21. Oktober 2007 brachten der SVP mit 29 Prozent der Stimmen und 62 der 200 Parlamentsmandate einen weiteren Sieg. Aber sie waren auch Vorspiel zum Eklat vom 12. Dezember: In geheimer Absprache verweigerten SP, FDP, CVP und Grüne dem inoffiziellen Parteiführer der SVP Christoph Blocher die Wiederbestellung als Justizminister und wählten ohne Einverständnis der SVP eine SVP-Abgeordnete neu in die Regierung.

Die ursprüngliche Bauernpartei SVP verdankt ihren Aufstieg maßgeblich dem Unternehmer Blocher, der sie zu einer konservativen Volkspartei umformte. Blocher stellt Schweizer Interessen klar in den Vordergrund und wird folglich als „ausländerfeindlich“ abgestempelt. Besonders kritisiert wurde ein SVP-Wahlplakat mit weißen Schafen, die ein schwarzes hinaustreten. Der Senegalese Doudou Diène, UN-Sonderberichterstatter für Rassismus und Fremdenfeindlichkeit, hatte die Einziehung des Plakats gefordert, was die Schweizer Regierung aber zurückwies. Die Wahlen 2007 waren erstmals auch von einer OSZE-Delegation beobachtet worden.

Das zeitliche Zusammentreffen der Abwahl Blochers mit der Unterzeichnung des „Reform-Vertrags“ war Zufall. Die Polarisierung in der Schweiz hat aber wesentlich mit der EU zu tun: In einem Land, das einst die habsburgischen Vögte verjagte, gibt es wenig Sympathie für den Brüsseler Zentralismus, der lokale Institutionen entrechtet oder durch anonyme, demokratisch nicht legitimierte Organe ersetzt. Und in einem Land mit fast 21 Prozent Ausländeranteil mußte auch die Forderung von EU-Kommissar Frattini nach 20 Millionen außereuropäischen Einwanderern für Aufregung sorgen.

Die SVP quittierte die Abwahl Blochers mit dem Gang in die Opposition und betrachtet die zwei von anderen Parteien in die Regierung gewählten SVP-Abgeordnete als „fraktionslos“. Bei der Oppositions-Entscheidung hat Blocher wohl berücksichtigt, daß es mit dem Höhenflug Jörg Haiders und der FPÖ vorbei war, als man sich Anfang 2000, nach dem großen Wahlsieg von 1999, zur Regierungsbeteiligung entschloß, obwohl dies mit dem von der „Weltmeinung“ erzwungenen Verzicht Haiders auf ein Regierungsamt und mit großen Abstrichen vom Wahlprogramm verbunden war.

Ob die SVP auf Oppositions-Kurs besser fährt und wie hart dieser sein wird, läßt sich noch nicht abschätzen. Von außen spekuliert man sogar mit einer Parteispaltung – FDP und CVP bieten „gemäßigten“ SVP-Leuten großzügig Obdach an. Die von den drei bürgerlichen Parteien bisher verzeichneten Aus-, Ein- und Übertritte zeigen noch keine klare Tendenz, scheinen aber per Saldo zu Lasten der CVP zu gehen. So dürfte sich wieder bestätigen, daß einer Partei mit dem „C“ im Namen ein Linksbündnis nur abträglich sein kann.

Bundesstaaten und Bundesverwirrung

Ländervergleiche führen leicht zu Mißverständnissen: So heißt die dem Bundestag entsprechende erste Parlaments-Kammer in der Schweiz und in Österreich Nationalrat. Die zweite Kammer heißt in der Schweiz Ständerat, in Deutschland und Österreich Bundesrat. Die Ständeräte – zwei je Kanton und einer je „Halbkanton“ – werden vom Volk gewählt, während die Bundesräte in Deutschland und Österreich von den Landtagen entsandt werden. Das Zusammentreten beider Kammern heißt überall Bundesversammlung.

Bundesrat ist in der Schweiz die Bezeichnung für die Bundesregierung. Die jeweils sieben Bundesräte („Bundesminister“) werden von der Bundesversammlung gewählt. Das Staatsoberhaupt heißt überall Bundespräsident, wird aber in Österreich direkt vom Volk und in Deutschland von der Bundesversammlung gewählt, während in der Schweiz turnusmäßig ein Bundesrat für jeweils ein Jahr auch als Bundespräsident fungiert, zusätzlich zu seinem Ressort. Die realen Befugnisse der Bundesländer oder Kantone gegenüber dem Bund sind in der Schweiz vergleichsweise am größten, in Österreich am geringsten. Das Mitspracherecht der Bürger – „direkte Demokratie“ – ist in der Schweiz am deutlichsten, in Deutschland am wenigsten ausgeprägt. *RGK*

Ein Jahr EU

Rumänien ist schwächstes Glied

Von Ernst Kulcsar

Eine Staatengemeinschaft ist immer so schwach wie ihr schwächstes Mitglied. Diese Aussage trifft auf Rumänien zu, das vor einem Jahr mit tönenden Fanfaren und hehren Politikerworten in die Europäische Union aufgenommen wurde.

Nun ist Rumänien Zankapfel in der EU. Der Vorsitzende der Sozialisten im Europäischen Parlament, Martin Schulz, ist nicht begeistert von den Leistungen der Rumänen seit ihrem Beitritt, während der Vorsitzende der Europäischen Kommission, Manuel Barroso, diesen Beitritt als „großen Erfolg“ wertete.

Wenn zwei derart erfahrene Politiker so grundverschiedene Ansichten vertreten, darf man ruhig auf der einen oder anderen Seite ideologische Scheuklappen vermuten. Nur, Martin Schulz legt den Finger auf die Wunden: Rumänien und Bulgarien hätten weiterhin große wirtschaftliche und verfassungsrechtliche Probleme, erläuterte Schulz in einem der „Deutschen Welle“ gewährten Interview. Beide Länder benötigten massive Reformen der Justiz und bei der Korruptionsbekämpfung. Auch benötigten sie besser ausgebildete Richter, Staatsanwälte und Polizeibeamte. Besonders in Rumänien dauerten Gerichtsverfahren, auch Zivilverfahren, viel zu lange, meinte Martin Schulz und wies darauf hin, daß diese das ganze Land lahmlegen würden. Der Unterschied zwischen Bulgarien und Rumänien bestehe darin, daß die bulgarische Regierung funktioniere, währen dsich in Rumänien Staatspräsident und Regierung gegenseitig blockierten.

Manuel Barroso hingegen erklärte dem rumänischen Rundfunk, er sei zufrieden mit dem ersten Jahr. Die Europäische Kommission werde die Bereiche Landwirtschaft und Justiz aufmerksam im Auge behalten und bei Nichtachtung des Beitrittsvertrags die Rettungsklausel aktivieren.

Gleichzeitig stellt sich Rumänien gegenüber dem islamistischen Terrorismus als offene Flanke der EU dar. Die italienische Zeitung „La Repubblica“ berichtete von der Verhaftung eines zum Islam konvertierten Rumänen, der sich im rumänischen Temesvar auf einem dichtbesuchten Marktplatz aus Protest gegen die Anwesenheit rumänischer Truppen in Afghanistan mit seinem Auto in die Luft sprengen wollte. Ende 2005 sei in Jassy eine El-Kaida-Zelle aufgeflogen.

Dutzende von Hamas-Mitgliedern, so der rumänische Geheimdienst, tummelten sich an rumänischen Universitäten. Am 28. November wurde in Rumänien ein El-Kaida-Mitglied verhaftet, was zur Verhaftung von 20 Verdächtigten in Mailand, Frankreich und Großbritannien führte.

»Moment mal!«



Die im Dunkeln sieht man nicht

Von Klaus Rainer Röhl

Adventszeit, verlogene Zeit. Letzte Woche kam der große Lange mit den Gummibärchen und seinen Naturlocken, die aussehen wie ondulierte Haare, und der an diesem Abend nur dürftig überschminkten Altersmüdigkeit, aber der immer glaubhaft guten Laune – die glatte Stirn deutet auf Zufriedenheit hin –, auf den Bildschirm. Ehrlich, wie hieß der Gummibär-Mann noch gleich – werden die Kinder von 2015 noch seinen Namen wissen? Der machte mit Kinderlachen und Kinderdummheit und durchaus auch mit Kinderhaut noch einmal Werbung für sich und seine immer grotesker werdenden Samt & Seidenanzüge und sammelte, sozusagen nebenbei, Spenden für Kinder in Not. Not gibt es millionenfach in Deutschland, alle Arbeitslosen und Hartz-IV-Empfänger leiden Not, vor allem ihre Kinder, das sind sechs Millionen. Sie geben aber für die Fernseh-Kamera zu wenig her, also sammelte man Geld für Kleinkinder mit sehr seltenen, fast nicht erforschten Problem-Krankheiten – Frühgeburten zum Beispiel, die nur noch ein Pfund wiegen. Das ist ein Gewicht und ein Alter, in dem die meisten Babys in Deutschland erbarmungslos abgetrieben werden, ungefähr 130 000 jährlich, bei jeder dritten Schwangerschaft. Aber die hier vorgestellten Mütter wollten ihr Baby trotz aller Probleme zur Welt bringen und die „Frühchen“ eines Tages im Arm halten, und um sie dennoch gegen jede ärztliche Prognose am Leben zu erhalten, braucht es neue Geräte, Spezialisten, vor allem – Geld. Und das hatten die gut angezogenen und gut erholten Gäste des Gummibärchen-Manns reichlich, und die Schecks hatten sie auch gleich mitgebracht, ins Überdimensionale vergrößert und auf Pappschilder gezogen. 100 000 Euro, das wirkte schon fast mickerig, die meisten hatten 300 000 oder mehr, 500 000 Euro hatte der Inhaber von Lidl „gesammelt“. Bei seinen Angestellten und dann nach oben aufgerundet. Andere seltsame Fälle von Kinderkrankheiten wurden vorgestellt und weiter Geld gesammelt und Fachleute und Eltern interviewt, und gesunde Kinder durften singen und wurden vorgeführt und gingen ins Publikum mit der Sparbüchse. Ich bin die Martina, und wie heißt du und wieviel willst du spenden? Ich heiße Dr. Sowieso von der Firma Sowieso und – klapp – drehte der Mann sein rotes Pappherz (mit der Springer-Aktion „Ein Herz für Kinder“) herum, ich spende 100 000 Euro. Danke. Alles war gut gemeint und sicher auch nützlich beim Kampf gegen die seltenen Kinderkrankheiten und bei der Suche nach geschulten Fachärzten und der Vernetzung und schnelleren Information der Fachärzte, und doch war alles so furchtbar peinlich. Sicher nicht nur mir, sondern auch den Beteiligten. Alles war schief und peinlich. Sogar die von fast allen Zuschauern mit Recht geliebte Veronika Ferres war falsch geschminkt und trug ein zum Anlaß unpassendes, kraß ausgezogenes Kleid, das den Vergleich mit den schlichten oder hilflos wirkenden Kleidern der weinenden und besorgten Mütter der kranken Kinder geradezu herausforderte. Für die einen war es das bittere Leid, für die anderen eine Gala. Nichts stimmte an diesem Abend, als wenn es nicht nur den Teilnehmern, sondern auch den Dingen peinlich wäre. Selbst die Mikrophone und Monitoren stemmten sich gegen die Schnulze und drehten durch. Mußten alle Teilnehmer jedesmal Frau Springer dafür danken, daß sie diese Sendung ermöglicht hatte, und mußten die Kameraleute immer wieder den Chefredakteur Herrn Sowieso zeigen, seinen Namen wird die Geschichte nicht überliefern. Die Namen von Henri Nannen und Rudolf Augstein hat sie überliefert, die die 50er und 60er Jahre geprägt haben, kurz nach dem Zusammenbruch des Landes, das bald schon wieder aufgemöbelt war nach der Währungsreform von 1948. Wir waren wieder wer, nicht wegen, sondern trotz Volkserziehung (= eigentlich Rück-Erziehung, re-education). Da begann schon das Große Fressen. Gleich nach der Hungerzeit und den 1000 Kalorien pro Tag, die Morgenthau den Deutschen einst zumessen wollte. Viel mehr gab es wohl nicht im Hunger-Winter 1946/47. Ach ja, Morgenthau. Ich hatte den Namen fast schon vergessen, aber mein Danziger Schulkamerad Günter Grass hatte ihn nicht vergessen und brachte das mit den Kalorien auf Seite 184 seines Buches „Beim Häuten der Zwiebel“ im Zusammenhang mit der Verpflegung in einem Kriegsgefangenenlager. Auf Seite 188 gleich noch mal.



„Ein Herz für Kinder“: Thomas Gottschalk sammelt in der ZDF-Gala Spenden. Foto: ddp

Unmittelbar nach der Währungsreform begann die große Freßwelle. „Mit Eisbein und Aspik / Ist ja kein Wunder, ist ja kein Wunder, nach dem verlorenen Krieg“, sang Wolfgang Neuss mit seiner unverwechselbar nöligen Stimme. Alles schon vergessen? Peter Rühmkorf und ich machten schon 1949 Kabarett, eines von der ganz düsteren Sorte. Wir spielten und sangen und tanzten eine Fresser-Pantomime mit Gesang gegen die Satten. 1949 auf 1950 war das. Wie konnten wir alles vorausahnen, was heute geschieht? Unsere grausame, radikal-pazifistische und antikapitalistische Pantomimen-Revue hieß „Die im Dunkeln sieht man nicht“, und wir leerten den Saal des noch aus der NS-Zeit berühmten und witzigen Überlebenskünstlers und Spaßmachers Werner Finck jeden Abend bis auf den letzten Platz. Wir dachten, es kommt gleich wieder ein Krieg und neuer Hunger. 1950 war das. Wir wollten warnen. Wir waren gegen die Satten und für die im Dunkeln. Die Dunkelziffer über Armut und Kinderarmut in Deutschland von heute konnten wir nicht voraussehen. Daß Deutschland heute so geteilt ist, wie es nicht einmal 1950 vorstellbar war. In Menschen, die mit Mini-Renten und Hartz IV auskommen müssen, und andere, die sich Manager-Gehälter von zehn Millionen jährlich und mehr bewilligen lassen. Und deren Nutznießer, die mit etwas weniger auskommen müssen, Gewerkschaftsvorsitzende und Fernseh-Entertainer. Die Zwei-Drittel-Gesellschaft rast. Das Haus Deutschland ist ein Irrenhaus geworden. Das obere Drittel tobt durch die Belle Etage und spielt Untergang des Abendlandes. Sie können es nicht erwarten, daß die Barbaren kommen, wie die nervös und zappelig gewordenen Bürger Roms aus der späten Kaiserzeit, die aus Überdruß am Überfluß krank wurden, die sich nach einer langen, raffinierten Mahlzeit, die eigens zu diesem Zweck angefertigte Feder in den Hals steckten und alles Genossene erbrachen, damit sie aufs neue Delikatessen in sich hineinschlingen und ihre matt gewordene Sexualität mit grausamen Spielen und immer jüngeren Opfern befriedigen konnten. Aber eins kannten die Römer des vierten Jahrhunderts noch nicht: das Dunkelrestaurant Nocti Vagus in Berlin.

Damit man die erlesenen (und teuren) Speisen auch einmal wirklich schmecken und die vielfach verfeinerten Soßen – und das Parfum seiner Begleiterin einmal wirklich richtig ungestört und aufregend erschnuppern kann, hat sich ein erfinderisches Gehirn in Berlin ein Edel-Freßlokal ausgedacht. Keine Adventsstimmung mit Kerzen. Vagus ist die perfekte Simulation der Geißel der Menschheit: der Blindheit. Es ist stockdunkel im Lokal. Nur durch eine Schleuse gelangt man, nachdem man vorher alle auch nur schwach leuchtenden Gegenstände wie Uhren, Handys und andere Lichtquellen abgegeben hat, ins Stockdustere. Alles weitere mündlich. Die Bedienung besteht aus Blinden!

Darauf waren die alten Römer aus der Verfallszeit noch nicht gekommen. Sie blendeten zwar gelegentlich ihre politischen Gegner. Sie – und die nach ihnen kamen, die Byzantiner – rissen auch schon mal ihren Sklaven die Zunge heraus, damit sie über die Gespräche der Herren beim Essen kein Wort verlauten lassen konnten. Aber für ein Dunkel-Restaurant hatten sie nicht genug Phantasie.

Gibt es noch eine Steigerung? Ja: Nocti Vagus ist ein „staatlich anerkannter Integrationsfachbetrieb für Blinde“! So tut der neugierige, neureiche Berliner Flaneur – und da rundet sich das Bild und führt wieder zurück zu dem Langen mit den Gummibärchen – noch was für die Behinderten. Sie nehmen den Gast bei der Hand und führen ihn sanft an seinen Tisch und schimpfen auch nicht, wenn einer der Gäste mal ein Glas umschüttet oder mit der Hand ins Essen oder sonstwohin langt. Außerdem hält das Lokal auch künstlerische und geistige Genüsse nach dem Essen bereit, für die es nie zu dunkel sein kann. – Nein, nicht was Sie denken: „Während des Schlemmer-Menüs verwöhnen wir unsere Gäste mit einem täglich wechselnden Programm und phantasievollen Traumwelten. Höhepunkte sind: Konzerte, Theater, Braille(Blindenschrift)-Lesungen, Sinnesabende, erotische Abende, Gruselshows (!) und weitere eindrucksvolle Veranstaltungen.“ Honi soit qui bon y pense!

Als die Bilder laufen lernten

Vor 90 Jahren wurde die Ufa in Berlin gegründet, und bald kam alles, was Rang und Namen hatte nach Babelsberg

Von Rüdiger Ruhnau

Keine andere der vielen Kunstgattungen ist so stark von der Technik abhängig wie der Film. Zwar war es schon lange ein Traum der Menschen, bewegtes Leben in der Zweiflächendimension darzustellen, doch erst einmal mußte die technische Entwicklung so weit fortgeschritten sein, um diesen Menschheitstraum verwirklichen zu können.

Die Wunderwelt des Kinos nahm ihren Anfang, als Max Skladanowski 1895 im Berliner Varieté „Wintergarten“, als erster in Deutschland, selbstgefertigte „laufende Bilder“ öffentlich vorführte. Oskar Messter verbesserte nicht nur die kinematographischen Aufnahme- und Wiedergabegeräte, er führte auch die erste deutsche Wochenschau vor. Messters erster brauchbarer Film, zu dem er auch gleich den Projektor mitlieferte, entstand auf dem Pariser Platz in Berlin, mit dem etwas langatmigen Titel „Belebtes Straßenbild um die Mittagszeit Unter den Linden, mit dem Brandenburger Tor im Hintergrund“.

Bald nach der Jahrhundertwende entstanden Spielfilme von über 60 Metern Länge, sie zeigten die Handlung schon etwas ausführlicher. Da man das Schneiden der Zelluloidbänder und das künstlerische Zusammensetzen einzelner Spielszenen noch nicht beherrschte, mußte der gesamte Spielablauf ohne Unterbrechung aufgenommen werden. Den Unterschied zwischen Theater- und Filmdarstellung hatte man in der Frühzeit noch nicht begriffen und glaubte, die fehlende Sprache durch übertriebene Gebärden ausgleichen zu müssen. Das Resultat war ein komisches Grimassenschneiden nebst Herumfuchteln, es wurde einfach das Theaterspiel übernommen.

Mit dem Auftreten großer Mimen wie Asta Nielsen beanspruchte der Film, als Kunstgattung anerkannt zu werden. Die Dänin Nielsen, der erste importierte deutsche Filmstar, revolutionierte mit ihrem seelenvollen Ausdrucksspiel die Filmdarstellung. Der Filmunternehmer Paul Davidsohn, einer ostpreußischen Kaufmannsfamilie entstammend, hatte in Berlin die Projektions AG Union, PAGU, ins Leben gerufen. Er bespielte das seinerzeit größte Kino am Alexanderplatz, das „Union-Theater“ (U.T.). Einen Markstein im Streben nach gediegener Kunst im Filmschaffen stellte der Streifen „Der Student von Prag“ dar, mit dem Westpreußen Paul Wegener als Hauptdarsteller. Dieser Film entstand in den Ateliers der Produktionsfirma „Deutsche Bioskop“, sozusagen in der Urzelle der späteren Ufa-Stadt Neubabelsberg. Zu den Publikumslieblingen vor dem Ersten Weltkrieg zählten neben Henny Porten die Schauspieler Johannes Riemann, Werner Krauß und Hans Albers.

Die Wirkung des Films als ein Mittel der Propaganda ist in Deutschland erst spät erkannt worden. Während England und Frankreich das Gebiet der psychologischen Kriegführung meisterhaft beherrschten, den Film zur Stimmungsmache gegen die Mittelmächte einsetzten, geschah in dieser Hinsicht im Reich fast nichts. Das änderte sich erst, als Oberst Hans von Haeften, Vertreter der Obersten Heeresleitung und Chef der Militärischen Dienststelle für Auslandspropaganda im Auswärtigen Amt, die Angelegenheit in die Hand nahm. Die von finanziellen Problemen gebeutelten Filmproduzenten und Kinobesitzer sollten zu einer großen Dachgesellschaft zusammengefaßt werden, die von führenden Banken und Unternehmen gegründet, finanziert, zugleich aber auch staatlich subventioniert und kontrolliert werden sollte. Am 18. Dezember 1917 wurde unter General Erich v. Ludendorffs Schirmherrschaft dann die Universum Film AG (Ufa) gegründet.



Riesenerfolg: Hans Albers als der Lügenbaron Münchhausen im ersten Farbfilm der Ufa Foto: pa

In den 1920er Jahren hinterließ der Expressionismus auch im Film seine Spuren, beispielsweise in F. W. Murnaus Opus „Der letzte Mann“ mit Emil Jannings in der tragischen Rolle eines Hotelportiers. Murnau gehörte zu den begabtesten Regisseuren der Stummfilmzeit, er verfilmte unter anderem „Tartuffe“, „Faust“ und „Phantom“, nach einem Roman von Gerhart Hauptmann. Die Erstaufführung dieses Streifens übernahm 1922 der Ufa-Palast am Zoo, der sich zu einer Art Hofburg des Konzerns mauserte.

Nicht immer spielte das Publikum mit. Schon der erste Preußenfilm „Fridericus Rex, ein Königsschicksal“ aus der frühen Ära des Stummfilms löste Demonstrationen von Gegnern aus. Manchmal mußte die Polizei selbst im Kino gegen die Krawallmacher einschreiten. Die größte Entdeckung für die Gestalt Friedrichs des Großen war Otto Gebühr, dem die Rolle des Alten Fritz wie auf den Leib geschnitten saß. In vielen späteren Preußenfilmen wie „Das Flötenkonzert von Sanssouci“ oder „Der Choral von Leuthen“ konnte Otto Gebühr sein großes Talent unter Beweis stellen. Von 44 Preußen-Verfilmungen entstanden allein 27 in der Weimarer Republik, ein Zeichen, daß die Empfänglichkeit des Publikums für Darbietungen aus der ruhmreichen deutschen Geschichte ungebrochen war.

Im Südwesten Berlins liegt die Villenkolonie Neubabelsberg. Mit der Ufa setzte ein bemerkenswerter Aufschwung zur Filmstadt ein. Alles, was Rang und Namen hatte, kam nach Babelsberg. Ganze Stadtviertel zauberten die Kulissenbauer hervor. Athen, New York, romantische Schlösser neben Wolkenkratzern, nichts war in der „Ufa-Stadt Babelsberg“ unmöglich. Mit dem ersten deutschen Tonfilm „Melodie des Herzens“ mit Willy Fritsch begann 1929 der Start in die Tonfilmzeit. Im selben Jahr drehte Altmeister Carl Froelich „Die Nacht gehört uns“ mit Hans Albers. Der „blonde Hans“ durfte salopp und natürlich sprechen, ohne Bühnenpathos. Es begann die große Zeit der Ufa-Stars. 1936 verdiente die unvergleichliche Zarah Leander mit drei Filmen 200 000 Mark. In München feierte man eine Filmfestwoche, und in ganz Deutschland beging man in über 2000 Lichtspielhäusern den Volksfilmtag. Zu billigen Preisen sollte für jedermann der Weg zum guten deutschen Film offenstehen. Zu den herausragenden Leinwandstreifen, die auf den Internationalen Filmkunsttagen in Venedig höchste Wertschätzung erfuhren, gehörten „Es war eine rauschende Ballnacht“ (Zarah Leander, Hans Stüwe), „Bel Ami“ (Willi Forst, Olga Tschechowa), „Der Gouverneur“ (Willy Birgel). Die Eröffnung bestritt der „Robert-Koch“-Film mit Emil Jannings in der Titelrolle.

Mit der Gründung der „Deutschen Filmakademie“ in Babelsberg hoffte man auch, durch die Heranbildung eines befähigten Nachwuchses die künstlerische Qualität des Filmschaffens weiter zu steigern. Inzwischen existierte nur noch ein einziger Filmkonzern. Die Ufa hatte alle übrigen Filmgesellschaften, wie „Tobis“, „Terra“, „Bavaria“ oder „Wien Film“ vereinnahmt. Der Staat hatte die Aktien der Gesellschaften aufgekauft, damit befand sich die deutsche Filmproduktion im Reichsbesitz. Zur wichtigsten technischen Neuerung der Ufa avancierte der „Agfacolor“-Film. Als Jubiläumsgeschenk – 25 Jahre Ufa – präsentierte das Unternehmen 1942 seinen Zuschauern den mit großem Aufwand hergestellten Farbfilm „Münchhausen“. Bis zum Kriegsende wurden in den Ateliers der Ufa noch Filme gedreht.

Fotos aus der Traumfabrik

Nach 1945 kam zunächst das Aus für die Ufa. In den Babelsberger Ateliers gründete sich die DEFA, und erst in den 1950er Jahren trat auch das traditionsreiche Unternehmen mit seinen ambitionierten Filmproduktionen erneut ins Licht der Öffentlichkeit, seit 1964 als Teil der Bertelsmann AG. Heute präsentiert sich die Ufa als größter deutscher Fernsehproduzent mit einer einmaligen Genrevielfalt, die von der Produktion großer Fernsehfilme, zahlreicher Serien und Krimireihen bis hin zu „Daily Drama Show“ und „Reality“ reicht. In Zusammenarbeit mit der Produktionstochter „teamworxx“ entstanden so eindrucksvolle Fernsehfilme wie „Dresden“ oder „Die Flucht“. Im Frühjahr wird auch die bei der Ufa verfilmte schicksalhafte Geschichte der „Gustloff“ im ZDF zu sehen sein. Ein brillanter Bildband erzählt anhand von hervorragenden Fotos die Geschichte der Ufa (**„Bilder Träume. Träume Bilder – Die Geschichte der Ufa von 1917 bis heute“**, mit einer Einleitung von Hans Helmut Prinzler, Nicolaische Verlagsbuchhandlung, Berlin 2007, 168 Seiten, 200 Abb., gebunden mit Schutzumschlag, 29,90 Euro). Fotos und Texte versetzen den Leser zurück in die große Zeit des deutschen Films und gewähren einen Überblick über die wechselvolle Historie der größten Traum- und Bilderfabrik der Deutschen von den Anfängen bis in die Gegenwart. *os*



Vom Rokoko zum Klassizismus

Die Deutsche Post ehrt den Baumeister Carl Gotthard Langhans zum 275. Geburtstag mit einer Sonderbriefmarke

Von Silke Osman

Eine neue 55-Cent-Briefmarke der Deutschen Post zeigt das Brandenburger Tor in der Reproduktion einer Aquatintaradierung von Daniel Berger nach einer Zeichnung von Peter Ludwig Lütke d. J. aus dem Jahr 1798. Doch nicht an das Bauwerk soll hier erinnert werden, sondern an seinen Schöpfer Carl Gotthard Langhans. „Mit Langhans findet Preußen, dessen friderizianisches Rokoko schon seit langem unmodern geworden war, wieder Anschluß an die zeitgenössischen architektonischen Strömungen“, heißt es in der Begründung.

Langhans wurde vor 275 Jahren, am 15. Dezember 1732 im schlesischen Landeshut als Sohn eines Lehrers geboren. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er in Schweidnitz. Von 1753 bis 1757 studierte er Jura in Halle. Schon früh hatte sich Langhans für das Baugeschehen in Schweidnitz interessiert, und so ließ er sich während seines Studiums auch in Mathematik ausbilden und nahm Zeichenkurse. Nebenher beschäftigte er sich mit den antiken Schriften des römischen Architekturtheoretikers Vitruv.

1763 erhielt er seinen ersten großen Auftrag – die Erweiterung des barocken Südflügels des Trachenberger Schlosses. Diverse Kirchenbauten, Schlösser und Privathäuser in Schlesien sollten folgen. Aber auch in Brandenburg und in Berlin hinterließ sein Wirken Spuren. So forderte Prinz Heinrich von Preußen den damals noch unbekannten jungen Architekten auf, in Schloß Rheinsberg eine Reihe von Räumen für seine Gemahlin, Prinzessin Wilhelmine, umzubauen. Der prachtvolle Muschelsaal zeigt noch heute den Übergang vom Rokoko zum Klassizismus.



Das Brandenburger Tor: Meisterstück von Carl Gotthard Langhans Foto: Archiv

Allen Unbilden zum Trotz haben einige Bauwerke, die Langhans in Berlin und Charlottenburg entworfen hat, die Zeitläufte überstanden, so die Kolonnaden in der Mohrenstraße, die Turmspitze der Marienkirche, die Anatomie der Tierarzneischule, das Schloßtheater und das Belvedere im Charlottenburger Schloßpark und natürlich das Brandenburger Tor. Im Schloß Bellevue, dem Amtssitz des Bundespräsidenten, zählt der wiederaufgebaute ovale Tanzsaal mit den acht korinthischen Säulen zu den Schmuckstücken Langhans'scher Baukunst.

Weniger Anerkennung fand Langhans, der 1788 mit der Ernennung zum Direktor des Berliner Oberhofbauamtes schließlich zu einem der führenden Architekten seiner Zeit avancierte, mit dem Bau des Nationaltheaters am Gendarmenmarkt. Das 2000 Zuschauerplätze fassende Theater gehörte zu den größten Bühnen in Preußen. 1802 konnte es mit der Aufführung von Kotzebues „Kreuzfahrern“ eingeweiht werden. Spötter sprachen wegen seiner ungewöhnlichen Form und seines unförmigen fast 80 Meter langen gewölbten Daches vom „Koffer“, und Kritiker monierten die schlechte Akustik. Langhans, der sich in einer seiner wenigen theoretischen Schriften mit akustischen und optischen Grundsätzen beschäftigte, gab den Schauspielern die Schuld, wenn man sie nicht höre. – Dem Theater war keine lange „Spielzeit“ vergönnt. Im Juli 1817 ging es in Flammen auf, mitsamt den Kulissen und Kostümen von E. T. A. Hoffmanns „Undine“. Karl Friedrich Schinkel baute es wieder auf – unter Verwendung der unbeschädigten ionischen Säulen des Portikus. Bis heute erinnern sie so an Carl Gotthard Langhans, den großen preußischen Baumeister, der am 1. Oktober 1808 in seinem Haus in Grüneiche (Schlesien) starb.

Immer siegten die »polnischen Gurken«

Berühmte Liebespaare der Kulturgeschichte: Der Dichter E. T. A. Hoffmann und Mischa Trzynska

Von E. Knorr-Anders

Sie war nicht schön, nicht gebildet. Aber sie strahlte Güte aus. In ihrer Nähe fühlte man sich wohl. Man ahnte, wer sich auf sie verläßt, konnte nicht verlassen werden. Außerdem war sie perfekte Haushälterin. Sie kannte den Marktstand mit dem günstigsten Butterpreis und konnte „polnische Gurken“ bereiten, eine Spezialität ihrer Heimat. Die Polin Mischa Trzynska war die Tochter des Stadtschreibers in Posen. Hier lernte der junge Gerichtsassessor Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann sie kennen. Sein karges Gehalt ließ nahrhafte Kost nicht zu. Er war erschreckend mager. Nicht nur aus diesem Grund lud Mischa ihn oft zum Frühstück ein. Als sie ihm den Teller zuschob, rief er: „Das ist ja ein Butterbrot! So teuer!“ Sie lachte. „Alle Händler sind nicht raffgierig. Dort kaufe ich.“ Daß Mischas Brot keinen Strich Butter aufwies, bemerkte er nicht.

Geboren wurde er am 24. Januar 1776 in Königsberg / Preußen. Von Beruf Jurist, aus Neigung Dichter, Komponist und Maler, änderte Hoffmann seinen dritten Vornamen aus Liebe zu Mozarts Musik in „Amadeus“. Als Virtuose wild-dämonischer Grauenerregung faszinierte er die zeitgenössische Leserschaft. Nicht selten soll er sich in tiefer Nachtstunde vor seinen von ihm geschaffenen Gestalten gefürchtet haben. Dann trat Mischa zu ihm, hielt seine Hand, bis die phobischen Attakken abklangen. Das war beim Verfassen des Romans „Die Elixiere des Teufels“ notwendig. Schon längst hatte Hoffmann erkannt, daß Mischa das „Elixier“ seines Lebens, eine Art Heiltrank war. Seine instabile Psyche bedurfte dieser Hilfe. Manchmal sah er ihr beim Stricken zu, wie Masche um Masche sich zum Ganzen verknüpfte. „Meiner eigenen Arbeit gar nicht unähnlich“, sann er. Nach kurzem Zusammenleben in weithin bespöttelter „wilder Ehe“ heirateten sie anno 1802. Ihrer beider unstetes Leben begann.

Als preußischer Staatsbeamter fielen seine Spottlust, seine „Bürokraten-Karikaturen“ mißliebig auf. Zwar feixte man gern, aber nicht über sich selbst. Hoffmann wurde strafversetzt ins kleinstädtische Plock, wo er Hühnerdiebe aburteilte. Doch anno 1804 wurde der als unbestechlich geschätzte Jurist zum Regierungsrat in Warschau ernannt, das damals, durch die Spaltung Polens, preußisch verwaltet wurde. Die Beamtenkarriere hätte ihm und Mischa die notwendige finanzielle Sicherheit geboten, die Hoffmann für die literarische Arbeit genötigte. Doch der Siegeszug französischer Truppen unter Napoleon bereitete dieser Hoffnung ein Ende. Da Hoffmann den Franzosen keinen "Ergebenheitsschwur" leistete, wurde er brotlos. Es war der Beginn des Aufstiegs als Schriftsteller und Komponist. Aber es dauerte noch eine Weile. Zuvor war eine Elendsperiode zu überwinden.

Hoffmann überredete Mischa, zu ihren Eltern nach Posen zu reisen, wo sie wenigstens zu essen bekam. Seinerseits machte er sich zu seinem jüdischen Freund Julius Hitzig, Buchhändler in Berlin, auf den Weg. Hitzig kannte sich in den Intellektuellen-Salons aus. Doch es gelang nicht, einen Verleger oder Redaktionsposten zu finden. Die Rettung kam von Julius von Soden aus Bamberg. Soden bot Hoffmann die Stellung des Kapellmeisters am 1802 erbauten Prachttheater an und beauftragte ihn mit der Komposition und Textverfassung von zwei Opern. Plötzlich meldeten sich Verleger.

Überglücklich holte Hoffmann Mischa aus Posen und traf mit ihr im September 1808 in Bamberg ein. „Ein Gespensterhaus“, rief er beim Anblick des hohen, engbrüstigen, 1762 zwischen andere Bauten gepreßten Hauses. „Wo ich wohne, gibt es keine Gespenster“, beruhigte ihn Mischa. Das Haus ist seit 1923 „E. T. A. Hoffmann-Museum“, „gespenstische“ Atmosphäre vermittelt es tatsächlich. Das „Poetenstübchen“ im Dachgeschoß bezeichnete Hoffmann als sein „musikalisch-poetisches Laboratorium“. Hier entstanden seine schleichendes Grauen verursachenden Novellen.

E. T. A. Hofffmann: Umschwärmter Dichter und Komponist Foto: Archiv

Den winzigen Raum teilte Hoffmann mit seinem Kater Murr. Dieser durfte am Schreibtisch residieren und auf Manuskripten dösen, sich auf Hoffmanns Schulter zum Schlaf einrollen. Kein Wunder, daß dieser gebildetste Kater, den die lesende Menschheit kennt, zur Feder griff, seine „Lebenserinnerungen“ verfaßte und sie unter dem Namen seines Herrn der staunenden Nachwelt präsentierte. Für Mischa waren Katzen ein Greuel. Aber weil Hoffmanns Herz an dem "Untier" hing, respektierte sie Murr als Familienmitglied.

Hoffman war nun Theaterleiter. Direkt gegenüber seiner Wohnung, am heutigen "Schillerplatz", war der Bau errichtet worden. Er verfügte über eine bis dato beliebte Klause, „Rose“ benannt. Dort fand sich Hoffmann mit Kollegen zum nächtlichen Punsch zusammen. Von den Wohnungsfenstern aus konnte Mischa das Treiben in der Klause beobachten. Sie wartete auf Hoffmann. So viel er trank, er war nie betrunken. Sah sie ihn endlich über den Platz kommen, stellte sie das unvermeidliche Butterbrot auf den Tisch „Iß“, mahnte sie: „Du wirst immer dünner.“ Es machte ihr Sorgen.

Keine Sorge bereitete ihr Hoffmanns Gesangsschülerin Julia Marc. Sie wußte, daß Hoffmann die 15jährige mit impulsiver Intensität liebte. Julia war die Inspiration zu vielen seiner Frauengestalten und die einzige Frau, von der er seinen intimen Notizen anvertraute, daß ihn „Das Engelsbild nicht verlassen kann, beim letzten Hauch des Lebens.“ Mischa lebte in der sicheren Überzeugung, daß Charme, Schönheit und Bildung nicht ausreichten, um „polnischen Gurken“ und einem bewährten "Zuhause" Konkurrenz zu bieten.

In jedem Theater gibt es Querelen und Intrigen. So auch in Bamberg. Sehr bald mußte Hoffmann feststellen, daß neidische Ensemblemitglieder sich in "Mobbing" übten. Trotz beruflicher Mißhelligkeiten entstand die Idee zu einer Oper, die am 3. August 1816 mit rauschendem Erfolg uraufgeführt wurde: "Undine". Allerdings fand die Premiere nicht in Bamberg, sondern in Berlin statt. Hoffmann und Mischa hatten sich aus Bamberg verabschiedet. Die Titelpartie sang die junge, bereits berühmte Johanna Eunicke, Hoffmanns letzte schwärmerische Liebe. Und wieder siegten die „polnischen Gurken“.

In Berlin wurde Hoffmann berufliches Doppelglück zuteil. Sein literarisches Werk war in aller Munde, ebenso sein Ruf als Jurist. Die politischen Zeitläufe hatten ermöglicht, daß er zum Kammergerichtsrat und Mitglied des Oberappellations-Senats berufen wurde. In dieser Position verführte ihn seine beißende Ironie, den Polizeichef Karl von Kamptz in "Meister Floh" zu persiflieren. Ein Disziplinarverfahren war die Folge.

Den Ausgang erlebte Hoffmann nicht mehr. Er starb am 25. Juni 1822 unter unsäglichen Schmerzen an seinem Rückenmarksleiden, bis in die letzte Sekunde versorgt von Mischa. „Ich habe Angst“, stöhnte er. „Ich auch“, erwiderte sie. Stille. Sie feuchtete ihren Finger an, hielt ihn an seine Lippen. Kein Atemhauch spürbar. Hoffmann war tot.

Die Katholikin Mischa senkte den Kopf zum Gebet: „Maria, Muttergottes, Himmelskönigin, beschütz' ihn bei dir! Und hilf auch mir!“

Warten auf die Bescherung

oder Der Weihnachtsabend in Hoffmanns Märchen »Nußknacker und Mausekönig«

Von E.T.A. Hoffmann

Am 24. Dezember durften die Kinder des Medizinalrats Stahlbaum den ganzen Tag über durchaus nicht in die Mittelstube hinein, viel weniger in das daran stoßende Prunkzimmer. In einem Winkel des Hinterstübchens zusammengekauert, saßen Fritz und Marie, die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen. Fritz entdeckte ganz insgeheim wispernd der jüngern Schwester (sie war eben erst sieben Jahr alt worden), wie er schon seit frühmorgens es habe in den verschlossenen Stuben rauschen und rasseln und leise pochen hören.

Auch sei nicht längst ein kleiner dunkler Mann mit einem großen Kasten unter dem Arm über den Flur geschlichen, er wisse aber wohl, daß es niemand anders gewesen als Pate Droßelmeier.

Da schlug Marie die kleinen Händchen vor Freude zusammen und rief: "Ach, was wird nur Pate Droßelmeier für uns Schönes gemacht haben."

Der Obergerichtsrat Droßelmeier war gar kein hübscher Mann, nur klein und mager, hatte viele Runzeln im Gesicht, statt des linken Auges ein großes schwarzes Pflaster und auch gar keine Haare, weshalb er eine sehr schöne weiße Perücke trug, die war ein künstliches Stück Arbeit. Überhaupt war der Pate ein sehr künstlicher Mann, der sich sogar auf Uhren verstand und selbst welche machen konnte.

Wenn daher eine von den schönen Uhren in Stahlbaums Hause krank war und nicht singen konnte, dann kam Pate Droßelmeier, nahm die Perücke, ab, zog sein gelbes Röckchen aus, band eine blaue Schürze um und stach mit spitzigen Instrumenten in die Uhr hinein, so daß es der kleinen Marie ordentlich wehe tat, aber es verursachte der Uhr gar keinen Schaden, sondern sie wurde vielmehr wieder lebendig und fing gleich an, recht lustig zu schnurren, zu schlagen und zu singen, worüber denn alles große Freude hatte.

Immer trug er, wenn er kam, was Hübsches für die Kinder in der Tasche, bald ein Männlein, das die Augen verdrehte und Komplimente machte, welches komisch anzusehen war, bald eine Dose, aus der ein Vögelchen heraushüpfte, bald was anderes. Aber zu Weihnachten, da hatte er immer ein schönes künstliches Werk verfertigt, das ihn viel Mühe gekostet, weshalb es auch, nachdem es einbeschert worden, sehr sorglich von den Eltern aufbewahrt wurde.

„Ach, was wird nur Pate Droßelmeier für uns Schönes gemacht haben", rief nun Marie; Fritz meinte aber, es könne wohl diesmal nichts anderes sein als eine Festung, in der allerlei sehr hübsche Soldaten auf- und abmarschierten und exerzierten, und dann müßten andere Soldaten kommen, die in die Festung hineinwollten, aber nun dem schwimmen sehr herrliche Schwäne mit goldenen Halsbändern herum und singen die hübschesten Lieder. Dann kommt ein kleines Mädchen aus dem Garten an den See und lockt die Schwäne heran und füttert sie mit süßem Marzipan."



Fritz und Marie mit ihren Eltern und dem Paten Droßelmeier, so wie der Graphiker Maurice Sendak sie 1984 für eine Bertelsmann-Ausgabe des Märchens sah

schössen die Soldaten von innen tapfer heraus mit Kanonen, daß es tüchtig brauste und knallte.

„Nein, nein", unterbrach Marie den Fritz, „Pate Droßelmeier hat mir von einem schönen Garten erzählt, darin ist ein großer See, auf

„Schwäne fressen keinen Marzipan", fiel Fritz etwas rauh ein, „und einen ganzen Garten kann Pate Droßelmeier auch nicht machen. Eigentlich haben wir wenig von seinen Spielsachen; es wird uns ja alles gleich wieder weggenommen, da ist mir denn doch das viel lieber, was uns Papa und Mama einbescheren, wir behalten es fein und können damit machen, was wir wollen."

Nun rieten die Kinder hin und her, was es wohl diesmal wieder geben könne. Marie meinte, daß Mamsell Trutchen (ihre große Puppe) sich sehr verändere, denn ungeschickter als jemals, fiele sie jeden Augenblick auf den Fußboden, welches ohne garstige Zeichen im Gesicht nicht abginge, und dann sei an Reinlichkeit in der Kleidung gar nicht mehr zu denken. Fritz versicherte dagegen, ein tüchtiger Fuchs fehle seinem Marstall durchaus so wie seinen Truppen gänzlich an Kavallerie, das sei dem Papa recht gut bekannt.

So wußten die Kinder wohl, daß die Eltern ihnen allerlei schöne Gaben eingekauft hatten, die sie nun aufstellten, es war ihnen aber auch gewiß, daß ihnen dabei der liebe Heilige Christ mit gar freundlichen frommen Kindesaugen hineinleuchtete und daß, wie von segensreicher Hand berührt, jede Weihnachtsgabe herrliche Lust bereite wie keine andere. Daran erinnerte die Kinder, die immerfort von den zu erwartenden Geschenken wisperten, ihre ältere Schwester Luise, hinzufügend, daß es nun aber auch der heilige Christ sei, der durch die Hand der lieben Eltern den Kindern immer das beschere, was ihnen wahre Freude und Lust bereiten könne; das wisse er viel besser als die Kinder selbst, die müßten daher nicht allerlei wünschen und hoffen, sondern still und fromm erwarten, was ihnen beschert worden.

Die kleine Marie wurde ganz nachdenklich, aber Fritz murmelte vor sich hin: „Einen Fuchs und Husaren hätt ich nun einmal gern."

Es war ganz finster geworden. Fritz und Marie, fest aneinandergerückt, wagten kein Wort mehr zu reden, es war ihnen, als rausche es mit linden Flügeln um sie her und als ließe es sich eine ganz ferne, aber sehr herrliche Musik vernehmen. Ein heller Schein streifte an der Wand hin, da wußten die Kinder, daß nun das Christkind auf glänzenden Wolken fortgeflogen zu anderen glücklichen Kindern.

In dem Augenblick ging es mit silberhellem Ton: Klingling, klingling, die Türen sprangen auf, und solch ein Glanz strahlte ans dem großen Zimmer hinein, daß die Kinder mit lautem Ausruf: „Ach! – Ach!" wie erstarrt auf der Schwelle stehen blieben.

Aber Papa und Mama traten in die Türe, faßten die Kinder bei der Hand und sprachen: „Kommt doch nur, kommt doch nur, ihr lieben Kinder, und seht, was euch der Heilige Christ beschert hat."

Das Fest der Familie

Weihnachten bewahrt die Tradition / Das bleibt in der Familie (Folge 9)

Von KLAUS J. GROTH

Auch wenn es der Familie augenblicklich nicht ganz so gut geht, auch wenn sie augenblicklich nicht unbedingt als hipp gilt, Weihnachten als Familienfest, das lassen sich die Deutschen nicht nehmen. Zwar nimmt die Zahl derjenigen ab, die bei den regelmäßigen Umfragen des Instituts für Demoskopie Allensbach Weihnachten als das Familienfest schlechthin bezeichnen, aber es sind immer noch stattliche 74 Prozent, die dem Familienfest unverbrüchlich die Treue halten. Weihnachten als Familienfest – das ist für die überwiegende Mehrheit noch so selbstverständlich, als sei es immer so gewesen. Diese Annahme gehört allerdings zu den fest verwurzelten Irrtümern rund um Weihnachten.

Auch Mythen wollen gepflegt sein. Und der Mythos der deutschen Weihnacht bedarf besonderer Pflege. Offenbar meinte das der Verfasser eines Textes, mit dem die deutsche Botschaft in Canberra den Menschen auf der anderen Seite der Erde die Besonderheiten des deutschen Christfestes per Internet nahe brachte. So erfuhren die Menschen in Australien:

„Weihnachten, – das traditionelle Familienfest der Deutschen: In deutschen Familien gilt Weihnachten als Höhepunkt des Jahres. Verwandte und auch Freunde versammeln sich um den festlich geschmückten Christbaum, tauschen Geschenke aus und setzen sich zu einem Festmahl zusammen. Viele singen das populäre Lied ‚Stille Nacht, Heilige Nacht‘, das längst in aller Welt bekannt ist. Vereinzelt macht man sogar Hausmusik zusammen.“

Auch wenn diese Beschreibung einem idealisierten Bild ziemlich nahe kommt, so entspricht sie doch den Wunschvorstellungen der meisten Deutschen. Drei Viertel der Deutschen vertreten die Ansicht, zum Heiligabend gehöre es unbedingt dazu, „mit der Familie nett zusammenzusitzen“. Auch Familienmuffel, die sonst nicht unbedingt zueinander streben, raffen sich zu Weihnachten zu einem Familienbesuch auf.

In Familien mit Kindern wird die Bedeutung von Weihnachten als Familienfest sogar noch höher angesetzt. Für 86 Prozent ist dieses Familienfest unverzichtbar. Und das gegenseitige Beschenken gehört für 74 Prozent der Familien mit Kindern unbedingt dazu. In den Haushalten ohne Kinder meinten dagegen nur 66 Prozent, der Heiligabend sei ohne Geschenke nicht vorstellbar.

Etwas weniger abgesichert sind die anderen Bräuche, von denen die deutsche Botschaft in Canberra berichtete: „Weihnachten ohne Weihnachtsbaum können sich zwar 80 Prozent der Befragten nicht vorstellen, aber 1991 waren es noch 89 Prozent, für die der Baum unbedingt dazu gehörte.

Geschenke hielten 1991 noch 82 Prozent für unerläßlich, inzwischen sind es nur noch 69 Prozent.

Immerhin finden die bisher aufgeführten Bräuche immer noch eine Mehrheit. Beim gemeinsamen Singen aber ist die längst verlorengegangen: Nur noch 30 Prozent singen Weihnachten in der Familie gemeinsam Lieder. Ein Liedchen auf der Blockflöte im Wohnzimmer – das kommt nur noch in 17 Prozent der Haushalte vor. Dafür allerdings hören 62 Prozent weihnachtliche Musik.

Ungefährdet hingegen kommt das Festessen durch den Wechsel der Zeiten und Moden: Für diejenigen, die meinen, Weihnachten müsse die Familie unbedingt zusammenkommen, gehört auch ein weihnachtliches Festessen unverzichtbar dazu: Drei Viertel freuen sich darauf. Und schließlich gehört für 40 Prozent ein guter Tropfen dazu. Etwa ebenso groß ist die Anzahl der Kirchgänger (42 Prozent).

Doch trotz der starken Wirkung, die Weihnachten bei der Familienzusammenführung entwickelt, erste Erosionen sind schon seit einer ganzen Weile zu beobachten.

Sie wurden auch bereits von der deutschen Botschaft in Canberra ausgemacht: „Die Zahl der sogenannten Weihnachtsverweigerer, die mit dem Fest überhaupt nichts zu tun haben wollen, ist gering. gerade drei Prozent der fast 80 Millionen Deutschen.“

Doch wenn auch drei Viertel der Deutschen zu Hause feiern, sei ein Trend bei jungen Leuten auszumachen, der „früher noch als undenkbar galt: Der Ausflug nach der Feier in die Discotheken, die meist nach 22 Uhr zum Abtanzen öffnen“.

Und schließlich sind da noch jene vier Prozent der Deutschen, die sich zu Weihnachten aus dem Staube machen, die von Weihnachtsstreß und Schmuddelwetter Abschied nehmen und in die Sonne fliegen. Aber ganz ohne Weihnachten scheint es auch in jenen Fällen nicht zu gehen, denn – so erfährt der Leser im fernen Australien via deutsche Botschaft – „nicht selten nehmen die Urlauber einen Weihnachtsbaum als Übergepäck mit; die Fluggesellschaften sind darauf längst eingestellt, auch wenn in den von Deutschen besuchten Hotels reich geschmückte Christbäume stehen.“

Mag sein, daß diese Weihnachtsflüchtlinge der großen emotionalen Falle ausweichen wollen, die in manchem Familienweihnachtsfest steckt. Immerhin gaben 18 Prozent der Bundesbürger bei einer Umfrage des Instituts Emnid an, die familiäre Besuchspflicht während der Feiertage beinhalte für sie sozialen Sprengstoff. Gerade unter Jüngeren war diese Auffassung vertreten.

Dennoch: Für 83 Prozent steht unverrückbar fest: Weihnachten wird zu Hause gefeiert, weil Weihnachten das Familienfest schlechthin ist. Gemessen an dem Zeitraum, seit dem Weihnachten gefeiert wird, ist das sogar eine ziemlich moderne Ansicht. Denn Familienfest, das war Weihnachten keineswegs immer.

Erst seit dem 16. Jahrhundert wird Weihnachten im evangelischen Raum innerhalb der Familie gefeiert. Zuvor war Weihnachten ab dem Mittelalter ein öffentliches Fest mit Weihnachtsmärkten, Festumzügen und Krippenspielen auf den Straßen und in den Kirchen.

Zum allgemeinen Familienfest mit Tannenbaum und Festessen wurde es vor etwa 150 Jahren. In der Zeit der Aufklärung waren die öffentlichen Umzüge und die Krippen vielfach suspekt, man sah darin Zeichen von Aberglauben. Da man als aufgeklärter Mensch keinem Aberglauben anhängen konnte, wurden derartige Veranstaltungen kurzum verboten. So wurde Weihnachten gewissermaßen privatisiert. Da zu gleicher Zeit die Familie einen anderen Status erhielt, kamen zwei sich ergänzende Grundströmungen zusammen, die schließlich aus Weihnachten das wichtigste Familienfest machten.

Und trotz allen Trubels und trotz aller emotionalen Fallen: Die Vorfreude auf das Fest ist ungebrochen. Jedenfalls für die meisten.

In der nächsten Folge lesen Sie: Ein unvermeidlicher Ehrentag / Warum der Muttertag abgelehnt und doch geliebt wird.



Höhepunkt des Jahres: Weihnachten in der Familie Foto: epd

Familienmenschen und andere

Martin Luther (* 10. November 1483 in Eisleben; † 18. Februar 1546 in Eisleben) hatte mit seiner Ehefrau Katharina von Bora sechs Kinder. Der ehemalige Mönch hatte die ehemalige Nonne am 27. Juni 1525 geheiratet, denn er betrachtete die Ehe nicht länger als ein kirchliches Sakrament und lehnte des Zölibat ab. Damit wurde die Ehe in den weltlichen Bereich verwiesen. Zwar sei die Ehe ein von Gott gewollter Stand, sie konnte nach Luthers Auffassung aber auch geschieden werden: „Wir heißen weder Scheidung gut noch verwehren wir sie, sondern vertrauen der Obrigkeit, darin zu handeln und lassen danach gehen, wie weltliches Recht hierin entscheidet.“ Sexualität erkannte Luther als einen natürlichen Trieb, den der Mensch (abgesehen von wenigen Ausnahmen) nicht verleugnen könne. Darum bedürfe es der Ehe, um die Prostitution zu vermeiden. Als „Geschenk Gottes“ bezeichnete Luther die Erziehung der Kinder durch die Eheleute. Für ihn bildete die Ehe den ersten und wichtigsten Ort der Erziehung. Auch in anderer Hinsicht war der Reformator Martin Luther ein „moderner“ Mann. Zur väterlichen Fürsorge zählten für ihn die religiöse Erziehung und das Waschen der Windeln gleichermaßen. Luther über Kindererziehung: „Es ist nichts mit Wallfahrten gen Rom, gen Jerusalem, zu S. Jakob. Es ist nichts, Kirchen bauen, Messe stiften, oder was für Werke genannt werden mögen, gegen diesem einigen Werke, daß die Eheleute ihre Kinder ziehen. Denn dasselbe ist ihre richtigste Straße gen Himmel, sie mögen auch den Himmel nicht eher und besser erlangen, denn mit diesem Werk.“

Papst Benedikt XVI. (lateinisch Benedictus PP. XVI; * 16. April 1927 in Marktl am Inn, Bayern; bürgerlich Joseph Alois Ratzinger) bezog 2005 in einer Ansprache zur Eröffnung des alle zwei Jahre stattfindenden Kongresses der Diözese Rom zur Familie Position: „Die verschiedenen Formen der Auflösung der Familie von heute wie die Ehe ohne Trauschein, die Ehe auf Probe bis hin zur Pseudo-Ehe von Personen des gleichen Geschlechts sind hingegen Ausdruck einer anarchischen Freiheit, die man als wahre Befreiung verkauft. Eine solche Pseudo-Freiheit gründet sich auf einer Banalisierung des Körpers, die unausweichlich die Banalisierung des Menschen mit einschließt. Deren Grundsatz ist, daß der Mensch mit sich machen kann, was er will: Sein Körper wird so zu einer zweitrangigen, vom menschlichen Standpunkt aus manipulierbaren Sache, die man nach Gutdünken benützen kann. Der Libertinismus, der als Entdeckung des Körpers und seines Wertes verkauft wird, ist in Wirklichkeit ein Dualismus, der den Körper verachtenswert macht und ihn gleichsam außerhalb der Würde der menschlichen Person ansetzt.“ Familie und Ehe, so Benedikt weiter, hätten ihren Platz in der Heilsgeschichte des Bundes Gottes mit den Menschen. Daher drücke die Ehe die Liebe Gottes aus. Auch Vaterschaft und Mutterschaft ließen sich nicht auf rein biologische Grundsätze zurückführen. Die Familie und die Kirche seien auf ganz besondere Weise dazu berufen, bei Erziehung und Glaubensweitergabe an die Kinder zusammenzuarbeiten.

MELDUNGEN

Dem Bösen gewidmet

Bremen – Dem Bösen und seinen Erscheinungsformen in den verschiedenen Kulturen ist eine Sonderausstellung im Bremer Überseemuseum gewidmet. Die Schau trägt den Titel „All about Evil – Das Böse“. Sie lade die Besucher ein, mit „Teufeln, Hexen und Dämonen von Bremen bis Bali“ den internationalen Gesichtern des Bösen zu begegnen, heißt es auf der Internet-Seite des Museums. Insgesamt sind über 500 Exponate zu sehen. In einem Beitrag von „Spiegel Online“ heißt es, die Ausstellung zeichne „die erstaunliche Karriere“ des „Fürsten der Finsternis zur sexy Werbe-Ikone“ nach. Die Werbung habe mit dem Teufel längst einen Pakt geschlossen. Nicht wenige Unternehmen würden ihre Seele verkaufen, „um mit dem ehemaligen Fürsten der Finsternis ihr Image aufzuwerten. Denn der Teufel – einst das personifizierte Böse – strahlt im Lichte seiner kapitalistischen Einvernahme längst hell und verführerisch“. In der Ausstellung geht es ferner um die Verführungskraft des Bösen, den angeblichen Schutz durch Amulette, Horrorfilme und das Böse in der Musik. Gezeigt werden auch Karikaturen unter dem Titel „Dämonisierung des Bösen“. So kann man einen „jüdischen“ Teufel auf einem islamischen Buch sehen und eine Darstellung des Reformators Martin Luther als siebenköpfigen Drachen. Die Ausstellung ist noch bis zum 18. Mai geöffnet. *idea*

Schwierige Schwiegereltern

München – Das Verhältnis der Schwiegereltern untereinander kann ganz unterschiedlich verlaufen. Die Bandbreite reicht dabei von einem harmonischen Miteinander bis zur offen ausgesprochenen Feindschaft. „Kontakt sollte man auf jeden Fall aufnehmen“, sagt die Münchner Diplompsychologin Barbara Ney. Schließlich wolle man wissen, wo der Partner seines Kindes herkomme. Wie bei allen Beziehungen sollte man nichts überstürzen. Es sei wenig sinnvoll, gleich nach dem ersten Treffen ein abschließendes Urteil über die anderen Schwiegereltern zu fällen. Auch dürfe man kein automatisches Einvernehmen erwarten. „Wenn man sich sympathisch ist oder gleiche Interessen hat, kann man sich mit der Zeit aber durchaus anfreunden“, meint Ney. Nur wegen des Verwandtschaftsverhältnisses sollte man sich nicht zu einem näheren Kontakt verpflichtet fühlen. „So etwas geht häufig schief“, berichtet die Diplompsychologin. Wenn man nicht miteinander auskomme, sollte man genau überlegen, wie man die Beziehung gestalten möchte. Zum Geburtstag beispielsweise könne man ganz unterschiedlich gratulieren. Von der Karte über den Anruf bis zum persönlichen Besuch mit selbstgebackener Torte habe man eine ganze Reihe von Möglichkeiten. Viele Konflikte entwickeln sich auch erst im Laufe der Jahre. Es kann zum Beispiel Neid aufkommen, weil der Nachwuchs lieber die anderen Schwiegereltern besucht. „Viele denken dann automatisch, daß die Kinder sie ablehnen“, sagt Ney. Bevor man aber solche Mutmaßungen anstellt, sollte man direkt bei dem eigenen Kind, der Schwiegertochter oder dem Schwiegersohn nachfragen. Denn häufig hätten solche Situationen eher praktische Gründe. *ddp*

Der große Liebhaber ist wieder da

Neuer Roman erzählt »Vom Winde verweht« aus der Sicht von Rhett Butler

Von A. Ney



Als die Welt noch in Ordnung war: Südstaaten-Schönheit Scarlett rennt davon, weil sie nicht bekommt, was sie will. Foto: cinetext

Rhett Butler, der taffe, verwegene und charmante Südstaatler aus „Vom Winde verweht“ ist wieder da. Dieser Charakter, in der Verfilmung 1936 gespielt von Clark Gable, ist vielen Lesern und Zuschauern ein Rätsel geblieben. Ganz anders als die temperamentvolle Südstaatenschönheit Scarlett O'Hara, an die Rhett Butler schon gleich zu Beginn des zu Weltruhm gelangten Romanes „Vom Winde verweht“ sein Herz verlor. Was sie will und bewegt, weiß man immer. So will die verwöhnte Tochter reicher und einflußreicher Eltern, die stets ihr Herz auf der Zunge trägt, anfangs Ashley Wilkes, den Verlobten und späteren Mann ihrer besten Freundin Melanie Hamilton.

Doch wie erging es dem in Scarlett schwer verliebten Rhett Butler mit diesem Wissen?

Die Handlungen dieses emotional wie eine Auster verschlossenen Mannes hat der Leser in den bisherigen Romanen – außer Margaret Mitchells Roman „Vom Winde verweht“ aus dem Jahre 1936 erschien noch in den 90er Jahren der Roman „Scarlett“ von Alexandra Ripley – bereits kennengelernt, doch wie sieht es mit seinen Gefühlen aus? Hat Rhett Butler überhaupt Gefühle außer der Liebe zu Scarlett, die häufig eher einem reinen Besitzenwollen ähnelt? Und wie ist dieser stets distanzierte und coole Typ überhaupt aufgewachsen? Der Autor Donald McCaig gibt nun in dem als Auftragsarbeit der Mitchell-Erben verfaßten Roman „Rhett“ die Antwort.

Aufgewachsen unter der gestrengen Hand seines Vaters Langston Butler mußte Rhett bereits als junger Mann erkennen, daß man sich im Ernstfall nur auf sich selbst verlassen kann. Als sein Vater erkennt, daß er ihn nicht zu einem Abbild seiner Selbst machen kann, schickt er den rebellischen Jungen zu den Sklaven auf die Reisfelder und läßt ihn dort ebenso hart arbeiten. Rhetts Zähigkeit und sein starker Wille zu kämpfen haben demnach bereits in seiner Kindheit ihren Ursprung.

Doch auch wenn McCaig in „Rhett“ viele unserer Fragen bezüglich des Mythos Rhett Butler beantwortet, so ist diese Tatsache als ein „zweischneidiges Schwert“ anzusehen, da Rhett Butler an dem, was er an Menschlichkeit für den Leser dazugewinnt, auf der anderen Seite an Zauber verliert.

McCaig schreibt deutlich moderner, die Schönheit und Zartheit der Ausdrucksweise in Margaret Mitchells „Vom Winde verweht“ sollte der Leser demnach nicht voraussetzen. Auch sind manche Sachverhalte leicht abgeändert, was dem Roman aber im Gesamtbild keinen Abbruch tut.



Die großen Momente, zum Beispiel als Scarlett Ashley Wilkes ihre Liebe gesteht, während Rhett unbeachtet auf der Chaiselounge liegt und lauscht, oder der Moment, als das Sklavenmädchen Prissy Rhett mitteilt, daß Scarlett seine Hilfe braucht und er mit ihr und Melanie auf einem alten Fuhrwerk der brennenden Stadt Atlanta entflieht, sind jedoch unverändert.

„Als Rhett vorfuhr, gab es eine ohrenbetäubende Explosion. Eine Hand schützend über die Augen gelegt, trat Scarlett vors Haus ... Während Bruchstücke auf die Straße fielen und Flammen in den Himmel züngelten, tippte sich Rhett Butler an den Hut. ‚Guten Abend. Schönes Wetter heute. Wie ich höre, wollen Sie einen Ausflug unternehmen.‘ ‚Rhett Butler, wenn Sie jetzt Scherze machen, werde ich nie wieder mit Ihnen reden.‘ Rhett war trotz Feuer, Detonationen und der Invasion der Yankees glücklich wie ein Schuljunge. Wie ihre grünen Augen blitzten! ‚Wohin wollen Sie überhaupt?‘ ‚Nach Hause‘, sagte sie. ‚Nach Hause? Sie meinen Tara?‘ ‚Ja, ja! Nach Tara! Oh Rhett, wir müssen uns beeilen!‘ ... Sanft berührte er ihr Haar. ‚Na, na, Schätzchen‘, sagte er leise. ‚Nicht weinen. Du sollst ja nach Hause, mein tapferes kleines Mädchen. Du sollst nach Hause. Nicht weinen.‘“

Nahezu zeitgleich zur Herausgabe des Romans „Rhett“ ist im Hamburger Ernst-Deutsch-Theater das Stück „Mondlicht und Magnolien“ (siehe Artikel unten) angelaufen.

Das Stück, das von der Entstehung des Drehbuches zu „Vom Winde verweht“ vom Filmproduzenten David O. Selznick handelt, greift einige Szenen auf, die auch in „Rhett“ wiederzufinden sind. So zum Beispiel die Angewohnheit Scarletts, alles Unangenehme immer nur als „dummes Gerede“ abzutun, um sich ihre eigenen Fehltritte nicht eingestehen zu müssen.

Auch die Problematik um die eigenwilligen und kapriziösen Schauspieler Vivian Leigh in der Rolle der Scarlett O'Hara und Clark Gable in der Rolle des Rhett Butler kommt hier deutlich zum Vorschein.

Donald McCaig hat mit „Rhett“ an das Südstaatenepos „Vom Winde verweht“ nicht nur angeknüpft, sondern noch weitere Geschichten drumherumgesponnen. Zum Beispiel die von Rhetts jüngerer Schwester Rosemary. Die verblüffende Ähnlichkeit manch ihrer Charakterzüge zu denen von Scarlett stößt dem Leser allerdings etwas bitter auf.

Ein großer Roman, bei dem jedoch stellenweise der Eindruck entsteht, daß McCaig durch die Rahmenhandlung von Margaret Mitchels Bestseller nahezu hindurchhetzt, um zum Ende zu gelangen.

Die Frage aller Fragen bleibt für den Leser bis zum Schluß offen: Kriegen sie sich oder kriegen sie sich nicht?

***Donald McCaig: „Rhett“**, Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2007, geb., 638 Seiten, 23 Euro*

Die richtigen Worte für Scarlett

Theaterstück schildert den Krampf ums richtige Drehbuch für »Vom Winde verweht«

Von Rebecca Bellano

Als am 11. November mit großem Aufwand in Hamburg die deutsche Übersetzung von „Rhett“ präsentiert wurde, gab es ein Bonbon der Extraklasse. Der deutsche Schauspieler und Frauenschwarm Ralf Bauer und seine Kollegen Lutz Herkenrath und Meike Harten spielten die erste Szene des Theaterstücks „Mondlicht und Magnolien“ an, das noch bis zum 12. Januar im Hamburger Ernst-Deutsch-Theater zu sehen ist. „Mondlicht und Magnolien“? Was hat das mit „Vom Winde verweht“, Scarlett O'Hara und Rhett Butler zu tun?

„Mondlicht und Magnolien“ lautete der Arbeitstitel bei der Verfilmung von „Vom Winde verweht“. Und genau um die Verfilmung des Buches geht es in dem Vier-Mann-Stück, das der Brite Ron Hutchinson für die Bühne geschrieben hat.

Das Stück spielt 1936. Film-Produzent David O. Selznick, hier gespielt von Ralf Bauer, hat die Dreharbeiten für „Vom Winde verweht“ stoppen lassen. Zwar kann Scarlett-Darstellerin Vivian Leigh Regisseur George Cukor gut leiden, Rhett-Darsteller und Star des Films Clark Gable und Selznick möchten aber lieber Gables Freund Victor Fleming (dargestellt von Konstantin Graudus) als Regisseur. Auch das Drehbuch von Sidney Howard erscheint dem Produzenten zu lang und schwergängig, so daß er über Nacht entscheidet, ihn durch Ben Hecht (hier Lutz Herkenrath) zu ersetzen. An dieser Stelle setzt das Stück ein.

Hecht kommt zu Selznick ins Büro und schockiert den Hollywood-Filmemacher mit der Aussage, daß er bei der Lektüre von „Vom Winde verweht“ nicht über die erste Seite hinausgekommen sei. „Sie haben es nicht gelesen“, fragt Selznick mehrfach ungläubig hintereinander, denn er kann es nicht fassen, daß der Drehbuchautor den Bestseller nicht kennt. „Würg“ ist dessen einziger Kommentar zu dem Roman von Margaret Mitchell. Doch Produzent Selznick läßt sich nicht entmutigen, zusammen mit dem etwas später vom Set von „Zauberer von Oz“ eintreffenden Regisseur Fleming spielt er Hecht die Szenen vor. Da der aber nur fünf Tage Zeit hat, schließen sich die drei Herren in Selznicks Büro ein und werden nur von dessen kühler Sekretärin Miss Poggenphul (Meike Harten) versorgt. Da David O. Selznick vernommen hat, daß Bananen und Erdnüsse die Denkaktivität erhöhen, gibt es nur dieses Denkfutter.



Männer unter sich: Konstantin Graudus, Ralf Bauer und Lutz Herkenrath (v. l.) Foto: Fantitsch

Mancher Disput zwischen den drei Männern offenbart den Zeitenwandel. Als Hecht schreiben soll, daß Scarlett das schwarze Sklavenmädchen Prissy schlägt, weigert er sich. Das sei politisch nicht korrekt, die Zuschauer wären empört. Selznick besteht aber auf der Szene, denn erstens sei das im US-Bürgerkrieg durchaus üblich gewesen und außerdem stehe Scarlett, die im brennenden Atlanta ihrer Konkurrentin Melanie bei der Geburt ihres ersten Kindes helfen soll, unter massiven Druck.

Was bei der Buchpräsentation ohne Bühnenbild und im Sitzen vorgetragen wurde, wird im Ernst-Deutsch-Theater vor für aktuelle Verhältnisse opulentem Bühnenbild präsentiert. Doch wer das Spiel der Schauspieler bei der Buchpräsentation gesehen hat, wird beim Besuch der Vorstellung im Ernst-Deutsch-Theater enttäuscht sein. Das Bühnenbild motiviert Ralf Bauer offenbar zu großen Gesten. Gesten, die übertrieben und hyperaktiv wirken.

Überhaupt wird das Spiel der drei in Konkurrenz zueinander stehenden Herren im Laufe der Zeit immer klamaukiger – so klamaukig, daß einige Zuschauer das Theater in der Pause verlassen. Zwar ist es realistisch, daß man nach fünf Tagen Dauerarbeit ohne Schlaf und Pause gereizt ist und wie betrunken wirkt, doch leider übertreiben die Darsteller. Auch wenn so mancher Lacher die Schauspieler für ihr Tun belohnt, ein feineres, zurückhaltenderes Spiel hätte das Niveau deutlich gehoben. Zumal die Dialoge der drei unter Leistungsdruck stehenden Männer – jeder drehfreie Tag kostet Selznick für die damalige Zeit unglaubliche 50 000 US-Dollar – genügend scharfzüngige Schußwechsel bieten.

Im großen und ganzen ist „Mondlicht und Magnolien“ für „Vom Winde verweht“-Fans sehr empfehlenswert. Übrigens: Am Ende drehten Selznick und Fleming den Film doch mit dem Drehbuch von Sidney Howard.

Ein Experiment, das funktioniert

In Brasilia faszinieren vor allem die großzügige moderne Architektur und das gesunde Klima

Von Thomas Winzker

Nicht viele Touristen finden den Weg nach Brasilia, Brasiliens Hauptstadt und Regierungssitz. Zu Unrecht, denn für Liebhaber moderner Architektur gibt es hier viel zu entdecken. Darüber hinaus ist die auf einer Hochebene an einem künstlichen See gelegene Metropole mit ihrem gesundem Klima durchaus eine Stadt der Erholung.

Nicht jeder Brasilien-Reisende hat das Glück, in Brasilia einen guten Freund zu haben, der einen auf die Idee bringt, den weiten Flug dorthin auf sich zu nehmen. Denn schließlich hat das riesige Land so viel Einzigartiges zu bieten, daß Brasilia meist auf der Strecke bleibt. Wir indes haben hier einen Freund: Raffael, der uns freudig am Flughafen erwartet, stolz darauf, uns die Stadt, „seine Stadt" zu zeigen, die in ihrer Gesamtheit Sinnbild für moderne Architektur ist, wie keine andere. Wir wohnen etwas außerhalb nahe eines Viertels, in dem die Reichen in Codominiums ihr Domizil aufgeschlagen haben, es sind Regierungsmitarbeiter, Diplomaten und Minister. Das Chalet, das wir beziehen, liegt romantisch am Rande einer steil abfallenden, dicht mit Dschungel überzogen Schlucht. Horden kleiner Äffchen, die bis an die Fenster kommen, um Früchte zu erbetteln oder zu ergaunern, und Kolibris, die mit Zuckerwasser gefüttert werden, begrüßen uns. Ein erfrischendes Bad nehmen wir in einem der nur wenige Kilometer entfernt liegenden Wasserfälle, die vom Hochplateau in die Schluchten stürzen. Solch ein Idyll hätten wir wahrlich hier nicht erwartet.

Raffael gibt uns bei einem auch hier obligatorischen Caipirinha auf der Terrasse über den Baumkronen eine kleine Einführung in die Gründungsgeschichte Brasilias: Die Idee, die Hauptstadt ins Landesinnere zu verlegen und damit zugleich mit den Traditionen der Kolonialzeit zu brechen, tauchte erstmals im französischen Revolutionsjahr 1789 auf. Bereits im 19. Jahrhundert legte man den Namen der neuen Hauptstadt und ihre Lage auf dem 1100 Meter hohen Plateau, dem Planalto, fest. Indes wurde der Grundstein erst 1922 gelegt, und weitere Jahrzehnte vergingen, bis 1956 das Projekt unter dem charismatischen Präsidenten Juscelino Kubitschek Wirklichkeit zu werden begann. Drei große Künstler wurden beauftragt, der Stadt ihren kreativen Stempel aufzudrücken.

Von Stadtplaner Lúcio Costa stammte die Idee, die Stadt in Form eines Flugzeuges mit zwei leicht nach hinten gekrümmten Flügeln anzulegen – gut zu erkennen beim Anflug auf den Airport –, und die breiten Stadtautobahnen sowie die ausladenden Kleeblätter ihrer Ausfahrten. Von ihm stammen auch die von Bauhaus und Le Corbusier inspirierten Wohnblöcke, die Superquadras. Landschaftsarchitekt Burle Marx entwarf die ausgedehnten Parkanlagen und den künstlichen Stausee Lago do Paranoá, der zum Baden und Segeln einlädt. Doch nicht zuletzt der weltberühmte Architekt Oscar Niemeyer, der am 15. Dezember seinen 100. Geburtstag begehen konnte und noch immer unermüdlich tätig ist, setzte seine visionären Ideen um und schuf – und schafft noch immer – die avantgardistischen Bauwerke, die der Stadt das Gepräge gaben, dem sie seit 1987 in ihrer Gesamtheit den Status eines Unesco-Weltkulturerbes verdankt.

Schon nach 1000 Tagen, am 21. April 1960, konnte Brasilia eingeweiht werden, was bis zu 40 000 Arbeiter bewerkstelligt hatten, die mit ihren Familien in einer der 16 – leider recht trostlosen – Satellitenstädte leben.

Einen entscheidenden Nachteil hat diese Stadt allerdings: Sie ist nicht für Fußgänger konzipiert, zu breit die Straßen, zu weit die Entfernungen und Fußgängerüberwege sind kaum vorhanden, ein Auto ist also unentbehrlich. Faszinierend ist die Verkehrsregelung, die durch ein ausgeklügeltes System Ampeln nahezu überflüssig macht und Staus in der Hauptverkehrszeit verhindert. Kennt man sich nicht aus, gerät man schnell in die falsche Richtung. Aber wir haben ja Raffael, und der kennt sich glücklicherweise aus.

Nachdem wir die vielversprechende weiße Kubitschek-Brücke, die sich in drei versetzten eleganten Bögen über den Lago do Paranoá spannt, überquert haben, beginnen wir die Besichtigung am Esplanado dos Ministérios, an dem zu beiden Seiten die Bundesministerien liegen und der vom Nationalkongreß gekrönt wird. Die Hochhaus-Zwillingstürme sind das Wahrzeichen Brasilias, gerahmt von zwei schneeweißen Riesenschalen, einer konvexen und einer konkaven, die den Senat und das Abgeordnetenhaus bedecken. Dahinter liegt der Platz der drei Gewalten, die Praça dos Três Poderes, um den sich die wichtigsten Gebäude der Exekutive, Legislative und Judikative gruppieren. Die in Beton gegossene Schwerelosigkeit der markanten Funktionsbauten beeindruckt auch heute noch. Die Mitte des Platzes ziert die berühmte Zwillingsplastik „Os Candangos" von Bruno Giorgi, die an die am Bau Brasilias beteiligten Arbeiter erinnert. Das neben dem Nationalkongreß sicherlich berühmtestes Gebäude ist die Catredrale Metropolitana von Oscar Niemeyer. Selbst wer an moderner Architektur nur peripheres Interesse haben sollte, wird sich dem Reiz dieser Kathedrale nicht entziehen können. Der von einem überdimensionierten Dornenkranz gekrönte Kirchenbau wurde 1970 eingeweiht. In das Innere des Gotteshauses gelangen wir durch einen unterirdischen Zugang und sind sogleich gefangen von den blauen und grünen Schattierungen, die das Licht erzeugt, das durch das konisch zulaufende Glasdach fällt und den Raum durchflutet. Faszinierend auch das schräg gegenüber liegende Nationaltheater: Seine reich strukturierte Fassade hat die Form einer aztekischen Pyramide.

Nach soviel Sightseeing erschöpft, sammeln wir unsere Kräfte in einem der Privatclubs, welche die Ufer des Lago do Paranoá oder des Lago do Sul säumen. Man glaubt sich in die USA versetzt, so proper und sauber ist es hier. Da ist es uns tags darauf doch lieber, in einem der Shopping-Blöcke zu flanieren, in dem sich – ganz brasilianisch – fliegende Händler etabliert haben. Etwas, das sicher auf dem Reißbrett nicht vorgesehen war.

Besonderes glücklich schätzen wir uns, als wir im Hotel Nacional, einem der großen Hotels, die wie Ministerien und Banken in einem Block zusammengefaßt sind, die Wahl der Miss Brasilia miterleben dürfen. So perfekt die Stadt sein mag, die dargebotene Show ist tiefste Provinz und sehr, sehr liebenswert. Den ersten Preis trägt erstaunlicherweise nicht eine der blonden Damen aus Brasiliens mittel- und osteuropäisch geprägtem Süden, sondern ein Mädchen mit eindeutig indianischen Zügen aus dem Bundesstaat Amazonas. Äußerst erfreulich, daß endlich auch in Brasilien die Rassenvorurteile abzunehmen scheinen.

Wir amüsieren uns prächtig, doch ohne Portugiesisch zu sprechen oder ohne Dolmetscher ist hier eine Verständigung kaum möglich: Nur wenige Brasilianer

Im Nationalpark kann man sich von der Großstadt erholen

beherrschen eine Fremdsprache, allenfalls in Rudimenten. Unser Freund Raffael ist hier König mit seinen Deutsch-, Italienisch- und Französischkenntnissen. Wir lassen den Abend in einem der Wohnblöcke ausklingen, den Superquadras, wo echte brasilianische Ausgelassenheit und ein bißchen von Rios Samba-Atmosphäre herrscht – nur sehr viel sicherer.

Gesättigt von moderner Architektur kann man sich in der näheren Umgebung der Metropole auch an der Natur erfreuen: im Parque Nacional de Brasília, zehn Kilometer außerhalb der Stadt gelegen. 30 000 Hektar Cerrado, eine Savannen-Landschaft, wurden in den 1960er Jahren zum Nationalpark umgestaltet. Die Stadtbewohner schätzen besonders seine mit prickelndem Quellwasser gefüllten Schwimm- und Planschbecken, die inmitten der typischen Cerrado-Vegetation von wegen des ständigen Windes gekrümmt gewachsenen Bäumen und Buriti-Palmen liegen. Mit etwas Glück kann man hier den blau schimmernden großen Himmelsfalter, Ameisenbären, Gürteltiere oder den straußartigen Nandu beobachten.

Bei der Abreise nehmen wir am Flughafen Abschied von Raffael, er wird brasilianisch tränenreich. Und das, obwohl wir unserem Freund doch von Herzen gerne versprechen, in diese faszinierende und abwechslungsreiche Stadt zurückzukehren, bei unserer nächsten Brasilienreise. Ein Weg dorthin lohnt sich allemal, auch ein zweites Mal.



Brasilia: Die mächtige Kathedrale von Oscar Niemeyer wurde 1970 eingeweiht. Foto: Winzker / Ricore

Oscar Ribeiro de Almeida Niemeyer Soares Filho wurde am 15. Dezember 1907 in Rio de Janeiro geboren. Der Architekt deutscher Abstammung gilt als Wegbereiter der modernen brasilianischen Architektur. Nach seinem Studium an der Nationalen Schule der Schönen Künste in Rio de Janeiro arbeitete er ab 1934 mit einem brasilianischen Architektenteam an der Seite von Le Corbusier am neuen Ministerium für Bildung und Gesundheit in Rio de Janeiro.

1945 trat er in die Brasilianische Kommunistischen Partei ein. Von 1947 bis 1953 war Niemeyer der Vertreter Le Corbusiers im Planungsgremium der Uno für das Haus der Vereinten Nationen. Zwei Jahre nach der Machtergreifung durch die Militärs im Jahre 1964 ging er wegen seiner Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei nach Frankreich ins Exil.

Ende der 1960er Jahre konnte er seine Arbeit in Brasilien fortsetzen. Niemeyer lehrte unter anderem an der Universität von Rio de Janeiro, kehrte jedoch erst in den 1980er Jahren endgültig nach Brasilien zurück.

Seine futuristische und plastische Formensprache mit kurvenreichen, weichen Konturen und ausgewogenem Verhältnis zwischen freiem Raum und Volumen machte ihn berühmt.

Seine Bauten für Brasilia seien eine Fusion von strenger und sinnlicher Moderne, schwärmen Architekturkritiker, die nichts von ihrem Charme verloren hätten. Auch im hohen Alter ist Niemeyer noch als Architekt tätig. So plante er 2005 ein Freizeit- und Spaßbad in Potsdam, das aus Kostengründen jedoch nicht gebaut wird.

Vom 7. bis 17. Januar ist im ETH-Architekturfoyer in Zürich, Hönggerberg, eine Ausstellung zum 100. Geburtstag von Oscar Niemeyer zu sehen (montags bis freitags von 8 bis 22 Uhr, sonnabends von 8 bis 12 Uhr, sonn- und feiertags geschlossen). Gezeigt werden Pläne, Entwürfe und Fotos. *os*

Kuscheln im Schnee

Einen gemütlichen Campingurlaub kann man durchaus auch im Winter machen

Mit dem Sommer ist auch die Campingsaison zu Ende – könnte man meinen. Bis vor einigen Jahren trauten sich tatsächlich nur abgehärtete Camping-Fans mit ihrem Wohnwagen in den Schnee. Heute gewinnt Wintercamping immer mehr Fans, denn es ist doch ein recht komfortables Vergnügen geworden. Zwar stapft man morgens nach wie vor durch Kälte und Schnee zum Waschraum – im Wohnwagen ist es dafür aber kuschelig warm: Eine gute Isolierung macht es möglich. Und wer noch etwas mehr Wärme vertragen kann, dem bieten viele Stellplätze einen Wellnessbereich mit Hallenbad und Sauna.

Der Vorteil der Campingplätze sei ihre Nähe zur Natur, sagt Viktoria Groß vom Deutschen Camping Club. Vor allem im Alpenraum und in den Mittelgebirgen hätten die Besitzer das Potential erkannt: Rund 90 Prozent der Plätze seien ganzjährig geöffnet. Wintersportler wissen das zu schätzen: „Egal ob Langlauf, Winterwandern oder Skifahren, man kann meistens direkt vom Campingplatz aus starten", sagt Groß. Häufig steht ein Skibus zur Verfügung.

Wer mit seinem eigenen Caravan oder Reisemobil anreist, sollte an Winterreifen denken – und dabei auf die Profiltiefe achten: „In Österreich müssen die Winterreifen zum Beispiel eine bestimmte Profiltiefe haben. Ist diese nicht vorhanden, kann die Polizei das Fahrzeug stillegen", mahnt die Expertin. Wer in höhere Gebirgsregionen fahren will, sollte außerdem Schneeketten dabei haben. Am besten probiert man deren Gebrauch schon zu Hause aus, denn „es ist extrem unangenehm, Schneeketten zum ersten Mal mitten in einem Schneetreiben aufzuziehen", betont Groß.

Damit man es während seines Winterurlaubs auch schön warm hat, muß im Reisemobil oder Wohnwagen eine leistungsstarke Heizung eingebaut sein.

Von Experimenten mit Heizlüftern oder -strahlern rät die Camping-Expertin ab: Sie verbrauchten zu viel Strom und könnten sogar gefährlich werden. Die Heizung wird wie im Sommer mit Gas betrieben. In der kalten Jahreszeit läßt sich jedoch nur reines Propan einsetzen.

Butanflaschen können zu Hause bleiben – dieses Gas bleibt bei Kälte flüssig und die Heizung deshalb kalt. Allerdings: Auch zwei Elf-Kilogramm-Flaschen reichen im Winter nur für maximal sechs Tage. „Man sollte deshalb darauf achten, daß auf dem Campingplatz leere Gasflaschen getauscht werden können", rät Groß.

Eines der größten Probleme beim Wintercamping ist die Feuchtigkeit. Damit sie sich nicht an den Innenwänden niederschlägt, ist regelmäßiges Lüften ein Muß: „Im Caravan gilt die gleiche Empfehlung wie zu Hause – mehrmals am Tag kurz und kräftig durchlüften." *ddp*



Inhaltslose Skizzen

München im Sommer 1945

München im Sommer 1945. Eine verwüstete Stadt, die Häuser zerbombt, die Straßen voller Trümmer. Doch nicht das Schweigen einer trauernden Nation ist es, welche die Straßen der Stadt erfüllt, sondern rege Betriebsamkeit. So zum Beispiel auf dem Schwarzmarkt am Sendlinger Tor. „Vor dem Ringcafé am Sendlinger-Tor-Platz schlenderten Wartende auf und ab. Seit ein paar Wochen fuhren die Straßenbahnen wieder … Dennoch ließen viele Bahn um Bahn passieren, obwohl sie Koffer, Taschen und Rucksäcke bei sich hatten, so als kämen sie gerade von einer weiten Reise. Manche schleppten sichtlich schwer, andere Koffer waren jedoch so leicht, daß die Träger sie bei jedem Schritt vor und zurück schlenkerten. Nur wer genau hinsah, bemerkte eine gespenstische, nur scheinbar ziellose Geschäftigkeit.“

In „Der erste Sommer“ zeichnet Maximilian Dorner ein Bild, wie der Sommer 1945 in München ausgesehen haben könnte. Auf der einen Seite Hunger, Armut und Verzweiflung aufgrund des Wissens, Hab und Gut und vielleicht sogar die ganze Familie verloren zu haben, und auf der anderen Seite die Wärme der Sommermonate, die unumstößliche Zuversicht der Jugend und die Hoffnung auf einen Neuanfang.

„Die amerikanischen Soldaten lagen dicht an dicht auf ihren Uniformjacken … Alle wußten, daß sie unter Beobachtung standen. Kaum unterdrücktes Kichern drang zu ihnen. Deswegen schubsten sie zurück und gaben den starken Mann. Alles für die deutschen Mädchen, die vor dem löchrigen Holzzaun des Ungerer Bades herumlungerten … Mit lautem Gejohle hießen sie die Frauen willkommen. Nun wäre es an den Neuankömmlingen gewesen, die Sittsamen und Unnahbaren zu geben. Aber das kühle Wasser in dem Becken lockte zu sehr. Sie sahen sich an, eine zählte bis drei, und sie begannen, sich unter Applaus der jungen Männer bis auf ihre unter den leichten Sommerkleidern verborgenen Badeanzüge auszuziehen.“

Erzählerisch geschickt verwebt Dorner drei Schicksale mehrerer Personen, die am Ende des Romans zusammenlaufen.

Insgesamt ist es eine interessante Idee, den Fokus zwischen Krieg und Wiederaufbau auf den ersten Sommer nach dem Krieg, die Stunde Null, zu lenken. Das aufreibende Ende des Buches wirkt allerdings zum Teil, wie an den Haaren herbeigezogen. Die Kulissen sind gut recherchiert, die Charaktere der Romanfiguren jedoch nur oberflächliche inhaltslose Skizzen. Die Geschichte berührt den Leser leider nicht wirklich. *A. Ney*

***Maximilian Dorner: „Der erste Sommer“**, dtv premium, München 2007, 275 Seiten, 14,50 Euro, Best.-Nr. 6488*



Dunkler Stern Rußlands

Biographie des afrikanischen Urgroßvaters Alexander Pusckins

Der Urgroßvater des russischen Dichters Alexander Puschkin war ein afrikanischer Sklave, der am Hofe des Zaren Peter I. zu Macht und Ruhm kam? Was dem ebenfalls berühmten Urenkel und Dichter nicht gelang, hat jetzt der britische Journalist Hugh Barnes, Jahrgang 1963, geschafft: eine Biographie über den 1704 im Alter von sieben Jahren als exotisches Geschenk an den Zaren übergebenen Gannibal. Der Autor arbeitete lange als Korrespondent für die Agence France Presse in Moskau. Dort dürfte er wohl auf die Spuren des Schwarzen am Zarenhof gestoßen sein. In „Der Mohr des Zaren – Eine Spurensuche“ hat der Journalist die Ergebnisse seiner Recherchen veröffentlicht.

Barnes schildert, wie Peter der Große, der sogenannte Vater des modernen Rußlands, von der Intelligenz des jungen Fremden begeistert war. Der Zar ließ seinem Mohren die beste Ausbildung zukommen. Er schätzte den klaren Verstand seines Schützlings genauso wie seine Loyalität und vertraute ihm später schwierige militärische und diplomatische Missionen an. Die Herzen der Frauen an den europäischen Höfen flogen dem Schwarzen zu. Voltaire zählte zu seinen Freunden und nannte ihn „den dunklen Stern der russischen Aufklärung“. Doch wer war Gannibal wirklich? Hugh Barnes ist in jahrelanger Detektivarbeit den verwischten Spuren des Afrikaners gefolgt und hat die erste vollständige Biographie dieses geheimnisvollen und ungewöhnlichen Mannes verfaßt – die im englischsprachigen Raum bereits gefeiert wurde. So heißt es in einer Rezension beispielsweise: „Die Geschichte Gannibals liest sich wie eine Parabel der Aufklärung: Denn Barnes legt sehr glaubwürdig dar, wie aus dem einstigen Sklaven das Modell des ‚neuen Menschen‘ wurde, mit dem Peter der Große im 18. Jahrhundert ein modernes Rußland aufbauen wollte.“

Mit Peter dem Großen endete auch die goldene Ära von Gannibal: „Der Afrikaner schleppte sich gewissermaßen in die Regierungszeit Katharinas der Großen hinein. Man kann auch sagen: Er überdauerte. Er war aber nicht so sehr ‚vergessen‘ als vielmehr ‚übersehen‘: ein bizarres Relikt, ein Rückverweis auf frühere Zeiten, ein Museumsstück.“

Kurz nach dem Tod seiner langjährigen Gattin 1781 verstirbt der einst berühmte, umworbene Mann als gebrochener Greis. *Bel*

***Hugh Barnes: „Der Mohr des Zaren – Eine Spurensuche“**, Knaus, München 2007, geb., 426 Seiten, 19,95 Euro, Best.-Nr. 6489*

Geschichtspolitik und mehr

Heinrich August Winkler zur deutschen Geschichte und ihrer Bewertung

Der Historiker Heinrich August Winkler, 1938 in Königsberg geboren, hat unbezweifelbar eine politisch links gerichtete Sicht auf die deutsche Geschichte. Bis Februar 2007 war er Professor für Neuere Geschichte an der Humboldt-Universität, und gleich zu Beginn seines Ruhestandes hat er ein Buch herausgebracht, das mehrere Aufsätze von ihm beinhaltet.

„Auf ewig in Hitlers Schatten? – Anmerkungen zur deutschen Geschichte“, so der Titel des Buches und eines Aufsatzes, den er 1986 zur Zeit des Historikerstreites in der „Frankfurter Rundschau“ veröffentlichte. Daß er hierbei nicht auf der Seite von Ernst Nolte stand, bedarf wohl keiner weiteren Erwähnung.

Viel interessanter als der Artikel von 1986 ist allerdings sein darauffolgender, der ebenfalls in der „Frankfurter Rundschau“ veröffentlicht wurde, allerdings zehn Jahre später. Die Veränderung in der Bewertung des damaligen Historikerstreites ist äußerst lesenswert.

In „Kehrseitenbesichtigung“ bewertet er Ernst Noltes Aussagen zwar noch ähnlich kritisch wie 1986, allerdings ist er auch durchaus bereit, die Gegenposition weniger idealistisch zu sehen. „Es ist an der Zeit, die Moral so manches moralisch klingenden und moralisch gemeinten Argumentes aus der Zeit des Historikerstreits zu hinterfragen, und einzuräumen, daß damals auch die Linke Geschichtspolitik betrieben hat.“

Insgesamt 20 Aufsätze zur deutschen Geschichte enthält der Band, Aufsätze, die zwischen 1978 und 2007 entstanden sind. Der 2007 verfaßte Artikel ist die Abschiedsvorlesung des Autors, die sich mit der Frage beschäftigt: „Was heißt westliche Wertegemeinschaft?“

Ob Preußen, 1848, 1918/19 oder Weimar, Hitlers Machtergreifung oder Adenauer-Zeit – Winkler greift verschiedene Epochen auf, um an ihnen wichtige Ereignisse deutscher Geschichte aufzuzeigen.

Bedauerlich ist allerdings, daß den Kapiteln nicht zu entnehmen ist, wann sie wo veröffentlicht worden sind. Nur ganz hinten im Anhang erhält der Leser diese Information, die durchaus wichtig ist, um zu bewerten, aus welcher Zeit heraus der Historiker die jeweiligen Zeilen geschrieben hat. Hat der Leser die Information, erkennt er schnell, daß Heinrich August Winkler die Art und Weise seiner Bewertungen in den Jahrzehnten geändert hat. *R. B.*

***Heinrich August Winkler: „Auf ewig in Hitlers Schatten? – Anmerkungen zur deutschen Geschichte“**, C. H. Beck, München 2007, geb., 220 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr. 6490*

Süße Geschichtchen

Das Büchlein „Pommerland mein Sehnen ist dir zugewandt“ scheint auf den ersten Blick eine Lebenserinnerung zu enthalten, doch nein, Autor Winfried Neumann hat hier zwar einige Erinnerungen an seine Heimat niedergeschrieben, gleichzeitig hat er aber auch Kurzgeschichten zu anderen Themen – offenbar von dem Zusammenleben mit seinen Enkelkindern inspiriert – verfaßt.

Die meisten der 15 kurzen Erzählungen sind atmosphärisch dicht und ein wenig gefühlvoll. So berichtet der 1933 in einem pommerschen Dorf Geborene von einem Doppel-Grab auf dem heimischen Friedhof, auf dem keine Namen eingraviert wurden. Mutter Harms, eine geistig verwirrte ältere Dame, die in einem kleinem Häuschen am Dorfrand lebt, kann das Rätsel um das Grabstein jedoch lösen. Zwar sei das Grab neu, doch die Gebeine der Toten stammten von zwei Liebenden, die im Dreißigjährigen Krieg unschuldig im Moor gerichtet wurden.

Auch der Bericht über die ersten Reitversuche des Autors und seinen gescheiterten Versuch, Nachbars Kuh die Schuld für die Zerstörung des Gemüsegartens der Mutter zuzuschreiben, bewegt.

Ansprechend liest sich auch die Geschichte eines in die USA ausgewanderten Pommern, der in die Heimat zurückgekehrt, um sich ein Stück Heimat, sprich eine Frau, mit ins neue Land zu nehmen.

Winfried Neumann ist ein kleines, feines Büchlein gelungen. *Bel*

***Winfried Neumann: „Pommerland … mein Sehnen ist dir zugewandt“**, karin fischer, Aachen 2007, 56 Seiten, 8 Euro, Best.-Nr. 6491*



Der entmachtete Souverän

Hans-Olaf Henkel klagt die politische Klasse an

Jeder in Deutschland kennt Hans-Olaf Henkel: Die Frauen und Männer der Wirtschaft haben ihn als Präsidenten des Bundesverbandes der Deutschen Industrie und der Leibnizgemeinschaft erlebt, die wissenschaftliche Welt als Honorarprofessor am Lehrstuhl für internationales Management in Mannheim. Die Fernsehzuschauer konnten ihn in zahlreichen Talkshows als kämpferischen, pfiffigen und schlagfertigen Kontrahenten all der politisch Angepaßten kennenlernen.

Nun hat er ein neues Buch vorgelegt, das wie manche seiner vorangegangenen verspricht, wieder ein Bestseller zu werden. „Der Kampf um die Mitte – Mein Bekenntnis zum Bürgertum“ heißt es und zeigt damit an, daß der Autor zu einem neuen Angriff auf den linken Zeitgeist angetreten ist.

Er sei, bekennt er, „tief niedergeschlagen“, wenn er sich die Frage vorlegt, wohin die Bundesrepublik treibt. Er hält den angeblichen Frieden in Deutschland für eine Fiktion; tatsächlich seien die Deutschen zerrissen von Unfrieden und Unsicherheit. Die Ursache: Das Volk bemerkt zunehmend, daß es keinerlei Mitwirkungsmöglichkeiten in der Politik hat, obgleich es angeblich der wirkliche Souverän sein soll. Die politische Klasse hat Angst vor dem Volke, weshalb es die großen Schicksalsfragen an dem Volk vorüberlaufen läßt. Bezeichnend: Volksabstimmungen gibt es bei uns nicht. Der Bundespräsident darf nicht vom Volke gewählt werden, so daß er in Wahrheit ohne Macht ist, und das ist auch die Absicht der Parteien. Nicht das Volk bestimme in der Bundesrepublik, sondern eine Parteienoligarchie, die das Volk verachte und es nur alle vier Jahre als Stimmvieh gebrauche. Keine der Parteien lege offen, was sie wirklich will. Das Ziel der Parteienführer sei allein die Macht. Da das politische Spektrum weit nach links verschoben ist, ein Spektrum, in das auch die Kommunisten in Gestalt der Linken = SED eingebunden sind, würden sich die Parteien nur noch in Nuancen unterscheiden.

Nichts von dem, was sie vor der letzten Wahl versprochen hatten, hätten die Regierenden bislang eingehalten. Sie steuerten auf die gleichgeschaltete Gesellschaft zu.

Zerrissen von Unsicherheit

Henkel schätzt Bundeskanzlerin Merkel, weil sie ganz und gar uneitel ist und sachlich argumentiert. Innenpolitisch allerdings sei sie ohne Ehrgeiz und ohne Ziel. Am Wohl des ganzen deutschen Volkes sei sie nicht interessiert, statt dessen wolle sie die Welt retten.

Der heutigen Zustand sei das Ergebnis des von den 68ern geführten Kampfes gegen die politische und gesellschaftliche Mitte, kurz: gegen den Bürger. Der Bürger strebt vor allem nach Selbständigkeit, was er erarbeitet hat, will er an die Kinder weitergeben. Er strebt die Leistung an, über die er öffentlich Rechenschaft ablegt. Anstand, Wahrheitsliebe, Verantwortungsbewußtsein waren die Merkmale des Bürgertums, das so Träger der deutschen Kultur war. Die Rundumversorgung vom Staat lehnte der freiheitlich gesinnte Bürger ab. Die Familie war ihm die wichtigste Gemeinschaft, nicht der Staat. Dieses Bürgertum war und ist die Voraussetzung für ein erfolgreiches Unternehmertum.

Mittelschicht endlich wieder stärken

Das Ziel auch dieses Buches von Hans-Olaf Henkel ist es, die Reste der noch vorhandenen Mittelschicht, die immer mehr vom Staat unter Druck gesetzt wird, zu stärken und das Volk zur Eigenverantwortung aufzurufen. Seine Devise lautet: Demokratie – Menschenrechte – Marktwirtschaft, oder in einer anderen Version: Freiheit – Familie – Nation.

Mit zunehmender Sorge beobachtet Henkel, wie sich schleichend ein weich gespülter Kommunismus in unserer Gesellschaft breit macht und immer mehr politische Kräfte infiziert mit seiner Forderung, das von anderen erwirtschaftete Vermögen „sozial gerecht“ umzuverteilen. Dadurch wird der Anreiz zur Leistung immer weiter geschwächt. Die Folge: Die Anzahl der leistungsbereiten Deutschen, die auswandert, weil sie die hiesigen Gängelungen nicht mehr ertragen, wird von Jahr zu Jahr größer.

Dafür läßt man immer weitere Ausländergruppen nach Deutschland herein, die unqualifiziert sind und zum großen Teil den Deutschen zur Last fallen.

Ein weitere Grund für die Lähmung, die sich Deutschlands bemächtigt, sieht Henkel in den permanenten kollektiven Schuldzuweisungen, die die links dominierte politische Klasse gegen das deutsche Volk erhebt.

So will man den Menschen die eigene Nation vermiesen. Die CDU, lange Zeit eine Hoffnung der bürgerlichen Deutschen, geht jedoch stets den Weg des geringsten Widerstandes, duckt sich vor jedem linken Angriff und paßt sich an. Ein politischer Diskurs zwischen Menschen unterschiedlicher politischer Einstellungen ist in der Bundesrepublik kaum noch möglich, da die nicht-linken Teilnehmer der Diskussion von den politisch korrekten Linken schnell als rechtslastig fertiggemacht werden. So schwindet die Freiheit des Wortes in der BRD immer mehr. An ihre Stelle tritt die Ideologie des Neomarxismus.

Henkel fordert eine neue Aufklärung, Schluß mit den Nachgiebigkeiten und zurück zur Wirtschaftspolitik eines Ludwig Erhards, der einen Mittelweg zwischen Kapitalismus und Sozialismus nicht nur entwickelt, sondern in seiner Regierungszeit auch erfolgreich umgesetzt hat. *Hans-Joachim von Leesen*

***Hans-Olaf Henkel: „Der Kampf um die Mitte – Mein Bekenntnis zum Bürgertum“**, Droemer Verlag, München 2007, geb., 400 Seiten, 22,90 Euro, Best.-Nr. 6362*

In der Redaktion eingetroffen

***Nechama Drober (geborene Hella Markowsky): „Ich heiße jetzt Nechama – Geschichte eines Lebens zwischen Königsberg, Moldawien und Israel“**, Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg, Stuttgart 2007, broschiert, 80 Seiten, 5 Euro*

***Edith Eckel-Eggert: „Schatten der Sehnsucht – Geschichten und Gedichte“**, Korund, Aachen 2007, broschiert, 46 Seiten, 6,90 Euro*

***Gerhard Fröhlich: „Dem Licht entgegen – Christus-Worte zeitgemäß“**, Sol, Königslutter 2007, broschiert, 133 Seiten, 11,50 Euro*

***Hermann Heidegger: „Heimkehr 47 – Tagebuch-Auszüge aus der sowjetischen Gefangenschaft“**, Edition Antaios, Albersroda 2007, geb., 96 Seiten, 8,50 Euro*

***Fritz Held: „Vom Gauchosattel auf die Kanzel“**, hänssler, Holzgerlingen 2007, geb., 595 Seiten, 14,95 Euro*

***Götz Kubitschek: „Im Gespräch mit General Schultze-Rhonhof – Deutschland auf Augenhöhe“**, Edition Antaios, Albersroda 2007, broschiert, 116 Seiten, 12 Euro*

***Prof Dr. Klaus Lochmann / Shao Mei Wang: „Interessantes und Wissenswertes aus dem alten Beijing – Kurzgeschichten“**, August von Goethe Literatur Verlag, Frankfurt M. 2007, broschiert, 63 Seiten, 8,90 Euro*

***Ursula Mertins: „Drei Fluchten – Lebenserinnerungen einer mutigen Königsbergerin in Pforzheim“**, Martini Biografien, Ingersheim 2007, geb., 237 Seiten, 35 Euro*



- Spezifikation: Feinsilber 999, poliert
- Durchmesser: 35 mm
- Gewicht: 15 Gramm reines Silber
- Verpackung: Repräsentatives Etui

Medaille ist durch eine Klarsichthülle geschützt

Best.-Nr.: 6436

Subskriptions-Sonderpreis nur € 29,95

Feinsilber 999

zzgl. Versandkosten € 2,50 (gilt nur für die Bestellung von Weihnachtstalern).

Nur über den Preußischen Mediendienst zu beziehen!

Arno Surminski

Das alte Ostpreußen





Es geschieht nicht alle Tage, dass verloren geglaubte Bilder plötzlich auftauchen und eine vergangene Welt mit ihren Denkmälern, Städten, Kirchen, Landschaften und Menschen zeigen. Dieses „Wunder“ ist der früheren Provinz Ostpreußen widerfahren. In den Archiven in Warschau und Allenstein fand man Fotos, die im Auftrag des Königsberger Denkmalamtes Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts angefertigt wurden. Da die Fotografen sich nicht streng an den Auftrag hielten, Kulturdenkmäler abzubilden, sondern auch spielende Kinder und Menschen bei ihrer Alltagsarbeit oder ihren Festen festhielten, entstand ein lebendiges Kaleidoskop jener Zeit. Die schönsten der über 6000 Fotos sind in diesem Band vereinigt. Der in Ostpreußen geborene Schriftsteller Arno Surminski hat dazu erklärende und verbindende Texte geschrieben.

Geb., 360 Seiten mit 306 Abb., Format 22,5 x 28 cm

Best.-Nr.: 6430, € 19,95



Heimataufkleber und Anstecker





Preußen-Anstecker Best.-Nr.: 6057

Königsberg-Anstecker Best.-Nr.: 6056

Memel-Anstecker Motiv: Stadtwappen Memel an Nadel Best.-Nr.: 6364

Format: 14,5 x 9,5 cm zum Einführungspreis statt € 2,45 je Aufkleber nur € 1,99

Je Anstecker nur € 2,95

Pommern, Schlesien, Ost- und Westpreußen
Die Heimat unvergessen!





Neu — Best.-Nr. 6473 — Neu

Rundstempel

Durchmesser 30 mm

je Stück € 12,95

Sachsens Glanz und Preußens Gloria



Preußische und sächsische Märsche

Präsentiermarsch • Marsch (1756) • Präsentiermarsch der Schwarzen Brigade • Der Hohenfriedberger • Marsch des Alten Dessauers • Der Torgauer Parademarsch • Der Kesselsdorfer • Parademarsch Nr. 1 • Der Pappenheimer • Kürassiermarsch „Großer Kurfürst“ • Parademarsch der 18er Husaren (Der Großenhainer) • Marsch aus Petersburg • Fridericus-Rex-Grenadiermarsch • Preußens Gloria • Graf-Pückler-Wöllwarth-Marsch • Frohsinn-Marsch • Glück auf ! • Unter'n Linden • Berliner Luft u.a.

LUFTWAFFENMUSIKORPS 4 BERLIN

Leitung: Oberstleutnant Bernd Zivny

Best.-Nr.: 6447, € 12,95

CD

100 Deutsche Volkslieder, 3-CD-Box



3 CDs

CD 1: Wohlauf, die Luft geht frisch und rein • All mein Gedanken, die ich hab • Mein Mädel hat einen Rosenmund • Kein Feuer, keine Kohle • Jetzt fängt das schöne Frühjahr an • Es, es, es und es • Ein Jäger wohl in sein Horn • u.a.

CD 2: Tanz mir nicht mit meiner Jungfer Käthen • Heiß Kathreinerle • Hopsa, Schwabenliesel • Wenn alle Brünnlein fließen • Das Lieben bringt groß Freud • Ännchen von Tharau • Im schönsten Wiesengrunde • Wahre Freundschaft • Loreley • Und in dem Schneegebirge • u.a.

CD 3: O Täler weit o Höhen • Kein schöner Land in dieser Zeit • Am Brunnen vor dem Tore • An der Saale hellem Strande • Ach, wie ist´s möglich dann • Du, du liegst mir am Herzen • Der König von Thule • Es waren zwei Königskinder • Heidenröslein • Freut euch des Lebens • Der Winter ist vergangen • Auf, auf zum fröhlichen Jagen • u.a.

Rundfunk-Jugendchor Wernigerode, Mädchenchor Wernigerode, Studiochor Berlin

Best.-Nr.: 6452, € 24,95



CD

Bald nun ist Weihnachtszeit

Die schönsten Weihnachtslieder u.a. Dresdner Kreuzchor • Thomanerchor Leipzig • Rundfunk-Kinderchor Berlin • Rundfunk-Jugendchor Wernigerode • Mädchenchor Wernigerode • Philharmonischer Kinderchor Dresden

Best.-Nr.: 6455, € 12,95

Aufkleber

Deutschland-Treffen – Aufkleber

Best.-Nr.: 6463	Best.-Nr.: 6464	Best.-Nr.: 6465
€ 0,49 für 1 Stk.	€ 3,95 für 10 Stk	€ 6,95 für 20 Stk.



Super Sonder-Angebote!

Alle Bücher statt € 9,95 nur noch € 4,95 — Sie sparen fast 50 %

Sagenbrunnen für Ostpreußen

Heimatlesebuch

Geb., 64 Seiten, Reprint der Originalausgabe von 1924

Best.-Nr.: 4801

Zwischen Weichsel und Memel

Sagen und Geschichten aus Ost- und Westpreußen

Geb., 52 Seiten, Reprint der Originalausgabe von 1925

Best.-Nr.: 4813

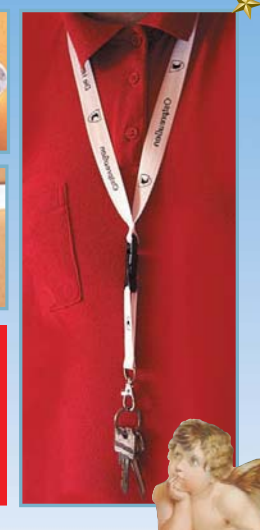
Heimatsagen aus Danzig und Pommerellen

Geb., 86 Seiten, Reprint der Originalausgabe von 1924

Best.-Nr.: 6422

OSTPREUSSEN-
Die Heimat unvergessen!





Ostpreußen-Schlüsselband

Umlauftext:

Ostpreußen-Die Heimat unvergessen!

Schlüssel-Umhängeband mit Haken und Clip zum leichten Lösen. Länge: 550 mm, Breite: 20 mm

Best.-Nr.: 6329, € 4,95

Weihnachtsgeschichten aus Masuren

Wolf von Lojewski (Hrsg.)

Weihnachtsgeschichten aus Masuren



Die Perlen masurischer Erzählkunst genießen Ausgewählt von einem der beliebtesten Nachrichtensprecher der letzten Jahre - Wolf von Lojewski

Quellennachweis

Geb., 175 Seiten

Best.-Nr.: 6443, € 14,95



CD

Weihnachtsgeschichten aus Masuren

gelesen von Wolf von Lojewski

2 CDs,

Laufzeit: CD1= 1:62 Minuten CD2= 2:64 Minuten

Best.-Nr.: 6468, € 17,95

Marion Junker (Hrsg.)

Weihnachten im alten Ostpreußen

Erzählungen, Gedichte, Lieder und Bilder

Geb., 173 S., zahlr. Abb.

Best.-Nr.: 5980, € 14,95



Der Tilsit-Roman

Traute Englert

Fluch der Mönche

Roman über die Entstehung bis zum Untergang der Stadt Tilsit

Geb., 394 Seiten mit Abb.

Best.-Nr.: 6398, € 32,80

Heinz Schön

Die letzte Fahrt der Wilhelm Gustloff

Im Morgengrauen des 30. Januar 1945 versenkte ein sowjetisches U-Boot durch drei Torpedotreffer die mit Flüchtlingen und zahlreichen Verwundeten überladene WILHELM GUSTLOFF. Tausende von Menschen versanken mit dem ehemaligen KdF-Schiff in der eisigen Ostsee. Die wahre Dimension dieser furchtbaren Tragödie blieb jedoch über lange Jahre ungewiss - Heinz Schön ging in seinem 1982 erstmals erschienenen Tatsachenbericht „Die GUSTLOFF-Katastrophe“ noch von 5000 bis 6000 Opfern aus. Heute kann er beweisen, dass damals über 9000 Menschen den Tod fanden.



Neu

In seinem neuen Buch „Die letzte Fahrt der Wilhelm Gustloff“ geht der Autor neben dem Tatsachenbericht auch auf den Zweiteiler im ZDF ein. Heinz Schön wurde als Fachberater zum Film hinzugezogen und hat daher exklusives Bildmaterial für sein Buch gesammelt.

Aus dem Inhalt:

Vorwort * Das Urlaubsschiff * Das Lazarettschiff * Das Soldatenschiff * Das Flüchtlingsschiff * Der Untergang * Die Rettungsaktion * Das Wrack * Der U-Boot-Held * Die Überlebenden * Der Film * Nachwort * Anhang

Geb., 160 Seiten mit 202 Bildern, davon 163 in Farbe

Best.-Nr.: 6482, € 29,90

PMD Preußischer Mediendienst

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27

Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

51/07

Bestellcoupon

Menge	Best.-Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:

Straße/Nr.: Telefon:

PLZ/Ort:

Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

Yorck zu Clausewitz: »Ihr habt mich«

Wie es zur Konvention von Tauroggen kam, die Preußen aus Napoleon Bonapartes Rußlandfeldzug ausscheiden ließ

Von MANUEL RUOFF

Fünf Jahre nach dem Abschluß des Friedens von Tilsit, der den Vierten Koalitionskrieg von 1806/07 beendet hatte, begann der französische Überfall auf Rußland. Allerdings begannen sich schon drei Jahre nach dem Friedensschluß die französisch-russischen Beziehungen merklich zu verschlechtern. Napoleon verärgerte Rußland in der polnischen Frage. Nach dem Fünften Koalitionskrieg von 1809 erweiterte er das 1807 in Tilsit aus preußischen Abtretungen geschaffene Herzogtum Warschau um das österreichische Westgalizien und Krakau und weigerte sich, einen Vertrag mit Rußland zu unterzeichnen, in dem er sich verpflichtete, auf die Wiederherstellung des polnischen Königtums zu verzichten. Ein großer polnischer Nationalstaat war jedoch das letzte, was Zar Alexander sich mit seiner polnischen Minderheit wünschte. Zudem annektierte Bonaparte 1810 neben den Niederlanden mit anderen nordwestdeutschen Staaten auch das Großherzogtum Oldenburg, mit dessen Herrscherhaus der Zar verwandt war. Last but not least lastete die Beteiligung an der Kontinentalsperre schwer auf der zurückgebliebenen russischen Wirtschaft. Vor diesem Hintergrund beschloß der Zar zur Jahreswende 1810/11 eine spürbare Lockerung der Kontinentalsperre, um es gelinde zu formulieren. Er ließ neutrale Schiffe mit britischer Ware nicht mehr konfiszieren. Zudem erhöhte er den Zoll auf den Import von Luxuswaren, was vor allem Frankreich als Produzenten und Exporteur von Luxusprodukten traf. Es schien nun auf einen russisch-französischen Krieg hinauszulaufen.

Wie würde sich Preußen entscheiden? Als Staat zwischen Frankreich und Rußland schien eine Neutralität schwierig. Gegen den Rat der Patrioten-Partei und Staatskanzler Hardenbergs entschied sich der König für Frankreich. Friedrich Wilhelm III. hatte halt vor Napoleon mehr Angst als vor Alexander. Unter dem Druck eines Ultimatums Bonapartes wurde in Paris am 24. Februar 1812 ein zu Recht als Unterwerfungsvertrag bezeichneter Bündnisvertrag unterzeichnet, in dem sich Preußen unter anderem verpflichtete, 20000 Soldaten für den bevorstehenden Rußlandfeldzug Frankreichs zu stellen.

Am 24. Juni 1812 begann der französische Überfall. In der Mitte die Hauptarmee unter Bonaparte, im Süden die Österreicher, die auch mit den Franzosen verbündet, aber ungleich selbständiger als die Preußen waren, und im Norden ein Korps unter dem Befehl des französischen Marschalls Macdonald. Zu diesem Korps gehörten auch die 20000 Preußen. Der Verlauf des Rußlandfeldzuges ist bekannt. Am 14. September 1812 zog Napoleon in Moskau ein, und noch am selben Tag fing Moskau an zu brennen. Die Grande Armée mußte den Rückzug antreten, der zur Katastrophe wurde. Beim Rückzug hatte das preußische Hilfskorps unter Yorck von Wartenburg das Glück, daß es die Fühlungnahme, zeitweise sogar den Kontakt zu Macdonalds Franzosen verlor, was Yorck unabhängige Entscheidungen ermöglichte.

Die Russen versuchten, die gegnerische Koalition zu sprengen. Dafür bot sich ein Ansatz beim unsichersten Kantonisten an. Das waren neben den Österreichern vor allem die Preußen, denn dieser Krieg war nicht ihr Krieg – zumindest nicht auf Seiten Frankreichs. Dieses hatten auch viele preußische Patrioten erkannt und deshalb nach dem französischen Unterwerfungsvertrag vom 24. Februar 1812 den Dienstherrn gewechselt, weg vom preußischen König, hin zum russischen Zaren. Diese preußischen Patrioten in russischen Diensten – an der Spitze Männer wie Stein, Clausewitz oder Friedrich Dohna – halfen den Russen bei dem Versuch, die Preußen aus der napoleonischen Koalition herauszubrechen. Vom 1. November bis zum 22. Dezember 1812 unternahmen die Russen nicht weniger als sieben Versuche, den Kommandeur des preußischen Kontingents Yorck zur Einstellung der Kampfhandlungen gegen die Russen zu bewegen.

Der konservative Preuße mochte die Franzosen nicht, weil er wußte, was sie seinem Land angetan hatten und noch antaten, doch er sah eine durchaus realistische Gefahr. In Rußland gab es eine Tendenz, die Kampfhandlungen einzustellen, wenn man die russische Grenze erreicht hatte, wenn man den Aggressor aus dem eigenen Land vertrieben hatte. Wenn Preußen sich nun vorher durch einen Ausstieg aus der napoleonischen Koalition kompromittierte, bestand die Gefahr, daß Bonaparte nach dem Ende des Rußlandfeldzuges und der Kampfhandlungen mit den Russen sich an den Preußen für deren „Untreue" rächte und die Russen seelenruhig, Gewehr bei Fuß, an der russischen Grenze zusahen. Diese Gefahr war nur gebannt, wenn sich die Russen nicht auf die Befreiung ihres Landes beschränkten, sondern anschließend auch sein Land, sprich Preußen, befreiten.

Ganz in Yorcks Sinne schrieb der Zar Alexander am 6. Dezember 1812 an seinen General Paulucci: „Es wäre möglich, daß General Yorck ... den Wunsch äußerte, Meine Ansichten in Betreff der Vortheile zu erfahren, die der König von Preußen haben würde, wenn er sich entschiede, gemeinsame Sache mit Mir zu machen. In diesem Falle antworten Sie ihm, daß Ich geneigt sei, mit diesem Fürsten einen Vertrag zu machen, in dem festgestellt würde und Ich gegen ihn die Verpflichtung übernähme, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis es mir gelungen wäre, für Preußen eine Gebietsvergrößerung durchzusetzen, groß genug, um es unter den Mächten Europas die Stelle wieder einnehmen zu lassen, die es vor dem Kriege von 1806 gehabt hat."

Das war das, was Yorck wollte. Nun mußte Yorck nur noch über diesen Brief informiert werden. Das geschah am 26. Dezember 1812. Yorck hatte als Preuße verständlicherweise zu seinen Landsleuten auf russischer Seite mehr Vertrauen als zu den Russen und deshalb um Preußen als Parlamentäre gebeten. Am zweiten Weihnachtstag kam Friedrich Dohna mit einer Abschrift des Zarenbriefes vom Nikolaustag zu ihm. Wie Yorck reagierte, wissen wir aus einem Bericht von Dohna an Paulucci: „Ich kam ... mit dem Briefe in einen sehr glücklichen Augenblicke an; er schien auf den General Yorck einen sehr günstigen Eindruck zu machen; er erlaubte mir den ganzen Tag während des Marsches bei dem Corps und die folgende Nacht bei dem Hauptquartier zu bleiben, wo ich denn Gelegenheit hatte, ganz ausführlich über den Gegenstand des Briefes mit ihm zu sprechen. Er schien geneigt auf die Bedingungen einzugehen, die Hochdieselben ihm antragen, wünscht aber auch einen Schein der Nothwendigkeit für sich zu haben."

Der letzte Satz weist auf ein Problem hin, das heutigen Zivilisten vielleicht erklärungsbedürftig ist. Yorck war nicht nur ein politisch denkender Kopf, sondern auch ein konservativer preußischer Soldat, und da gibt es Regeln. Im Kriege kann ein Soldat nicht so ohne weiteres das Kämpfen einstellen. Da ist schnell die Grenze zum Verrat überschritten. Im Idealfall liegt der Befehl eines Vorgesetzten vor, die Kampfhandlungen einzustellen. Mit einem derartigen Befehl konnte Yorck vom französischen Marschall nicht rechnen. Deshalb kam nur die zweite Möglichkeit in betracht: eine militärisch hoffnungslose Situation, in der Weiterkämpfen sinnlos ist. Eine derartige Situation herzustellen, erwartete Yorck von den Russen. In diesem Falle war er bereit, in die Neutralität zu wechseln, zwar nicht in der Form eines Vertrages, der seinen König längerfristig band – dazu sah Yorck sich nicht befugt –, aber doch immerhin in der Form einer kurzfristigen Konvention. In diesem Sinne entwarf Yorck eine Antwort auf die von Dohna überbrachte Botschaft: „Ich bleibe heute den 29. in Tauroggen stehn, setze morgen den 30. meinen Marsch, ohne beunruhigt zu werden, nach Tilsit fort. Finde ich Tilsit besetzt, finde ich ein Corps in der rechten Flanke, so mich den Weg nach Neustadt (Novo Miasto) zu nehmen verhindert, sind Truppen hinter mir, die mir meinen Marsch beunruhigen könnten, so schließe ich mit dem russischen General die Convention wie folgt. 1) Das Corps unter meinem Commando besetzt die Punkte von Tilsit und Memel und den dazwischen liegenden Strich Landes, oder wenn militairische Ansichten dies nicht gestatten, wird mir die Niederung nach Memel angewiesen. 2) In diesem neutralen Strich bleibt das Corps inactiv stehen, und zwar einen solchen Zeitraum, bis ich von Sr. Majestät, dem Könige, meinem Herrn, die erforderlichen Befehle eingeholt habe. 3) Sollte der König mit dieser Convention nicht zufrieden sein, so bleibt mir ein freier und ungehinderter Marsch dahin, wo es der König bestimmt ..."

Macdonald drohte jedoch Yorck einen Strich durch die Rechnung zu machen. An jenem 29. Dezember erreichte den Preußen nämlich eine Nachricht des Franzosen, daß dieser ihn unverzüglich in Tilsit erwarte. Yorck war ob dieses französischen Befehls verständlicherweise erbost. Er hatte sich das so schön gedacht. In aller Ruhe wollte er sich von den Russen auf dem Weg nach Tilsit einkreisen lassen. Wenn er nun aber dem französischen Befehl nachkam, sofort nach Tilsit zu kommen, dann war er mit den Franzosen vereint, bevor die Russen auch nur die Chance bekommen hätten, ihn einzukreisen. Wenn Yorcks Hilfskorps dann mit Macdonalds Franzosen zusammen war, war auch die Chance vertan zu einer selbständigen Verständigung mit den Russen.

Die Lösung des Dilemmas bestand darin, daß die Russen Yorck damit drohen konnten, Preußen und Franzosen gemeinsam im Raum Tilsit einzukreisen. Einen entsprechenden Einschließungsbefehl erteilte der russische Stabschef d'Auvray den deutschstämmigen russischen Kommandeur Diebitsch. Sollte der Befehl befolgt werden, wäre die von Yorck geforderte militärische Ausweglosigkeit gegeben.

Am 29. Dezember 1812 suchte Clausewitz Yorck mit dem schriftlichen russischen Einschließungsbefehl und der russischen Aufforderung auf, nun endlich eine Vereinbarung über die Neutralität der Preußen abzuschließen. Yorck war ob Macdonalds Befehl und der Tatsache, daß die Russen nicht verhindert hatten, daß er ihn erhalten hatte, und nicht verhindern konnten, daß er ihn ausführte, verdrießlicher Stimmung und empfing Clausewitz mit den Worten: „Bleibt mir vom Leibe, ich will nichts mehr mit euch zu thun haben. Eure verdammten Kosacken haben einen Boten Macdonalds durchgelassen, der mir den Befehl bringt, auf Piktupöhnen zu marschieren und mich dort mit ihm zu vereinigen. Nun hat aller Zweifel ein Ende; eure Truppen kommen nicht an, ihr seid zu schwach, ich muß marschiren und verbitte mir jetzt alle weiteren Unterhandlungen, die mir den Kopf kosten würden."

Clausewitz bediente sich einer List, um zu erreichen, daß Yorck trotzdem d'Auvrays Einschließungsbefehl zur Kenntnis nahm. Er packte seinen Landsmann bei dessen Ehre und stellte die Suggestivfrage: „Ew. Excellenz werden mich doch nicht in die Verlegenheit setzen wollen, abzureisen, ohne meinen Auftrag ausgerichtet zu haben?" Yorck blieb nichts anderes übrig, als sich von Clausewitz über den Befehl informieren zu lassen.

Anschließend fragte Yorck seinen Generalstabschef nach dessen Meinung. Dieser antwortete, für den Staat, für das Vaterland könne nichts heilvoller sein, als wenn er mit den Russen abschließe; für ihn persönlich aber sei alles dabei gewagt, weshalb er selbst seinen Entschluß fassen müsse. Vor seiner Entscheidung fragte Yorck noch einmal Clausewitz, ob die Russen nicht nur bluffen: „Clausewitz, Sie sind ein Preuße; glauben Sie, daß der Brief des Generals d'Auvray ehrlich ist, und daß sich die Wittgensteinschen Truppen am 31. wirklich auf den genannten Punkten befinden werden? Können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben?" Clausewitz antwortete: „Ich verbürge mich Ew. Excellenz für die Ehrlichkeit des Briefes nach der Kenntnis, die ich von General d'Auvray und den übrigen Männern des Wittgensteinschen Hauptquartiers habe; ob diese Disposition so ausgeführt sein werden, kann ich freilich nicht verbürgen; denn Ew. Excellenz wissen, daß man im Kriege oft mit dem besten Willen hinter der Linie zurückbleiben muß, die man sich gezogen hat."

Das genügte Yorck. Er reichte Clausewitz die Hand und sagte: „Ihr habt mich. Sagt dem General Diebitsch, daß ich mich morgen früh bei den russischen Vorposten einfinden werde; Zeit und Ort habe er zu bestimmen." Die Entscheidung war gefallen. Am darauffolgenden Morgen unterzeichnete Yorck mit Diebitsch in der Poscherunschen Mühle bei Tauroggen jene denkwürdige Konvention, die das von ihm kommandierte preußische Kontingent der Grande Armée in die Neutralität führte und damit Ostpreußen den Russen öffnete.

Der erste Schritt auf dem Weg der Preußen von der französischen zur russischen Seite, der Europa die Befreiung vom napoleonischen Joch brachte, war getan.





Hans David Ludwig Yorck von Wartenburg untzerzeichnet die Konvention von Tauroggen: Max Brösel gab seinem Gemälde aus dem Jahre 1910 den treffenden Titel „Die Tat". Foto: BPK

Die Konvention von Tauroggen vom 30. Dezember 1812

Artikel 1. Das Preußische Korps besetzt den Landstrich innerhalb des Königlichen Territoriums längs der Grenze von Memel und Nimmersatt bis zu dem Wege von Woinuta nach Tilsit; von Tilsit macht ferner die Straße über Schillipischken und Melanken nach Labiau, die Städte dieser Straße mit eingeschlossen, die Grenze desjenigen Territoriums, welches dem Korps hierdurch eingeräumt wird; das Kurische Haff schließt auf der andern Seite dieses Territorium, welches während der Preußischen Besetzung als völlig neutral erklärt und betrachtet wird. Die Kaiserlich Russischen Truppen behalten jedoch einen freien Durchmarsch auf den vorgenannten Grenzstraßen, können aber in den Städten kein Quartier verlangen.

Artikel 2. In diesem, in vorstehendem Artikel bezeichneten Landesstrich bleibt das Preußische Korps frei zu den eingehenden Befehlen Se. Majestät des Königs von Preußen neutral stehen, verpflichtet sich aber, wenn höchstgedacht Se. Majestät den Zurückmarsch des Korps zur französischen Armee befehlen sollten, während eines Zeitraumes von zwei Monaten, vom heutigen Tage an gerechnet, nicht gegen die Kaiserlich Russischen Armeen zu dienen.

Artikel 3. Sollten Se. Majestät der König von Preußen oder Se. Majestät der Kaiser von Rußland die Allerhöchste Bestimmung versagen, so soll dem Korps ein freier ungehinderter Marsch auf dem kürzesten Wege, dahin wo Se. Majestät der König bestimmt, freigestellt bleiben ...

Abgeschlossen in der Mühle von Poscherun bei Tauroggen / Kurland zwischen dem kaiserlich-russischen General-Major und General-Quartiermeister Johann Karl Friedrich Anton von Diebitsch und dem königlich-preußischen Generalleutnant und kommandierenden General des preußischen Hilfskorps Hans David Ludwig Yorck von Wartenburg, 30. Dezember 1812

Das Ostpreußenblatt

Nr. 51/52 – 22. Dezember 2007

MELDUNGEN

Trasse durch Lyck geplant

Lyck – Die Kommunalpolitiker des Kreises Lyck hatten sich darum bemüht, daß die internationalen Trassen der Straße Via Baltica und der Eisenbahnstrecke Rail Baltica durch Lyck hindurch oder doch in unmittelbarer Nähe an der Stadt vorbeiführen werden. Alles sieht danach aus, daß die Wünsche der Kreispolitiker zumindest teilweise in Erfüllung gehen. Das Verkehrsministerium hat die geplante Trassenführung der Eisenbahn geändert. Die schnellen und modernen Züge auf der Strecke Warschau–Litauen sollen nun durch Lyck fahren. Der Grund für diese Entscheidung ist die Auseinandersetzung um das Tal der Rospuda bei Augustow. Das Verkehrsministerium und die Polnische Staatsbahn wollen einen Konflikt mit den Umwelt- und Naturschützern, der Wellen bis nach Brüssel schlagen könnte, nach Möglichkeit vermeiden. Die Eisenbahnstrecke durch Lyck ist zwar nur einspurig und dazu 33 Kilometer länger als die (ebenfalls einspurige) Linie Sokolka–Augustow, wurde jedoch dennoch ausgewählt, weil sie durch weniger ökologisch bedeutsame Gebiete verläuft und damit als umweltverträglicher gilt. Die Eisenbahnlinie Rail Baltica und die Straßenverbindung Via Baltica sind ein transeuropäischer Verkehrskorridor, der Warschau mit Kaunas, Riga, Reval und Helsinki verbindet. Entsprechend den letzten Planungen wird die Rail Baltica durch Warschau, Bialystok, Lyck, Treuburg und Suwalki bis zur Staatsgrenze nach Litauen verlaufen. In der ersten Etappe bis zum Jahre 2013 wird die Rail Baltica so modernisiert, daß die Züge mit einer Geschwindigkeit von 160 Stundenkilometern fahren können. Die Baukosten sollen zu 75 Prozent von der Europäischen Union getragen werden.

Neuer Woiwode in Allenstein

Allenstein – Marian Podziewski, seit drei Amtsperioden stellvertretender Bürgermeister von Goldap, ist zum Woiwoden von Ermland und Masuren ernannt worden. Podziewski ist Mitglied der Polnischen Volkspartei (PSL). Bei den letzten Parlamentswahlen kandidierte er auf der Liste der PSL für den Sejm. Er erhielt etwas mehr als 1800 Stimmen. Im Jahre 2002 ist ihm auf Antrag des Landwirtschaftsministers das Goldene Verdienstabzeichen für seine örtliche Arbeit für das Wohl der Allgemeinheit verliehen worden.

Erstaufführung mit Bleibtreu

Königsberg – In Anwesenheit der Hauptdarstellerin Monika Bleibtreu ist der Spielfilm „Vier Minuten“ auf dem Festival deutscher Filmkunst, das vom Goethe-Institut in St. Petersburg, dem Kino „Sarja“ und dem deutschen Generalkonsulat veranstaltet wurde, erstmals in der Pregelmetropole gezeigt worden.

Gunter-Sachs-Ausstellung eröffnet

Fotos des ehemaligen Playboys in Königsbergs Kunstgalerie zu bewundern

Von Jurij Tschernyschew

Ich wollte immer die Heimat meiner lieben Freunde besuchen!“ So sprach der Millionär und Fotokünstler Gunter Sachs und stattete der ostpreußischen Hauptstadt einen Besuch ab, um in der Königsberger Kunstgalerie anläßlich ihres 20jährigen Bestehens seine Fotoausstellung zu eröffnen. Diese Ausstellung zeigt er in nur zwei Städten der Russischen Föderation, in St. Petersburg hat er es bereits getan, in Königsberg tut er es jetzt.

Gunter Sachs ist ein sehr vielseitiger Mensch. Der Urenkel des Gründers des Autokonzerns Adam Opel hat im Laufe seines Lebens vieles gemacht, und das meist mit Erfolg. Er betätigte sich als Geschäftsmann, Regisseur und Autor mehrer Bücher. Er fährt Motorrad und ist ein leidenschaftlicher Sammler. In seiner Sammlung befinden sich viele bekannte Werke der Weltkunst; ihr Wert wird auf fast 100 Millionen Euro geschätzt. Von 1967 bis 1975 war Sachs gemeinsam mit Konstantin von Bayern Präsident des von ihm mitbegründeten Vereins „Modern Art Museum München“, der sich für den Bau eines Museums für zeitgenössische Kunst in München einsetzte. Und von 1972 bis 1975 unterhielt er eine Kunstgalerie in Hambugs Stadtteil Pöseldorf.

Er war mit der weltbekannten französischen Filmschaupielerin Brigitte Bardot verheiratet, die zu ihrer besten Zeit als Vorbild für die Marianne in Frankreichs Rathäusern diente. Aber sein Familienglück fand Gunter Sachs erst mit seiner schwedischen Frau Mirja Larsson, mit der er nun schon 30 Jahre zusammen lebt. Ihr Hochzeitstag fiel mit dem Besuch Königsbergs zusammen. Gunter Sachs hat drei Söhne und drei Enkel.

Bei seiner Ausstellung in der Kunstgalerie wurden 85 Arbeiten gezeigt. Es waren nicht nur Fotografien, sondern auch Leinwände von großem Ausmaß. Zwischen ihnen war die Serie „Heldinnen“ mit Claudia Schiffer plaziert. Nach Meinung von Kennern beziehungsweise jenen, die sich dafür halten, drückt der Meister durch die Schönheit der Frauen seine lebendige und fließende Wahrnehmung unserer Zeit aus. Meisterlich erzeuge er mit der Fotokamera und dem Computer ungewöhnliche Meisterwerke. Die Arbeiten von Gunter Sachs waren sogar in der Sowjetunion bekannt. So wurden Werke von ihm in dem großen Journal „Sowjetisches Foto“ veröffentlicht. Nur wenigen Glücklichen war es vergönnt, bei der Ausstellungseröffnung ein Fotoalbum mit Autogramm des Fotografen geschenkt zu bekommen. Die Ausstellung in Königsberg ist noch bis zum 28. Februar 2008 zu sehen.



Ausstellungseröffnung: Gunter Sachs mit seiner Ehefrau Mirja Larsson vor einem seiner Werke. Foto: Tschernyschew

Eine deutsch-russische Liebesgeschichte

Cranz’ Stadtvertreter Klaus A. Lunau und seine Frau Valentina pendeln zwischen Bundesrepublik und Ostpreußen

Von Jurij Tschernyschew

Im Jahre 1966 erschien in der Sowjetunion Leonid Zorins Stück „Warschauer Melodie“. Ihm wurde die Liebesgeschichte des jungen polnischen Mädchens Helena und des russischen Jungen Viktor zugrunde gelegt. Helena und Viktor trafen sich in den Nachkriegsjahren zufällig in Moskau und gewannen einander lieb. Wegen des Stalin-Erlasses, der Eheschließungen mit Ausländern untersagte, durften sie nicht zusammen sein. Nach vielen Jahren trafen sie sich wieder. Sie war Sängerin geworden und er ein Gelehrter. Als sich ihre Lebenswege nun erneut kreuzten, erinnerten sie sich ihrer einstigen Liebe, die ihnen das Schicksal geschenkt und die sie nicht hatten bewahren können. Obwohl Stalin 1953 verstorben war, wirkte sein Erlaß weiter.

Mit Klaus A. Lunau, Ortsvertreter von Cranz und stellvertretender Vorsitzender der Kreisgemeinschaft Fischhausen, und seiner Valentina Kalinnikova ist es ganz anders gekommen. Ihre gemeinsame Geschichte begann im Jahr 1995 in Cranz. Damals kam Klaus A. Lunau zum ersten Mal nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in seine Heimatstadt an der Ostseeküste. Ehemalige Klassenkameraden hatten ihn um die Organisation eines Treffens in dem Ostseebad gebeten. Seine Schulklasse von 1936 bis zum Jahr 1945 war mittlerweile weltweit verstreut. Zunächst wollte er die Reise nicht antreten, weil er die Heimat so in Erinnerung behalten wollte, wie er sie verlassen hatte. Aber seine Freunde überredeten ihn. Das Klassentreffen sollte dann im August jenes Jahres tatsächlich stattfinden, doch das ist für diese Liebesgeschichte nur Nebensache.

An jenem Tag, an dem er erstmals seit dem Kriege seine Heimatstadt wieder sah, war es heiß, und die Reiseleiterin des Reisebüros, das die Reise organisiert hatte, wartete bereits vier Stunden in der prallen Sonne, als der Bus mit Lunau endlich eintraf. Bei der Reiseleiterin handelte es sich um niemand anders als Valentina Kalinnikova.

Die Absolventin des Pädagogischen Herzen-Instituts in Leningrad hatte es 1966 in Lunaus Heimatstadt verschlagen. Lange Zeit arbeitete sie hier in der Schule, erst als Fremdsprachenlehrerin, dann als stellvertretende Schuldirektorin für Lern- und Erziehungsangelegenheiten sowie drei Jahre als Direktorin. Anfang der 90er Jahre war sie infolge der Umwälzungen der Jelzin-Ära, die zu einer Verringerung des Arbeitslohns an staatlichen Schulen führte, gezwungen, sich einen Nebenberuf zu suchen. Aufgrund ihrer im Studium in Leningrad erworbenen Deutschkenntnisse begann sie als Reiseführerin für ein Reisebüro zu arbeiten, das für deutsche Besucher Ausflüge im Königsberger Gebiet organisierte.

An jenem Augusttag hatte sie die Aufgabe, Lunaus Gruppe abzuholen. Noch heute erinnert sie sich daran, daß als erster der Gruppenleiter Klaus A. Lunau aus dem Bus ausstieg. Sein Gesicht strahlte vor Freude, daß er endlich nach Hause kam, wo er genau ein halbes Jahrhundert nicht mehr gewesen war. Die beiden haben sich gleich miteinander unterhalten, und wie sich herausstellte, verband sie viel Gemeinsames, und sie gefielen einander sehr.

Klaus A. Lunau erzählte lebhaft von seinen Erinnerungen an die Kindheit in dieser Stadt. In Cranz verbrachte er seine Kindheit. Seine Familie wohnte in der Stadtmitte, in der Königsberger Straße, dem heutigen Kurort Prospekt.

Das ostpreußische der beiden Domizile des deutsch-russischen Paares ist heute ein Haus in der ehemaligen Seestraße (Ul. Gorki).

Die Familie Lunau hatte sechs Kinder, von denen heute außer Klaus noch zwei Schwestern und ein Bruder leben. Als der Krieg begann, ging Klaus noch zur Schule. Seine Familie flüchtete am 28. Januar 1945. Zu diesem Zeitpunkt waren in Cranz noch 3000 Einwohner verblieben. Nur wenige Tage später, am 4. Februar, marschierten bereits sowjetische Truppen in die nicht verteidigte Stadt ein.

Er und seine Schwester fuhren zusammen mit der Mutter mit dem letzten Zug bis Neukuhren und von da mit einem kleinem Schiff nach Gdingen. Von dort kamen sie über Rügen nach Dänemark, wo Lunau bis 1947 interniert blieb. Im Flüchtlingslager organisierte er Sportveranstaltungen, arbeitete er in der Theater- und Musikgruppe mit und baute eine Jugend- und Kindergruppe auf. Das Lagerschicksal in der Fremde teilte er mit Mutter und Schwester. Ende 1947 konnten sie zu seiner älteren Schwester nach Deutschland ausreisen. Hier hatte er aufgrund seiner guten Englischkenntnisse beruflich viel mit Engländern zu tun. So wirkte er am Bau eines englischen Flughafens mit. Nach einer erfolgreich absolvierten Ausbildung auf der Polizeischule arbeitete er in verschiedenen Kriminalpolizeidienststellen, unter anderem auch in Hamburg, wo er die Verbindung zur britischen Kriminalpolizei hielt.

Nach seiner Pensionierung studierte er Politik und betätigte sich vermehrt ehrenamtlich. Er leitete politische Seminare, hielt Vorlesungen und engagierte sich in Bürgerinitiativen. Daneben kam er gerne seinen Verpflichtungen als Großvater nach. Lunau hat drei Kinder und sechs Enkelkinder.

Dieses eine Treffen im Jahre 1995 veränderte Valentinas und Klaus’ Leben von Grund auf. Sie waren sich einig, daß sie ohne einander nicht leben konnten und daß das Schicksal sie zusammengeführt hatte. 1998 heirateten Klaus und Valentina. Jetzt haben sie ihren Wohnsitz in der Bundesrepublik Deutschland nahe der niedersächsischen Landeshauptstadt Hannover. Die Liebe zur Heimatstadt hat sie aber nicht verlassen. Deshalb kommen sie jedes Jahr mindestens sechsmal in ihr

Fortsetzung auf Seite 16

Eine deutsch-russische Liebesgeschichte

zweites Zuhause nach Cranz an der Ostsee. Sie haben alles renoviert und behaglich eingerichtet. Ein gemütlicher, gern besuchter Treffpunkt für Freunde, sowohl aus Rußland, als auch aus Deutschland.

Seit 1995 veranstalten Valentina und Klaus für ihre Freunde ein reiches Kulturprogramm. Nach Cranz kommen Klaus A. Lunaus frühere Klassenkameraden und andere Cranzer aus allen Regionen der Welt, sogar aus Kanada, den USA und Australien. Klaus gab sein gesellschaftliches Engagement nicht auf und vertritt jetzt im früheren Kreis Fischhausen die ehemaligen Bewohner. Mit seiner Unterstützung werden in der Ostseestadt sowie im Kreis viele Initiativen umgesetzt, und seine Ehefrau Valentina hilft ihm immer dabei. Sie ist seine treue Unterstützerin bei allen seinen Unternehmen.

Heute kann man sich das Sujet des Stücks „Warschauer Melodie“ kaum noch vorstellen, aber damals, vor einem halben Jahrhundert, war dieses Problem sehr aktuell. Erst die Reformen und die demokratischen Umgestaltungen Gorbatschows und Jelzins, die Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre umgesetzt wurden, ließen dieses Problem Vergangenheit werden. Dank dieser hat die Geschichte des Deutschen Klaus und der Russin Valentina im Gegensatz zu jener der Hauptpersonen der „Warschauer Melodie“ ein Happy-End gefunden.



Für sie gab es ein Happy-End: Fischhausens stellvertretender Kreisvertreter Klaus A. Lunau und seine Valentina Foto: Tschernyschew

Wie die Tilsiter bei der Wahl zur Duma votierten

Um Rußlands neue Duma zu wählen strömten 17880 Tilsiter in die Wahllokale. Das waren immerhin 55 Prozent der wahlberechtigten Bürger – weitaus mehr als in der Vergangenheit. Eindeutiger Sieger wurde erwartungsgemäß die Partei „Einiges Rußland“ mit 64,1 Prozent der Stimmen. Sie gilt als die staatstragende Partei, von der man Ordnung und Stabilität erwartet. Bereits im Vorfeld der Wahl hatte „Einiges Rußland“ mit spektakulären Aktionen von sich reden gemacht. An junge Leute wurden Eintrittskarten für ein Rockfestival verschenkt, Kindern spendierte man Karussellfahrten auf dem Jahrmarkt, ein Großeinsatz „Sauberer Wald“ wurde organisiert, und der örtliche Nahverkehr erhielt zwei Autobusse. Gegen diese mit beträchtlichem Aufwand einhergehenden Wohltaten mußten die übrigen Parteien blaß bleiben. Die Kommunistische Partei erhielt von ihren Altkadern ganze 12,2 Prozent, die ultranationale Schirinowski-LDP 8,8 Prozent und „Gerechtes Rußland“, eine sozialorientierte Rentnerpartei, 7,3 Prozent. Auf den Wahlzetteln standen noch weitere Parteien, die aber alle an der Sieben-Prozent-Hürde scheiterten. In den Medien wird der hohe Wahlsieg von „Einiges Rußland“ als eindeutiger Vertrauensbeweis für den „nationalen Führer“ Wladimir Putin gewertet. *H. Dz.*

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,
auf den kahlen Ästen der jungen Kastanienbäume im Garten von **Brigitte von Kalben** im kanadischen Scarborough wird jetzt Schnee liegen so wie auf den alten Kastanien in Königberg, von denen sie stammen. Die dort geborene Ostpreußin hat sie von ehemaligen Freundinnen erhalten, die in der Heimatstadt gewesen waren, wohl von dem von vielen Königsbergern geliebten Buch „Drei Kastanien aus Königsberg“ von Elisabeth Schulz-Semrau angeregt. Zwei Kastanien haben Wurzeln geschlagen und sind gewachsen – wie die Heimatliebe unserer treuen Leserin, für die unsere Zeitung die immer begehbare Brücke zu Heimat und Kindheit ist. Brigitte von Kalben und ihre Freundinnen aus Schule und Nachbarschaft haben sich durch unsere Ostpreußische Familie gefunden und halten auch über die große Entfernung engen Kontakt, der dank der neuen Kommunikationsmöglichkeiten zwischen den „alten Mädchen“ sehr rege ist. Bitte, so hat Frau von Kalben sich und ihre Mitschülerinnen aus der Herbartschule selber bezeichnet, die übrigens „Purzelbäume schlagen“ wollten, wenn sich weitere Ehemalige finden sollten – so hatte ich sie kürzlich zitiert. Das hat unsern Leser **Jochen Bauer** angeregt, die Bezeichnung dieser Freudenbekundung doch zu korrigieren: Als alte Ostpreußinnen sollten sie lieber „Kopskiekel“ schlagen. Ich gebe diese Anregung gerne weiter mit der Empfehlung, bei der Ausübung doch etwas vorsichtig zu sein. Denn wer bei uns tohuus Kopskiekel ging – vor allem nach dem Genuß des gleichnamigen Weines aus Johannisbeeren –, der legte schon einen beachtlichen Salto hin! Ältere Königsberger werden sich noch an das Alte Forsthaus in Moditten erinnern. Da zeichneten viele Spuren solch unfreiwilliger Turnübungen den Schnee – dank des dort genossenen Kopskiekelweins!

In meinem Garten hier in Hamburg liegt leider kein Schnee, während ich diese Zeilen schreibe, aber weihnachtlich ist es mir doch zu Mute dank der Grüße und Wünsche, die ich schon erhalten habe wie die aus Kanada. Und so will ich für meine große Familie wenigstens einen Bunten Teller bereiten aus den nettesten Zuschriften, die in diesen letzten Wochen des Jahres eintrafen, und da sind schon einige Bonbons darunter. Wie der Brief von Frau **Brunhilde Merkel** aus Hamburg, die sich für die Veröffentlichung ihrer Frage nach der Flucht aus Rodmannshöfen bedankt. Sie schreibt: „Ich habe viel erfahren und dabei bei jedem Telefonat festgestellt, daß nicht Fremde mich angerufen haben, sondern Freunde, obwohl ich niemanden davon kannte. Ich dachte immer, daß ich solch ein Heimatgefühl nicht entwickeln könnte, weil ich damals doch so klein war, aber es stimmt nicht. Einen Tag nach der Veröffentlichung bekam ich meinen allerschönsten Anruf. Meine Mutter hatte für die Familie **Dangel** in Neuhausen gearbeitet. Frau Dangel hat sich nach der Flucht ganz lieb um mich gekümmert und mich sehr vieles gelehrt. Sie hatte zwei Töchter, und „Tante“ **Ursel** lebt noch und rief nach dem Artikel gleich an. Wir hatten uns aus den Augen verloren. Seitdem ist mein Leben ein Stück reicher geworden, und das habe ich Ihnen zu verdanken.“ Ich habe mich sehr über diesen Dank gefreut, aber ich muß ihn weitergeben an unsere Familie, denn sie hat geholfen – wie immer!

Und auch Herrn **Gerhard Prengel**, der bei der Neubearbeitung seines Reiseführers „Ostpreußen, Westpreußen und Danzig“ auf ein für ihn bis dahin ungelöstes Rätsel stieß, kann sich bei unserer Familie bedanken. Es ging um die steinernen Kanonenkugeln in den Mauern der Neidenburg – aus welcher Zeit stammen sie? So hatte Herr Prengel gefragt und darauf Antwort erhalten, zuerst von zwei Neidenburgern, Frau **Haupt** und Herrn **Frommberg**. Erstere wußte aus Erzählungen ihres Großvaters aus seiner Schulzeit, daß diese Kugeln aus der Zeit des Tatareneinfalls in Masuren stammen, also aus dem Jahre 1656. Nach Angabe von Herrn Frommberg seien diese Kugeln nach dem Abzug der Tataren bei der Reparatur der beschädigten Burg verwandt worden. Herr Prengel hat nun aus dem 1912 erschienenen Buch „Die Provinz Ostpreußen“ von August Ambrassat entnommen, daß 1784 durch eine Feuersbrunst die Neidenburger Vorstadt völlig abbrannte. Zum Wiederaufbau in den Jahren 1828 bis 1830 seien Teile der Burg verwandt worden. Möglicherweise, so meint Herr Prengel, seien dann erst die Kanonenkugeln in das Mauerwerk eingefügt worden.

Die ostpreußische Familie



Ruth Geede Foto: privat

Daß solche Rundsteine aus sehr früher Zeit stammen müssen, weiß Herr **Ernst Libuda** zu belegen. Er übersetzt zur Zeit ein russisches Buch über die Burg Balga, das Frau **Eva Dröse**, die in Balga geboren wurde, unlängst in Königsberg erwarb. Bevor der Orden 1239 seine steinerne Wehrburg errichtete, mußte die an diesem strategisch wichtigen Punkt am Frischen Haff gelegene hölzerne Prußenburg „Honeda“ vernichtet werden. Der Orden griff mit steinernen Kanonenkugeln an. Die Steinewerfer wurden in der Ballistik / Wurflehre ausgebildet. Um ihre aus Ziegelsteinen gebauten Burgen gegen feindliche Angriffe zu schützen, baute der Ritterorden vornehmlich auf Anhöhen, so auch 1266 bis 1268 die Neidenburg. Natürlich verlor der zum Angriff verwandte, geworfene Rundstein mit der Zeit seine Bedeutung. Er wurde als Baustein wie der Ziegelstein beim Mauerbau verwendet. Das könnte auch in Neidenburg der Fall gewesen sein. Der Tatareneinfall fand 400 Jahre nach dem Bau der Ordensburg statt. Die Angreifer waren ein Reitervolk, Brandschatzung und der schnelle Überfall mit Pfeil und Bogen und dem Maslack, einem mit Holzgriff versehenen spitzen Knochen, war ihre Strategie. Könnte es nicht sein, daß die bereits vorhandenen Steinkugeln, nachdem die Burg in Flammen aufgegangen war, durch die Tataren zum Wiederaufbau verwendet wurden? Die Frage wird Herrn Prengel – und so mit Sicherheit auch manche Leser, und nicht nur Neidenburger – noch weiter beschäftigen.

Vielleicht werden jetzt manche Leser sagen: „Schießt doch nicht mit Kanonen nach Spatzen“, was bedeutet: Gebt doch solchen für diese Kolumne nicht so wichtigen Wünschen nicht soviel Platz. Aber jede Frage, die zur Geschichte, zur Kultur, zum Brauchtum Ostpreußens gehört, ist von großem Wert, denn sie hilft mit, unsere Heimat zu bewahren, sie zu dokumentieren, Interesse zu erwecken. Jede Familie basiert auf ihrer Geschichte und somit auch die Ostpreußische Familie. Manche Quellen scheinen allerdings schon versiegt, das mußte leider auch Frau **Renate Nieswand** feststellen. Sie wollte wissen, welche keramischen Werkstätten und Töpfereien es in Ostpreußen nach 1880 gegeben hat. Leider bekam sie nur zwei Zuschriften. Ein Leser stellte ihr Literaturquellen zum Thema „Cadinen“ zusammen, eine Leserin berichtete von ihrem Reichsarbeitsdiensteinsatz in Ostpreußen, in dem die Kunsttöpferei Lasdehnen in Haselberg eine Rolle spielte. Aber es gab doch neben diesen beiden bekannten Manufakturen auch kleinere Werkstätten – also heißt es, noch einmal nachhaken. Jede Angabe über die Kunsttöpferei in Ostpreußen ist für Frau Nieswand interessant. (Renate Nieswand, Burgstraße 88 in 42655 Solingen, Telefon 02 12 / 1 21 36, Fax 02 12 / 2 24 39 18.)

Noch einmal Königsberger Tiergarten. Frau **Ruth Henke**, die wissen wollte, wie viele Tiere die Bombenangriffe überlebten und wie sie dann endeten, hat zwar Post bekommen, aber ihre eigentliche Frage konnte nicht zu ihrer Zufriedenheit geklärt werden. Soviel ist sicher, daß der Tiergarten bei den Bombenangriffen weitgehend verschont blieb, aber niemand konnte sagen, bis wann er überhaupt geöffnet war, wer die Tiere gepflegt hat oder ob sie sich allein überlassen blieben. Ein älterer Königsberger sagte Frau Henke am Telefon, die Tiere seien zuletzt von Wehrmacht und SS erschossen worden. Wer hat wohl in jenen Tagen, als die Stadt im Todeskampf lag, den Tiergarten aufgesucht, selbst wenn man in der Nähe wohnte? Da ging es doch um das nackte Überleben, um das eigene und das der anderen. Ich finde es erfreulich, daß doch einige Leserinnen und Leser sich bemühten, auf Ihren Wunsch, liebe Frau Henke, einzugehen, und Ihnen Material zukommen ließen, das viel Informatives über den Tiergarten enthält. So übersandte Ihnen – und auch mir – Frau **Monika Hinkel** geborene Jahn Aufnahmen aus ihrem geretteten Königsberger Fotoalbum, das die Zweijährige bei einem Besuch in dem Hufenparadies zeigt. Vielen Dank und einen herzlichen Gruß nach Bad Vilbel!

Unsere Ostpreußische Familie ist ja auch eine besondere Fundgrube, und in diese fügt sich das Angebot von Frau **Inge Bielitz** ein. Es handelt sich um das Buch „Briefwechsel der Königin Luise mit ihrem Gemahl Friedrich Wilhelm IV.“, herausgegeben von Karl Griewank, erschienen im Verlag K. F. Koehler / Leipzig. Sie hatte es in einem Nachlaß entdeckt und wußte auch von seiner Geschichte. Der Vorbesitzer hatte es in einem Antiquariat aufgestöbert. Er kannte es von einer Buchbesprechung in der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“ vor 1930, hatte es besessen und verloren. Nach 66 Jahren fand er dann diese alte Ausgabe, man sieht, Wünsche soll man nie aufgeben. Vielleicht gibt es unter unseren Lesern jemanden, für den dieses Buch viel bedeuten würde. (Inge Bielitz, Wendilaweg 8 in 26446 Friedeburg, Reepsholt.)

Kleine Überraschungen gibt es auch ungefragt. So erhielt ich von Frau **Sigrid Mathee-Kohl** aus Rohrbach – deren Suche nach Auskunft über ihren am 8. Januar 1945 bei dem Großangriff auf das luxemburgische Dahl gefallenen Vater **Heinz Mathee** bisher keine Resonanz zu verzeichnen hatte – ein Gedicht über die Martinsgans, das sie in ihrer lokalen Tageszeitung gefunden hatte. Als Dichter wird Simon Dach genannt, sogar mit einer kurzen Vita – 1605 in Memel geboren, Professor der Universität Königsberg, dort 1659 verstorben – was unsere Leserin besonders erfreut hat. Ich wußte nicht, daß der Professor der Poesie dieses von leiblichen Genüssen handelnde Poem geschrieben hatte, und es hat mich sehr amüsiert. Zwar ist der Martinstag längst vorüber, aber die letzten Zeilen haben auch jetzt Gültigkeit: „Drum wir billig halten auch diesen alten Martinsbrauch, laden fein zu diesem Fest unsre allerliebsten Gäst auf die Martinsgänslein ein bei Musik und kühlem Wein!“ Dichten wir die „Martins“- zu „Weihnachts“-Gänslein um, dann stimmt's! Aber bitte schön mit Äpfeln und Majoran gefüllt. Wie tohuus.

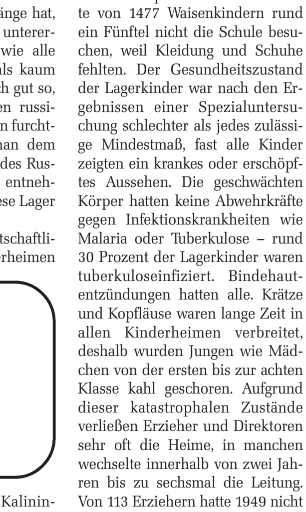
Frohe Wiehnachte, Landslied, on e godet Nieet Joahr!

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

„Unsere Familie“ auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de



Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,
nun ist das schönste aller Jahresfeste gekommen, viele von uns haben auf einer Adventsfeier im Kreis der Landsleute und Schicksalsgefährten die alten Weihnachtslieder gesungen und sich wieder in die Kindheit zurückversetzt gefühlt. Und der Schein der Kerzen, die entzündet wurden, leuchtet in die Weihnachtstage hinein und erhellt auch die stillen Stunden, wenn nur die Erinnerung zu Gast ist. Sie ist der treueste Besucher, kommt ungebeten, holt so vieles aus ihrem Gabensack, was im Alltag vergessen schien. Gerade die Ältesten unter uns denken mit Dankbarkeit an die Weihnachtstage in der Heimat zurück, die noch so unbeschwert waren. Anders ist es da schon bei denen, die ihre frühe Kindheit im Fluchtwagen oder in Notquartieren verbringen mußten. Oder in Kinderheimen, wo es manchmal nicht einmal eine Kerze gab, keine Pfeffernuß, keinen Apfel, kein Marzipanherz.

Warum ich meine Extra-Familie diesmal so beginne, hat seinen Grund. Sonst pflege ich ja gerade zum Christfest meine schönsten Familiengeschichten zu bringen, jene kleinen oder großen Wunder, die im Laufe des Jahres geschehen sind. Die gab es auch in diesem Jahr, aber viele habe ich aufgrund der Emotionen, die durch den Film „Die Flucht“ geweckt wurden, bereits gebracht, denn sie hingen mit jenen gravierenden Ereignissen zusammen. Natürlich gibt es immer neue Erfolge, und ich werde die letzten auch in unsere reguläre Kolumne in dieser Weihnachtsnummer einfügen. Aber ich habe seit langem einen Brief aufbewahrt, dem ich einen besonderen Platz einräumen wollte und den er nun bekommt – in dieser Extra-Familie. Es ist ein so außergewöhnliches Schicksal, das hier aufgezeigt wird, daß dieser Suchwunsch einen größeren Rahmen verdient. Suchwunsch – das bedeutet gewöhnlich, daß nach vermißten Menschen geforscht wird. Hier ist es die Suche nach der eigenen Identität. Auch das ist nicht neu in unserer Familien-Geschichte, denn es haben sich im Laufe der Jahrzehnte auch Fragen nach der eigenen Herkunft ergeben, vor allem von „Wolfskindern“, die als vermutlich elternlose, streunende Bettelkinder in Litauen blieben. Tatsächlich konnten einige dieser schwierigen Fälle geklärt werden.

Hier ist es aber anders, denn es steht zuerst einmal gar nicht fest, ob die Frau, die ihre Herkunft sucht, aus einer ostpreußischen Familie stammt. Sie heißt **Galina Podistowa**, lebt in Königsberg, der Stadt, die sie nur als „Kaliningrad“ kennt. Sie schrieb an uns vor einigen Monaten, und ich möchte ihren übersetzten Brief im Wortlaut wiedergeben:

„Ich bitte Sie um Hilfe! Mein Name ist **Erika Pulwintzkiz** oder -**kitz**, bin Jahrgang 1945 oder 1946. Am 21. Dezember 1948 wurde ich zusammen mit anderen Kindern aus dem Lager Nr. 226 in Brandenburg / Deutschland nach Kaliningrad gebracht und bin dort in das Kinderheim der Stadt Slawsk (Heinrichswalde) gekommen. In diesem Kinderheim bekam ich den Namen **Irina Pulkowa**, * 1946, Eltern unbekannt. 1950 wurde ich adoptiert und erhielt den Nachnamen **Mawrina**. Vor- und Nachnamen wurden noch mehrfach geändert, zum Schluß hieß ich **Galina Wladimirowna**. In meiner Familie wurde über das Thema nie gesprochen, aber ich habe es von fremden Leuten erfahren, daß ich adoptiert wurde. Als ich 14 Jahre alt war, habe ich bei meiner Mutter eine Urkunde gefunden, in der ich – außer mit meinem neuen Namen – auch als Erika Pulwintzkiz geführt wurde. Meine Adoptivmutter hat diese Urkunde später vernichtet, da sie Angst hatte, daß ihr Geheimnis an das Licht kommt.

Nach ihrem Tod habe ich zufällig einen Zeitungsausschnitt gelesen, daß damals Kinder aus Deutschland und zwar aus dem Lager Nr. 226 nach Kaliningrad gebracht wurden, und in den Listen habe ich den Namen Pulwintzkiz entdeckt. Später fand ich im Archiv einige Dokumente, die das bestätigten. Leider sind die persönlichen Daten der Kinder aus dem Heim beim Umzug in ein anderes Gebäude verlorengegangen.

Ich weiß leider nicht, wann, woher und warum ich in das Lager Nr. 226 in Brandenburg kam und wer meine Eltern sind!


Ostdeutsche Kinder: Viele Biographien lassen sich wegen der Kriegs- und Nachkriegswirren nur schwer rekonstruieren. Foto: Archiv

Vielleicht können Sie mir weiterhelfen oder sagen, wo ich noch suchen kann. Ich lege eine Kopie aus dem Anmeldebuch des Kinderheimes der Stadt Slawsk bei, in dem unter der Nummer 97 eine Erika Pulwintzkiz, Jahrgang 1945, registriert ist, die am 21. Dezember 1948 aus dem Lager Nr. 226 in Brandenburg, Deutschland, kam und am 19. Januar 1950 nach Kaliningrad, Komsomolskaja Straße 15 zur Adoption freigegeben wurde. Tatsächlich stimmen die Adoptionsangaben und die Adresse. Mit freundlichen Grüßen. Galina Podistowa.“

Soweit der Brief der Frau mit dem russischen Namen, die erst spät von ihrer wahren Herkunft erfuhr und hofft, diese mit unserer Hilfe durchleuchten zu können. In einem zwischen ihr und unserer Redaktion – dank **Manuela Rosenthal-Kappi** in russischer Sprache – geführten Telefongespräch zeigte sich Frau Podistowa sehr glücklich darüber, daß wir uns ihrer Sache annehmen, obgleich wir keinen Zweifel ließen, daß eigentlich kaum Hoffnung besteht, irgendwelche konkreten Hinweise auf ihre Herkunft zu bekommen. Die Schwierigkeiten zeigen sich ja schon in den Anfangszeilen ihres Briefes und steigern sich von Zeile zu Zeile.

Da ist zuerst einmal der Name: Erika Pulwintzkiz oder Pulwinzkitz – schon von ihr selber mit einem Fragezeichen versehen. Der Vorname beweist einwandfrei die deutsche Herkunft. Der Nachname dürfte nicht richtig geschrieben sein, vor allem kann die Endung so nicht stimmen. Er könnte **Pulwinskies** lauten – dann wiese er auf die Herkunft aus dem nördlichen Ostpreußen hin, wobei auch andere Versionen wie **Purwinskies** denkbar wären. **Pulwinski** oder **Pulwintzky** dagegen könnte masurischer Herkunft sein. Solche Schreibfehler kamen ja damals oft vor, gerade bei Namen von Lagerkindern, die noch nicht sprechen oder ihn nicht richtig angeben konnten, oder in der kyrillischen Umsetzung eine Änderung erfuhren. Das war auch im Lager 226 in Brandenburg der Fall, das elternlose Kinder vor allem aus der russischen Besatzungszone aufnahm. Während die deutschen Kinder, die allein in Ost- und Westpreußen als Waisen oder vermutlich Elternlose zurückgeblieben waren, 1947 im Rahmen der Deportation aller Deutschen aus Ostpreußen in Sondertransporten in die sowjetisch besetzte Zone kamen, wurden zur gleichen Zeit von der russischen Besatzungsmacht in Deutschland Kinder eingesammelt, die keine feste Bleibe hatten. Man brachte sogar Kinder, die von deutschen Familien aus Lagern oder Notunterkünften geholt und bereits in Pflege oder adoptiert waren, in das Sammellager Brandenburg, denn ein Geheimbefehl Stalins lautete: „Kinder, die auf dem Territorium Deutschland ohne entsprechende Dokumente gefunden werden, sollen dem Siegerland unterliegen.“ Auch Säuglinge, die von ihren kranken, hungernden Müttern nicht genährt werden konnten, Kinder aller Altersgruppen, deren Mütter verstorben waren, alleingebliebene Kinder aus Aussiedlertransporten – sie alle kamen in das Lager 226. So muß auch Erika dorthin gekommen sein, als Säugling oder Kleinkind, – wann sie aufgenommen wurde, wer sie dorthin gebracht hatte, steht nirgendwo vermerkt. Selbst wenn hier Angaben bestanden haben, sind sie nicht mehr auffindbar. Frau Podistowa meint, die persönlichen Daten seien in Königsberg beim Umzug verlorengegangen. Tatsächlich wurden die Waisenkinder aus dem Lager Brandenburg, die im ersten Sondertransport 1947 nach Königsberg gebracht wurden, mit einem Begleitpaket ausgestattet, das die vorhandenen Angaben zur Person enthielt: wo und in welchem Alter man es gefunden hatte, ob es Angehörige gehabt hatte, an die es sich erinnern konnte, Größe, Gewicht, besondere Merkmale. Nach der Ankunft in Königsberg gingen diese wichtigen Pakete verloren, entweder im Filtrierungs-Kinderheim Nr. 5 oder sie wurden vom NKWD beschlagnahmt.

Auf dem Königsberger Hauptbahnhof kam am 13. Oktober 1947 der erste von sechs Sonderzügen an, der vom russischen Chef des Lagers 226, Oberst Trunin, vorbereitet und abgeschickt worden war. Vier Tage waren die Kinder unterwegs gewesen, eingepfercht in Abteile, deren Fenster nicht geöffnet werden durften. Etwa drei Dutzend frierende, hungernde Kinder standen still auf dem Bahnsteig, hielten sich paarweise an den Händen und warteten auf das weitere Geschehen. Auf Kommando des begleitenden Majors marschierte die kleine Kolonne durch die in Trümmern liegende Stadt zu einem Auffanglager. Diesem ersten Transport folgten noch fünf weitere, mit einem der letzten kam die kleine Erika nach Königsberg und wurde von dort in das Kinderheim Heinrichswalde gebracht. Daß sie keine Erinnerungen an diese Vorgänge hat, ist verständlich, das Kind, unterernährt und kleinwüchsig wie alle Lagerkinder, war ja damals kaum drei Jahre. Und das ist auch gut so, denn die Zustände in den russischen Kinderlagern müssen furchtbar gewesen sein, wie man dem Bericht eines Zeitzeugen, des Russen **Anatolij Perschikow**, entnehmen kann, der als Kind diese Lager erlebt hat.

Die materielle und wirtschaftliche Lage in den 17 Kinderheimen der neu gegründeten „Kaliningradskaja oblast“ sowie deren Ausstattung zu Beginn des Schuljahres 1947/48 war deprimierend. Und das ist noch untertrieben. In einem der ersten Berichte der Gebietskonferenz über die Volksbildung und den Stand der Arbeit in den Kinderheimen des Königsberger Gebiets heißt es, daß diese nur langsam unter den spezifischen Bedingungen erfolge, die sich stark von denen in anderen Gebieten der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR) unterscheide. Die Heime mußten nicht nur eingerichtet, sondern zuerst einmal gebaut werden, es gab weder geeignete Gebäude noch Mobiliar, das für Kinder geeignet gewesen wäre, erst recht kein Personal für Kinderheime. Deshalb wurden Erzieher, pädagogische Leiter und Direktoren zunächst zufällig ausgewählt. Perschikow beziffert die Zahl der deutschen Waisenkinder mit 6000, die in eilig organisierte Heime und Unterkünfte gebracht werden mußten. Als im Königsberger Gebiet auch russische Waisenkinder aufgenommen wurden, die ihre Eltern im Krieg verloren hatten, verschlimmerte sich die Situation noch.

Die Armut in den Waisenhäusern ist gar nicht zu beschreiben. Schon allein das Äußere der Kinder ließ die Menschen erschrecken, wenn sie sahen, wie die Kleinen, sich an den Händen haltend, zu zweit in die Schule gingen, ungewaschen, in zerrissenen Mänteln, nur mit Schlappen an den Füßen, die sie mit Lappen umwickelt hatten. Im Spätsommer 1948 konnte von 1477 Waisenkindern rund ein Fünftel nicht die Schule besuchen, weil Kleidung und Schuhe fehlten. Der Gesundheitszustand der Lagerkinder war nach den Ergebnissen einer Spezialuntersuchung schlechter als jedes zulässige Mindestmaß, fast alle Kinder zeigten ein krankes oder erschöpftes Aussehen. Die geschwächten Körper hatten keine Abwehrkräfte gegen Infektionskrankheiten wie Malaria oder Tuberkulose – rund 30 Prozent der Lagerkinder waren tuberkuloseinfiziert. Bindehautentzündungen hatten alle. Krätze und Kopfläuse waren lange Zeit in allen Kinderheimen verbreitet, deshalb wurden Jungen wie Mädchen von der ersten bis zur achten Klasse kahl geschoren. Aufgrund dieser katastrophalen Zustände verließen Erzieher und Direktoren sehr oft die Heime, in manchen wechselte innerhalb von zwei Jahren bis zu sechsmal die Leitung. Von 113 Erziehern hatte 1949 nicht ein einziger eine fachliche Ausbildung.

Auch im Kinderheim Heinrichswalde, in das die kleine Erika kam, herrschten ähnlich deprimierende Zustände. Eine Erzieherin war bis dahin Rechnungsführerin einer Kolchose gewesen, eine andere hatte nach verbüßter Haftstrafe als Laborantin in einer Milchfabrik gearbeitet, ehe sie als pädagogische Kraft nach Heinrichswalde kam. Hier ging wahrscheinlich alles drunter und drüber. Auf den Sitzungen der Kommunistischen Partei von Heinrichswalde wurde der Direktor des Kinderheims mehrfach darauf hingewiesen, daß die Kinder über längere Zeit sich selbst überlassen waren. Die Freizeit der „Schützlinge“ war überhaupt nicht organisiert, die Kinder stromerten durch den Ort, verwahrlost, schlampig, verübten in Gruppen Diebstähle. Ein Vorfall, der für eines der größeren ehemaligen Lagerkinder unvergessen blieb, ist bezeichnend für die „pädagogische“ Erziehung in Heinrichswalde. Zu dem morgendlichen Appell anläßlich des 30. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution mußten alle 119 Zöglinge und das gesamte pädagogische Kollektiv antreten. Feierlich wurde erklärt, daß das Territorium Ostpreußen ursprünglich slawischer Boden und nun zu seinem wahren Eigentümer zurückgekehrt sei und daß die neuen Seiten der Geschichte dieses Landes hell und voller Freuden sein würden ... Das glaubten auch die meisten Kinder, als anschließend der Direktor befahl, daß diejenigen vortreten sollten, die schlechtes Schuhwerk besäßen. Gut 100 Kinder traten vor in der Hoffnung, daß ihre Schuhe nun endlich repariert würden oder daß sie sogar neue bekämen. Sie war trügerisch: Am nächsten Tag bekamen alle eine Rüge wegen „nachlässiger Haltung gegenüber privatem Eigentum“. Und in den Festtütchen von 100 „schlampigen“ Kindern befanden sich weder Süßigkeiten noch Obst wie in denen der restlichen 19 Zöglinge, die es anscheinend nicht gewagt hatten, vorzutreten.

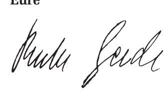
Für die kleine Erika dauert der Aufenthalt im Lager Heinrichswalde, wo sie in „Irina Pulkowa“ umbenannt wurde, zum Glück nicht lange, denn sie wurde bereits 1950 adoptiert. Sie erkannte die neuen Eltern als solche an, obgleich sie ja später von ihrer Adoption erfuhr, die dann durch die von ihr gefundenen Dokumente bestätigt wurde. Nach dem Tod der Adoptivmutter wuchs der Wunsch, nach ihrer wahren Herkunft zu suchen. Aber erst jetzt wagte die nunmehr über 60jährige Frau, sich bei uns zu melden. Wie können wir ihr helfen? Vielleicht gibt es noch Listen der im Lager Brandenburg registrierten Kinder mit Hinweisen, wer Erika dort abgegeben hat. Das Mädchen ist nach Kriegsende geboren, vielleicht ist es das Kind einer an Hunger und Seuchen verstorbenen Flüchtlingsfrau, die nicht nur aus Ostpreußen, sondern auch aus anderen Ostgebieten stammen könnte. Aber auch das ist nicht gewiß, es könnte auch ein Kind sein, das irgendwo in Norddeutschland geboren und aus Verzweiflung im Lager abgegeben wurde – es war eine wirre Zeit voller Not und Elend, für viele ohne Obdach. Ist Erika 1946 geboren, könnte es auch ein Besatzungskind sein – es gibt so viele Möglichkeiten, aber alles sind nur dünne Fäden, sie bieten keinen Festpunkt.

Es bleibt der Name Erika Pulwintzkiz – und da setzt meine Hoffnung ein. Vielleicht erinnert sich jemand von unseren Leserinnen und Lesern an Verwandte, Bekannte, Nachbarn, Lagergefährten, die einen Namen tragen, der so oder ähnlich lauten könnte. An ein Kind Erika, das nach dem Krieg geboren und weggegeben oder weggenommen wurde. Vielleicht werden diese Zeilen auch von Frauen und Männern gelesen, die als Kinder im Lager 226 in Brandenburg waren und nicht nach Rußland deportiert wurden, oder die dort tätig waren. Wenn es uns gelingen würde, wenigstens ein paar Schritte weiter zu kommen, wäre das schon ein Erfolg. Die Frau, die heute den Namen Galina Podistowa trägt, würde sich freuen.

Aber, man kann es ja nicht wissen: Vielleicht gibt es doch wieder einmal ein ganz großes Familienwunder?

Es ist ja Weihnachten!

Eure



Ruth Geede

Wir gratulieren ...

zum 102. Geburtstag

Szeimies, Kurt, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Dünenring 21, 25923 Süderlügum, am 24. Dezember

zum 100. Geburtstag

Rehm, Wolfgang, aus Tilsit, jetzt Surhalf 10, Haus Diana, 24623 Großenaspe, am 25. Dezember

zum 99. Geburtstag

Priebe, Elly, geb. **Unruh**, aus Kahlholz, Kreis Heiligenbeil, jetzt Besler Straße 40 b, 79639 Grenzach-Wylen, am 1. Dezember

zum 98. Geburtstag

Brandner, Reinhold, aus Wickenfeld, Kreis Ebenrode, jetzt Auf der Harf 2, 36304 Alsfeld, am 30. Dezember

Eisenblätter, Elise, geb. **Neumann**, aus Wehlau, Feldstraße, jetzt Hammerstein 28, 59457 Werl, am 4. Januar

zum 97. Geburtstag

Artschwager, Arthur, aus Sprosserweide, Kreis Elchniederung, jetzt Rienstraße 2, 27339 Felde, am 2. Januar

Grabowski, Alma, geb. **Heybutzki**, aus Groß Schläfken, Kreis Neidenburg, jetzt Karl-Marx-Damm 44 a, 15526 Badaarow, am 28. Dezember

Kloß, Gertrud, aus Talussen, Kreis Lyck, jetzt Grabenstraße 1, 59320 Ennigerloh, am 27. Dezember

Ruth, Magda, geb. **Stunkat**, aus Trammen, Kreis Elchniederung, jetzt Goldammerweg 2, 40670 Meerbusch, am 5. Januar

zum 96. Geburtstag

Gronau, Elfriede, geb. **Vogel**, aus Großudertal, Kreis Wehlau, jetzt Manteuffelstraße 15, 12203 Berlin, am 3. Januar

Mrusek, Ewald, aus Tapiau, Schloßstraße, Kreis Wehlau, jetzt Hockenstraße 84, 28717 Bremen, am 26. Dezember

zum 95. Geburtstag

Brand, Hildegard, aus Lyck, jetzt Vor dem Brückentor 4, 37269 Eschwege, am 6. Januar

Eggert, Else, geb. **Rabe,** aus Wehlau, Kirchenstraße, jetzt Spiekershäuser Straße 8, 34266 Niestetal, am 29. Dezember

Klautke, Gertrud, geb. **Grundmann**, aus Venedien, Kreis Mohrungen, jetzt Finkenweg 1, 51789 Lindlar, am 26. Dezember

Reypa, Gustav, aus Aulacken, Kreis Lyck, jetzt Sieben-Planeten-Straße 39, 58454 Witten, am 30. Dezember

Schulz, Wilhelm, aus Wolittnick, Kreis Heiligenbeil, jetzt Hoher Weg 2, 23554 Lübeck, am 29. Dezember

Wiese, Erna, geb. **Rempel**, aus Wehlau, Gartenstraße, jetzt Heckenweg 6, 73730 Esslingen, am 6. Januar

Wiludda, Helene, geb. **Brandt**, aus Alt Kriewen, Kreis Lyck, jetzt Tückinger Wald 3, 58135 Hagen, am 2. Januar

zum 94. Geburtstag

Dilba, Benno, aus Treuburg, Lötzener Straße 2, jetzt Graf-Adolf-Straße 73, 51065 Köln, am 6. Januar

Plewe, Blanka, aus Seehöhe, Kreis Lötzen, jetzt Am Springerberg 20, 49214 Bad Rothenfelde, am 27. Dezember

Saruski, Emma, geb. **Sbresny**, aus Siegersfeld, Kreis Lyck, jetzt Grabenstraße 1, 59320 Enningerloh, am 2. Januar

zum 93. Geburtstag

Althoff, Wilhelm, aus Keipern, Kreis Lyck, jetzt Jahnstraße 14, 32602 Vlotho, am 6. Januar

Blaskowitz, Ida, geb. **Sowa**, aus Orlau, Skurpien, Kreis Neidenburg, jetzt Brandströmstraße 16, 50189 Elsdorf, am 24. Dezember

Bratka, Charlotte, geb. **Piepirs**, aus Bischofsburg, Kreis Rößel, jetzt Kastorstraße 14, 56068 Koblenz, am 1. Januar

Doll, Helene, geb. **Schulz**, aus Kleindünen, Kreis Elchniederung, jetzt Altengammer Hausdeich 34, 21039 Hamburg, am 26. Dezember

Kleinewalter, Gerda, geb. **Kullick**, aus Lyck, jetzt an der Kanzlei 4, 24972 Steinbergkirche, am 3. Januar

Klimaschewski, Gustav, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Kirchberg 2, 06420 Dalena, am 1. Januar

Kryschak, Eduard, aus Scharfenrade, Kreis Lyck, jetzt Richtweg 20, 28844 Weyhe, am 28. Dezember

Müller, Rudolf aus Schellendorf, Kreis Ebenrode, jetzt Brahmsstraße 5, 67011 Ludwigshafen, am 28. Dezember

Schetat, Hedwig, geb. **Simon**, aus dem Kreis Elchniederung, jetzt Juri-Gagarin-Ring 3/1006, 99084 Erfurt, am 2. Januar

zum 92. Geburtstag

Bacher, Lydia, geb. **Petrautzki**, aus Scharfeneck, Kreis Ebenrode, jetzt Erikastraße 2, 64668 Rimbach, am 26. Dezember

Beschnidt, Lieselotte, geb. **Trojan**, aus Jürgenau, Kreis Lyck, jetzt Blumenauer Weg 46, 27578 Bremerhaven, am 5. Januar

Dießelberg, Christel, geb. **Brodowski**, aus Lyck, jetzt Cranachstraße 17/18, 12157 Berlin, am 28. Dezember

Diesing, Emil, aus Garbassen, Kreis Treuburg, jetzt Schützenstraße 4, 46119 Oberhausen, am 3. Januar

Jonas, Anna, geb. **Goldack**, aus Rainfeld, Kreis Lötzen, jetzt Holzmindener Straße 26 b , 12347 Berlin, am 6. Januar

Jung, Bringfriede, geb. **Peglow**, aus Lötzen, jetzt Bahnhofstraße 33, Apt. 512, 74864 Fahrenbruch, am 5. Januar

Kadow, Johanna, geb. **Gollub**, aus Almen, Kreis Ebenrode, jetzt Devenerweg 4, 17192 Altschloen, am 31. Dezember

Neumann, Helene, aus Ortelsburg, jetzt Hirschberger Weg 1, 48431 Rheine, am 30. Dezember

Nürge, Frieda, geb. **Denda**, aus Ortelsburg, jetzt Kuckuckstraße 5, 29225 Celle, am 24. Dezember

Potten, Ruth, geb. **Wichmann**, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Ruebenstraße 49, 58636 Iserlohn, am 25. Dezember

Reuter, Hildegard, geb. **Paulson**, aus Taplacken, Kreis Wehlau, jetzt Ulmenstieg 6, 24568 Kaltenkirchen, am 25. Dezember

Thiede-Kleiber, Gabriele, geb. **Tetzlaff**, aus Lötzen, jetzt Lettengasse 5, 79379 Müllheim-Niederw. am 2. Januar

Weber, Hanna, geb. **Bohl**, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Im Dorffeld 1 A, 42799 Leichlingen, am 31. Dezember

zum 91. Geburtstag

Alzuhn, Erich, aus Hohenberge, Kreis Elchniederung, jetzt Seestraße 13, 23898 Kühsen, am 6. Januar

Falkenau, Herta, geb. **Klooß**, aus Goldbach, Kreis Wehlau, jetzt Parkstraße 4, 42697 Solingen, am 24. Dezember

Gogolla, Heinrich, aus Friedrichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Schonnebecker Straße 91, 45884 Gelsenkirchen, am 28. Dezember

Hermann, Elisabeth, geb. **Blasko**, aus Albrechtsfelde, Kreis Treuburg, jetzt Feldstraße 18, 32108 Bad Salzuflen, am 4. Januar

Hölger, Grete, aus Iwenheide, Kreis Elchniederung, jetzt Platz Lugaregatan 10, 26533 Astorp, Schweden, am 31. Dezember

Janowski, Antonie, geb. **Wierutsch**, aus Masuren, Kreis Treuburg, jetzt Reuterkoppel 17, 24223 Raisdorf, am 2. Januar

Krisch, Gertrud, geb. **Stadie**, aus Birkenwalde, Kreis Lyck, jetzt Bungers Hof 11, 30855 Langenhagen, am 3. Januar

Lojewski, Johanna, aus Lübeckfelde, Kreis Lyck, jetzt Nahburger Straße 21, 92245 Kümmersbruck, am 27. Dezember

Malek, Syna, geb. **Steinke**, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Kiefernweg 14, 75417 Mühlacker, am 24. Dezember

Moldehn, Horst, aus Kobulten, Kreis Ortelsburg, jetzt Brieger Weg 11, 38642 Goslar, am 26. Dezember

Müller, Siegfried, aus Tapiau, Sudermannstraße, Kreis Wehlau, jetzt Am Stühbusch 46, 21540 Nottendorf, am 28. Dezember

Sujatta, Helene, aus Seebrücken, Kreis Lyck, jetzt Münsterweg 12, 59269 Beckum, am 1. Januar

Wyphal, Irmtraud, geb. **Kuschel**, aus Osterode, jetzt Oldenburger Landstraße 10, 23701 Eutin, am 28. Dezember

zum 90. Geburtstag

Becker, Ella, geb. **Erdt**, aus Monken, Kreis Lyck, jetzt Bockhorst 66, 22589 Hamburg, am 6. Januar

Burdach, Christa, geb. **Papst v. Ohain**, aus Passeheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Drachenfels-Straße 72, 53639 Königswinter, am 27. Dezember

Gebert, Walter, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt Kaiserstraße 91, 45468 Mülheim, am 1. Januar

Haase, Helene, geb. **Hübert**, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Stettiner Straße 6, 74889 Sinsheim, am 30. Dezember

Lemke, Erich, aus Rohmanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Freiberger Straße 48, 59558 Lippstadt, am 29. Dezember

Riedel, Hildegard, aus Rostken, Kreis Lyck, jetzt Ichenhauser Straße 28 1/2, 89312 Günzburg, am 3. Januar

Rogat, Walter, aus Birkenheim, Kreis Elchniederung, jetzt Berchemallee 130, 58285 Gevelsberg, am 29. Dezember

Sagorski, Hilde, geb. **Broszio**, aus Rodenau, Kreis Lötzen, jetzt Gleiwitzer Straße 49, 56566 Neuwied-Block, am 6. Januar

Salewski, Elly, geb. **Riechert**, aus Treuburg, Lötzener Straße 12, jetzt Moltkestraße 16, 23611 Bad Schwartau, am 1. Januar

Schink, Christel, geb. **Walendy**, aus Lyck, Königin-Luise-Platz 14, jetzt am Forstkreuz 10, 56639 Königswinter, am 24. Dezember

Stöss, Gertraut, geb. **Riemann**, aus Tapiau, Neustraße, Kreis Wehlau, jetzt Schellenbergstraße 3, 87534 Oberstaufen, am 6. Januar

Szotowski, Lisbeth, geb. **Romoth**, aus Bärengrund, Kreis Treuburg, jetzt Bürgermeister-Drews-Straße 16, 24119 Kronshagen am 27. Januar

Wöhrmann, Margarete, geb. **Gaus**, aus Neuendorf, Kreis Elchniederung, jetzt Emil-Barth-Straße 112, 40595 Düsseldorf, am 3. Januar

zum 85. Geburtstag

Block, Otto, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Dassower Weg 3, 23568 Lübeck, am 25. Dezember

Bohl, Paula, geb. **Brinkmann**, aus Groß Hoppenbruch, Kreis Heiligenbeil, jetzt Gartenstraße 3, 33818 Leopoldshöhe, am 2. Dezember

Bordan, Ella, geb. **Schimanski**, aus Barzdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Auenstraße 23, 97456 Dittelbrunn, am 30. Dezember

Brachmann, Gertrud, geb. **Bronzio**, aus Herzogskirchen, Kreis Treuburg, jetzt St. Ilgener Straße 58, 69181 Leimen, am 1. Januar

Brackhaus, Heinz, aus Klein Friedrichsgraben, Kreis Elchniederung, jetzt Dorfstraße 7, 16356 Willmersdorf, bei Bernau, am 5. Januar

Cernobrowenka, Gertrud, geb. **Kunz**, aus Jagsten, Kreis Elchniederung, jetzt Kösliner Straße 10, 33605 Bielefeld, am 3. Januar

Dorß, Annemarie, geb. **Buhl**, aus Maschen, Kreis Lyck, jetzt Mellinger Straße 12, 31141 Hildesheim, am 1. Januar

Ebert, Maria, geb. **Sewzyk**, aus Luckau, Kreis Ortelsburg, jetzt Karl-Marxs-Straße 34, 38855 Wernigerode, am 26. Dezember

Fausen, Frieda, geb. **Klatt**, aus Schulkeim, später Moritten, Kreis Labiau, jetzt Bahnhofstraße 5, 89415 Lauingen, am 29. Dezember

Glomb, Horst, aus Vierbrücken, Kreis Lyck, jetzt Widdelswehrster Straße 10, 26725 Emden, am 26. Dezember

Glonke, Ursel, geb. **Schweichler**, aus Hasselpusch, Kreis Heiligenbeil, jetzt Uferstraße 91, 53859 Niederkassel. Lylsdorf, am 26. Dezember

Habermann, Irmgard, geb. **Cymek**, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Kerschensteinerstraße 9, 51373 Leverkusen, am 29. Dezember

Hansch, Ewald, aus Ittau, Kreis Neidenburg, jetzt Berghof, 55767 Buhlenberg, am 31. Dezember

Hedrich, Margarete, geb. **Lutz**, aus Wiesengrund, Kreis Lyck, jetzt Dorlarer Straße 3, 35576 Wetzlar, am 4. Januar

Heibutzki, Otto, aus Krupinnen, Kreis Treuburg, jetzt Schwarzenbeker Ring 33 b, 22149 Hamburg, am 4. Januar

Hellwig, Hildegard, geb. **Blöck**, aus Wehlau, Pogegener Straße, jetzt Bensberger Straße 320, 51503 Rösrath, am 6. Januar

Höppner, Ilse, geb. **Tobleck**, aus Poppendorf, Kreis Wehlau, jetzt Hilgenweg 17, 45721 Haltern, am 6. Januar

Kim, Elisabeth, geb. **Bramann**, aus Gronwalde, Kreis Elchniederung, jetzt 94-1476 Lanikuhana Ave., App. 537, 96789 Mililani, Hawaii, USA, am 30. Dezember

Krehl, Georg, aus Allenburg, Herrenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Schloßwiesenstraße 5, 72525 Münsingen, am 31. Dezember

Kuehl, Elsbeth, geb. **Biallas**, aus Stosnau, Kreis Treuburg, jetzt Bremecker Weg 22 a, 58515 Lüdenscheid, am 4. Januar

Kutzborski, Willi August, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt Glücksburger Straße 6, 22769 Hamburg, am 31. Dezember

Loung, Emma, geb. **Katzmarski**, aus Wilhelmsthal, Kreis Ortelsburg, jetzt Kaiserstraße 25, 58332 Schwelm, am 31. Dezember

Lubbe, Elli, geb. **Ammoser**, aus Wehlau, jetzt Steeler Straße 79, 45885 Gelsenkirchen, am 4. Januar

Maak, Helene, geb. **Allies**, aus Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Theodor-Storm-Straße 4-6, 24601 Wankendorf, am 24. Dezember

Möller, Emma, geb. **Langanke**, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Ernst-Meyer-Allee 14, 29225 Celle, am 29. Dezember

Mühlfellner, Edith, geb. **Broszeit**, aus Gronwalde, Kreis Elchniederung, jetzt Druckerkehre 4, 12355 Berlin, am 4. Januar

Munz, Betty, geb. **Kurbjuweit**, aus Grünhausen, Kreis Elchniederung, jetzt Josef-Schröder-Straße 75 A, 33098 Paderborn, am 26. Dezember

Nagel, Werner, aus Kallen, Kreis Samland, jetzt Berliner Ring 10, 24594 Hohenwestedt, am 24. Dezember

Paech, Helga, geb. **Bendig**, aus Schackwiese, Kreis Elchniederung, jetzt Dorfstraße 7, 16356 Willmersdorf bei Bernau, am 5. Januar

Reinke, Eva, aus Tapiau, Wagner-Straße, Kreis Wehlau, jetzt Ilsenburger Straße 42, 38667 Bad Harzburg, am 4. Januar

Rissel, Gerda, geb. **Narwill**, aus Königsberg, Sternwartstraße 1, jetzt Elbersstraße 6, 42277 Wuppertal, am 28. Dezember

Ruchatz, Kurt, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Salvador-Allende-Straße 35, 14974 Ludwigsfelde, am 27. Dezember

Schawaller, Ella, aus Rehbusch, Kreis Ebenrode, jetzt August-Bebel-Allee 5, 23992 Neukloster, am 29. Dezember

Schumacher, Christel, geb. **Swillims**, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Kalkofenweg 19/5, 71263 Weil der Stadt, am 30. Dezember

Stachorra, Gerhard, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Leopold-Lucas-Straße 52, 35037 Marburg, am 29. Dezember

Suhr, Elfriede, geb. **Allenberg**, aus Kallen, Kreis Samland, jetzt Zum Beelande 14, 49744 Geeste, am 3. Januar

Ueberschär, Liselotte, aus Ludwigsort, Kreis Heiligenbeil, jetzt Notiserweg 15, 26409 Wittmund, am 30. Dezember

Vesper, Charlotte, geb. **Balewski**, aus Klein Schläfken, Kreis Neidenburg, jetzt Hasselbrookstraße 28, 22089 Hamburg, am 31. Dezember

Vondenstein, Edith, geb. **Dotzek**, aus Treuburg, Holländerstraße 1, jetzt Lenneplatz 11, 44807 Bochum, am 4. Januar

Walther, Else, geb. **Kirstein**, aus Lyck, jetzt Bergstraße 16, 36358 Herbstein, am 4. Januar

Weigend, Christel, geb. **Reinhold**, aus Ebenfelde, Kreis Lyck, jetzt Vulkanstraße 14, 28755 Bremen, am 24. Dezember

Wildfang, Erna, geb. **Urban**, aus Wappendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Binnensee 3, 23769 Burg Neue-Tiefe, am 31. Dezember

zum 80. Geburtstag

Blum, Heinrich, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Grützenberger Straße 2, PF 1121, 51588 Nürnberg, am 1. Januar

Bublies, Herbert, aus Kischen, Kreis Elchniederung, jetzt Im Wolfskampe 33, 30539 Hannover, am 26. Dezember

Czybulka, Otto, aus Langheide, Kreis Lyck, jetzt Fontanestraße 45, 42657 Solingen, am 29. Dezember

Dems, Christel, geb. **Froelian**, aus Lyck, Hindenburgstraße 24, jetzt Büttenberger Straße 28, 58256 Ennepetal, am 25. Dezember

Dietschmann, Erika geb. **Thomas**, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Hauptstraße 21, CH-4528 Zuchwil, am 28. Dezember

Domhoff, Annelise, geb. **Borbe**, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt 381 Highway 20 N, 82443 Thermopolis, WY., USA, am 3. Januar

Dullisch, Alfons, aus Rummau-West, Kreis Ortelsburg, jetzt Erlen 8 A, 45701 Herten, am 25. Dezember

Edelhagen, Irene, geb. **Juries**, aus Inse, Kreis Elchniederung, jetzt Heyestraße 72, 40625 Düsseldorf, am 1. Januar

Gaedtke, Gertrud, aus Lindental, Kreis Elchniederung, jetzt Bochumer Straße 238, 45661 Recklinghausen, am 4. Januar

Gamarra Hedwig, geb. **Schiffkowski**, aus Schönhöhe, Kreis Ortelsburg, jetzt 2369 Seneca-Street, Buffalo, NY 14210 USA, am 27. Dezember

Göbel, Hermann, aus Kischen, Kreis Elchniederung, jetzt Straße der Freundschaft 7, 23942 Harkensee, am 28. Dezember

Goth, Werner, aus Probethen und Sarkau, Kreis Fischhausen, jetzt Elligerbrinkstraße 6, 31073 Delligsen, am 27. Dezember

Gothan, Eva-Charlotte, geb. **Matheuszik**, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Wörthstraße 9, 33607 Bielefeld, am 5. Januar

Grikscheit, Rudi, aus Loye, Kreis Elchniederung, jetzt Elchweg 3, 31303 Burgdorf, am 4. Januar

Grimmek, Erich, aus Kreuzfeld, Kreis Lyck, jetzt Voßstraße 11, 10117 Berlin, am 25. Dezember

Grupp, Edith, geb. **Thomas**, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Amselweg 19, 73249 Wernau, am 28. Dezember

»Wir gratulieren ...« Fortsetzung auf Seite 23

»Wir gratulieren« auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Kleines Preisrätsel



In der heutigen Weihnachtsausgabe findet sich die traditionelle Anzeige der Ostpreußischen Kulturstiftung mit ihren Einrichtungen in Lüneburg und Ellingen. Als Motiv dient wiederum eine Winteransicht aus der Heimat. Wer die Stadt erkennt und rasch eine Postkarte mit diesen Angaben an die **Ostpreußische Kulturstiftung, Postfach 17, 91791 Ellingen**, schickt, kann eine von zehn Geschenkpackungen Königsberger Marzipan gewinnen.

Einsendeschluss ist der 31. Dezember 2007; der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Stefan Hein. Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@gmx.de

BJO – Der Bund Junges Ostpreußen in der LO wünscht allen Landsleuten und Heimatfreunden ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest. Ein herzlicher Dank gilt all unseren Mitstreitern und Förderern, die sich aktiv an der Jugendarbeit der LO beteiligt haben und sich damit um die Zukunft der Heimat verdient gemacht haben. Wir wünschen allen ein friedliches und gesundes neues Jahr 2008. Ostpreußen lebt! stellvertretender Bundesvorsitzender Alexander Bauknecht, Bundesvorsitzender Stefan Hein, stellvertretende Bundesvorsitzende Aneta Maciag. Besuchen Sie uns unter: www.ostpreussen-info.de.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen-Nord – Am 10. Mai fährt die Gruppe mit dem Bus zum Deutschlandtreffen nach Berlin. Fahren Sie doch einfach mit. Anmeldungen bitte bis zum 10. Januar 2008 bei W. Schröder, Telefon (04 21) 48 34 24.

Bremerhaven – Freitag, 18. Januar, 12.30 Uhr, Kohl- und Pinkelessen in der Gaststätte Am Bürgerpark. Die Wanderer treffen sich schon um 11.30 Uhr am Eingang Bürgerpark. Anmeldungen bis zum 10. Januar 2008 unter Telefon 8 61 76. – Die Gruppe feierte ihr 81. Stiftungsfest, und damit die Gründung des „Vereins heimattreuer Ostpreußen an der Unterweser“ am 13. Oktober 1926. Der Gründungsvorsitzende Gustav Knuth führte den in beidem Städten Wesermünde und Bremerhaven angesehenen Verein bis zum Zweiten Weltkrieg und weiter nach der Wiederzulassung von Vereinen durch die Besatzungsmächte im Jahre 1948. 1951 erfolgte auf Grund der vielen Neuzugänge von Flüchtlingen und Vertriebenen aus Ost- und Westpreußen eine Namensänderung in „Landsmannschaft Ost- und Westpreußen e. V.“. Am 9. September 1953 beschloß die Stadtverordnetenversammlung eine Patenschaft für die westpreußische Stadt Elbing, am 9. Januar 1954 eine Verbindung zum Landkreis Elbing. Die Wilhelm-Raabe-Schule übernahm die Patenschaft für alle Schulen in Stadt und Landkreis Elbing. Am 16. Mai 1954 wurde die Patenschafts-Urkunde von OB Hermann Gullasch an den Vorsitzenden der Westpreußen vor 4000 ostdeutschen Landsleuten aus dem gesamten Bundesgebiet und West-Berlin feierlich in der Haupthalle des alten Columbusbahnhofs überreicht. Zum 75jährigen Jubiläum der Landsmannschaft im Jahre 2001 verfaßte Barbara Sandmann eine umfangreiche Chronik der Höhepunkte der Vereinslebens in Bremerhaven. Im Jahre 2004 veranstaltete die Gruppe anläßlich des 50. Jahrestags der Patenschaft eine interessante Ausstellung über Elbing in der Aula der Willhelm-Raabe-Schule sowie nach einem Erinnerungs-Gottesdienst mit Pastor Frank Mühring eine Kranzniederlegung an der Elbing-Gedenktafel im Vorraum der Großen Kirche in Mitte. Die 80-Jahrfeier im letzten Jahr im BEW geriet zu einer würdigen Veranstaltung mit dem Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Wilhelm v. Gottberg, dem Rosenau-Trio und Munin Brust, dem Sohn des Komponisten des Ostpreußenliedes, Herbert Brust. Soweit der Kurzbericht der Vorsitzenden Marita Jachens-Paul über das wechselvolle Schicksal der Gruppe in den 81 Jahren ihres Bestehens. Mit einer gemeinsamen Kaffeetafel endete der offizielle Teil. Anschließend trug Senior-Chef „Don Alfredo“ Kruse auf plattdeutsch das Erntegedicht „Backen Plummen“ sowie das „Oktoberlied“ von Theodor Storm vor. Vor den beiden Heimatliedern hörte man, vorgelesen von Klaus Eichholz, die Erzählungen sowie das Gedicht „Ich weiß ein Land ...“ (Barbara Sandmann). Dann gab die Akkordeongruppe des Barlch-Hauses die Tanzfläche frei. Den Reigen eröffneten Irmgard Poller und Werner Wedell. Zwischendurch wurde Bowle ausgeschenkt. Abschließend warb Frau Jachens-Paul für das „Deutschlandtreffen der Ostpreußen in Berlin“



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonnabend, 29. Dezember, 14 Uhr, Brauchtumsveranstaltung der ost- und mitteldeutschen Landsmannschaften im Haus der Heimat, Teilfeld 1 (gegenüber der S-Bahnstation Stadthausbrücke). Leitgedanke der Veranstaltung sind die verschiedenen Bräuche zum Ende und Anfang des Jahres – vom Memelland bis zum Sudetenland. – Sonntag, 17. Februar, 14 Uhr, Fahrt zur Dittchenbühne zum Besuch der Theateraufführung „Die Weber“ von Gerhart Hauptmann. Abfahrt des Busses um 14 Uhr ab Kirchenallee (Hauptbahnhof), Kaffeetrinken 15 Uhr, Theateraufführung 16 Uhr, Rückfahrt gegen 18.30 Uhr. Gesamtpreis einschließlich Kaffeetafel 26 Euro (ohne Busfahrt 16 Euro). Anmeldung bei W. Bridszuhn, Telefon (0 40) 6 93 35 20.

BEZIRKSGRUPPEN

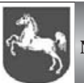
Hamburg / Billstedt – Dienstag, 8. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Ärztehaus, Restaurant, Möllner Landstraße 27, 22111 Hamburg. Gäste willkommen. Anmeldung bei Amelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Hanau – Mittwoch, 9. Januar, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Café Menges.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Braunschweig – Die Gruppe wird Pfingsten 2008 zum Deutschlandtreffen nach Berlin fahren. Hinfahrt am Sonnabend, Rückfahrt am Sonntag. Vermutlich gibt es in der Nähe von Braunschweig Landsleute, die eine Mitfahrgelegenheit suchen. Die Braunschweiger Gruppe nimmt gerne Gäste mit. Melden Sie sich vorsorglich schon an. Anmeldungen bei Horst Neumann, Wendenring 14, 38114 Braunschweig, Telefon (05 31) 33 86 40.

Helmstedt – Donnerstag, 3. Januar, 8.30 Uhr, Treffen zur wöchentlichen Wassergymnastik im Hallenbad. Auskunft erteilt Helga Anders, Telefon (0 53 51) 91 11.

Osnabrück – Mittwoch, 2. Januar, 16.45 Uhr, Kegeln im Hotel Ibis.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Donnerstag, 3. Januar, 15 Uhr, Gesprächskreis der Königsberger und Freunde der ostpreußischen Hauptstadt in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock. – Montag, 7. Januar, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Willhelmstraße 16, 6. Stock.

Haltern – Sonntag, 13. Januar, 16 Uhr, Jahreshauptversammlung mit Neuwahl des Vorstandes und anschließendem Abendessen in der Gaststätte „Kolpingtreff“.

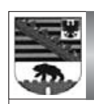
Remscheid – Die Gruppe plant vom 8. bis 10. Mai 2008 eine gemeinsame Busfahrt mit Rahmenprogramm zum Deutschlandtreffen in Berlin. Vorrangig ist der Besuch des Deutschlandtreffens, jedoch ist für den 8. und 9. Mai neben einer Stadtrundfahrt auch ein Besuch in Potsdam vorgesehen. Für den freien Abend stehen Möglichkeiten wie zum Beispiel Wintergarten oder Friedrichstadtpalast offen. Karten dafür können gebucht werden. Das Programm kann jedoch noch Änderungen erfahren. Das Hotel, mit komfortablen Zimmern, liegt im Zentrum zwischen Kurfürstendamm und Potsdamer Platz. Die Reservierung der Zimmer erfordert eine möglichst baldige Entscheidung seitens interessierter Landsleute und Gäste. Wer möchte sich aus dem Raum Remscheid und Umgebung anschließen? Nähere Auskunft erteilt Frau Nagorny, Telefon 6 21 21.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Neustadt a. d. W. – Bei dem Treffen der Gruppe konnte Manfred Schusziara neben den vielen Landsleuten auch Vertreter der befreundeten Gruppen begrüßen. Der Tenor Erich Lemke, der von Christel Ochsenreither auf dem elektrischen Klavier begleitet wurde, erfreute die Besucher mit herrlichen Liedern. Der Erste Vorsitzende erinnerte daran, daß Flucht und Vertreibung ein nachhaltiger Teil der eigenen Geschichte sind. Zeitzeugenberichte, die auch die Mitglieder der Gruppe aufschreiben sollten, verpflichten alle, die Vertreibung von Menschen zu ächten, wo immer sie auch geschehen mag. Hierzu kann das geplante „Zentrum gegen Vertreibungen“ die Vorbehalte gegen die Flüchtlinge abbauen und dient außerdem der geschichtlichen Wahrheit über Flucht und Vertreibung. Es muß ein Rückkehrrecht in die angestammte Heimat geben, denn das EU-Recht garantiert die freie Wahl des Wohnsitzes in seinem Geltungsbereich. Die diesjährige Spende (265 Euro) der Gruppe wird je zur Hälfte für die Restaurierung des Ostpreußenbrunnens im Arnweiler Forst und für die Errichtung des „Zentrums gegen Vertreibungen“ aufgeteilt.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Magdeburg – Freitag, 4. Januar, 16 Uhr, Singproben im TuS Neustadt, Sportplatz. – Dienstag, 8. Januar, 13.30 Uhr, Treffen der „Stickerchen“ in der Immermannstraße. – Dienstag, 8. Januar, 16.30 Uhr, Treffen des Vorstandes in der Gaststätte Post.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Kiel – Montag, 24. Dezember, 12 Uhr, Turmblasen vom Balkon der „Kieler Nachrichten“. Die Königsberger Tradition des Turmblasens lebt in diesem Brauch in Kiel weiter. Es erklingen Weihnachtslieder und Choräle durch ein Bläserquartett. – Sonntag, 30. Dezember, 16 Uhr, festliches Weihnachtskonzert in der katholischen Kirche St. Nikolaus, Rathausstraße, Kiel. Das Konzert findet unter der Mitwirkung des Sinfonieorchesters Kaliningrad / Königsberg, Leitung Arkadi Feldmann und Kirchenmusikdirektor Robert Dears, statt. Kartenvorverkauf: Streiber und Kirchenkai, Rathausstraße 5, 10 bis 18 Uhr. – Montag, 31. Dezember, 18 Uhr, Turmblasen vom Balkon der „Kieler Nachrichten“.

Neumünster – Mittwoch, 9. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Restaurant am Kantplatz. Hajo Westphal referiert über „Schicksalsjahre – Erlebnisse: Vergessen, verdrängt oder verarbeitet?“

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 22. Dezember, 21.20 Uhr, n-tv: Die letzte Fahrt der Wilhelm Gustloff.

Sonntag, 23. Dezember, 19.30 Uhr, ZDF: Terra X – Der Nibelungen-Code (1/2).

Sonntag, 23. Dezember, 20.05 Uhr, N24: Das letzte Gefecht der Bismarck.

Sonntag, 23. Dezember, 20.40 Uhr, Arte: El Cid.



Allen Landsleuten im In- und Ausland wünschen wir ein frohes, besinnliches Weihnachtsfest, und ein gesundes Jahr 2008. Mögen Ihre Wünsche, die kleinen und vielleicht auch die großen Wünsche, in Erfüllung gehen.

Wir freuen uns auf ein Wiedersehen in Berlin.

Kreisgemeinschaft Angerapp (Darkehmen)

Edeltraut Mai	Herbert Schäfer	Doris Bienert
Kreisvertreterin	Kreisältester	Stellv. Kreisvertreterin

Allen bisherigen und künftigen Lesern des zeitgeschichtlichen Dokuments

„So geschah es... 1944 bis 1946“

von Lisbeth Buddrus

danke ich herzlich und wünsche Ihnen ein frohes Weihnachtsfest und für 2008 alles Gute.

Herausgeber: **Hans-Joachim Zimmermann**
Tilsit/Schanzenkrug/Wolfsburg



Meinen Cousinen
Gertrud in Wonigswalde/Miodowko
und Josefa in Alt-Finken/Staré Jablonki
sowie ihren 7 Kindern
wünsche ich ein gesegnetes Weihnachtsfest
und Gesundheit im neuen Jahr 2008.

Kurt Wippich
Jagowstraße 10 · 10555 Berlin · Telefon 0 30 / 3 99 42 33

Ich grüße
meine Tanten Ellen und Erika, geb. Quitzrau
meine Onkel Günther und Harry Quitzrau
nebst ihren Familien und wünsche allen
ein frohes und besinnliches Weihnachtsfest
bei hoffentlich guter Gesundheit.

Karin Minke
Brüder-Winter-Straße 5, 61440 Oberursel/Taunus
bis 1945: Königsberg, Stägemannstraße 64 und Ratshof/Kaphorner Str.

Wessalins Swintenaktins
bhe Zignatans Naunsmettus
Fröhliche Weihnachten
und ein gesegnetes Neujahr wünscht

Preußen-Stiftung TOLKEMITA
Am Neuen Markt 9d · 14467 Potsdam
Museumszeiten: Sa., So. 13–16 Uhr November – März
15–18 Uhr April – Oktober

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



EBENRODE (STALLUPÖNEN)

Kreisvertreter: Helmut Friske, Telefon (03 34 38) 6 04 87, Bernauer Str. 6, 15345 Altlandsberg. Geschäftsstelle: Brigitta Heyser, Telefon (0 51 91) 97 89 32, Billungstraße 29, 29614 Soltau

Trauer um „Sylt Mutter“ – Im gesegneten Alter von 96 Jahren starb am 15. November 2007 Charlotte Schweighöfer geb. Schaudinn. Sie stammte aus Egglenischken, Kirchspiel Kassuben, wo sie bis zur Flucht im Januar 1945 mit ihrer Familie den elterlichen Gutshof betrieb. Charlotte Schweighöfer war ihrer Heimat stets verbunden. Als es wieder möglich war, ins nördliche Ostpreußen zu reisen, konnte sie ihren Kindern den Ort ihrer Wurzeln nahe bringen. In der Zeit von 1958-1971 betreute sie Kinder und Jugendliche aus dem Kreis Stallupönen in Ferienfreizeiten auf der nordfriesischen Insel Sylt. Diese Zeltlager wurden durch die Patenstadt Kassel ermöglicht. Von allen liebevoll „Sylt Mutter“ genannt, wird sie vielen damaligen Kindern noch in guter Erinnerung sein.



GERDAUEN

Kreisvertreter: Arnold Schumacher, Hüttenstraße 6, 51766 Engelskirchen, OT Ründeroth, Telefon (0 22 63) 90 24 40. Geschäftsstelle: Beatrix Schumacher, Hüttenstraße 6, 51766 Engelskirchen, OT Ründeroth, Telefon / Fax (0 22 63) 90 24 40, Mobiltelefon (01 77) 4 23 37 55, E-Mail: geschaefts-stelle@kreis-gerdauen.de

Gerdauen-Wappen lebt weiter – Nachdem im Herbst 2004 bereits Nordenburg (Krylowo) die Genehmigung für die Fortführung seines historischen Wappens mit dem Motiv aus dem 15. Jahrhundert erhalten hatte, kann nun auch unsere Kreisstadt Gerdauen (Schelesnodroschnij / Eisenbahnstadt) das alte Stadtwappen weiterführen! Dies wurde von der Gerdauener Administration unserer scheidenden Heimatbriefredakteurin Anita Motzkus jetzt mitgeteilt. Bereits am 4. Juli 2008 sei der Stadt vom Heraldischen Rat in St. Petersburg die Genehmigung für das Fortführen des „Gerdauen-Wappens“ und der „Gerdauen-Flagge“ erteilt worden. Auf dem Gerdauener Stadtfest am 14. Juli dieses Jahres sei das Stadtwappen der Bevölkerung und den Gästen vorgestellt worden. Das Wappenbild sei absolut identisch mit dem historischen, seit dem Mittelalter benutzten Stadtwappen. Es zeigt in Silber unter einem roten gotischen Zierbogen St. Paulus und St. Petrus stehend, beide gemeinschaftlich einen großen goldenen Schlüssel, St. Paulus außerdem ein gestürztes Schwert in der rechten Hand haltend. Eine bewegende Tatsache!

Weitere Mitteilungen – Gleichzeitig mit dem Stadtfest habe der zweite Gebietsmotorcross-Wettkampf stattgefunden. Die Stadt hoffe, daß diese Veranstaltung sich traditionell weiterentwickelt und daß in Zukunft auch internationale Wettkämpfe dort stattfinden können. Am 29. September diesen Jahres habe das Stadtfest von Nordenburg stattgefunden. Bei der Organisation und Durchführung hätten die Gemeinschaft der Nordenburger Schule und örtliche Unternehmer große Hilfe geleistet. – Am 7. Oktober schließlich habe man das große Erntedankfest in Gerdauen, ein bedeutendes Ereignis, mit einem sehr umfangreichen, interessanten Programm gefeiert. Die Organisatoren dieses Festes seien der neue Landwirtschaftsbetrieb im Gebiet Gerdauen „Nowoje Pole“ und das Deutsch-Russische Haus gewesen. – Trotz existierender Probleme werde die ehrenamtliche Arbeit mit dem Ziel, den Wohn- und Lebenskomfort in Gerdauen und den angrenzenden kleinen Siedlungen zu heben, von der Amtsverwaltung fortgesetzt. In diesem Jahr sei die Straßendecke der Straßen Pogranitschnaj (parallel zur Lüdinghausenstraße) und Karla Marxa (Zoppoter Weg) repariert worden. Die Arbeiten an einem neuen Fußweg in der Hindenburgstraße (Tschernjachowskogo) entlang dem Marktplatz bis zur Biegung nach Lipnjki (Trausen) seien abgeschlossen. – Die Stadt Gerdauen habe in diesem Jahr an dem Gebietspreisausschreiben „Gut eingerichtete Siedlung“ teilgenommen und den zweiten Platz eingenommen. Auch seien Teilnehmern für ihre Bemühungen um Qualität und Ausstattung der Mittelschule Nordenburg und des Kinderheim-Internats in Nordenburg anerkennende Preise überreicht worden. Positive Meldungen, über die wir uns mitfreuen.



JOHANNISBURG

Kreisvertreter: Willi Reck, Georg-Büchner-Straße 7, 31224 Peine, Telefon (0 51 71) 80 59 72, Fax (0 51 71) 80 59 73. Schriftführerin: Marlene Gesk, Unewattfeld 9, 24977 Langballig, Tel. (0 46 36) 15 60, Fax (0 46 36) 88 33

Meinungsaustausch mit dem Vorstand der Kreisgemeinschaft Johannisburg – Zu einem Meinungsaustausch trafen sich der Vorstand der Kreisgemeinschaft Johannisburg unter der Leitung des Vorsitzenden Willi Reck mit Kreispräsident Johannes Peters und Landrat Bogislav-Tessen v. Gerlach im Schleswiger Kreishaus. Im Mittelpunkt der Gespräche stand die weitere Ausgestaltung der seit über 50 Jahren bestehenden Patenschaft des Kreises für die Kreisgemeinschaft Johannisburg. Rund 6500 Haushalte heimatvertriebener Johannisburger in ganz Deutschland gehören der Kreisgemeinschaft an. Mit besonderem Interesse nahmen Kreispräsident und Landrat die Ankündigung der Gäste auf, ein umfangreiches Buch über Johannisburg herausgeben zu wollen. Für das Vorhaben signalisierten die Kreisrepräsentanten ihr Unterstützung. Des weiteren wurde über die Zukunft der Ostdeutschen Heimatstube im Flensburger Kreishaus für den Fall beraten, daß es dem Kreis gelingen sollte, seine Liegenschaft in der Waitzstraße zu veräußern. Als eine dann mögliche Option betrachteten die Gesprächspartner die Zusammenführung der Flensburger Sammlung mit dem Heimatmuseum der Ostdeutschen Landsmannschaften in Schleswig. Abschließend dankte Willi Reck Kreispräsident Petersen, Landrat v. Gerlach und den Selbstverwaltungsgremien des Kreises für die beständige Unterstützung der Kreisgemeinschaft in den vergangenen 53 Jahren. Kreispräsident Petersen stellte heraus, daß der stetige Dialog die Patenschaft festige und die Völker verbindende Zusammenarbeit mit dem heutigen Partnerkreis Johannisburg in Polen positive Impulse gebe. Daher werde der Kreis die vertrauensvollen Kontakte mit der Kreisgemeinschaft Johannisburg fortsetzen.

Johannisburger ehren Landrat – Landrat Bogislav-Tessen v. Gerlach ist von der Kreisgemeinschaft Johannisburg mit der Ehrenurkunde und Ehrenspange der Gemeinschaft ausgezeichnet worden. Der Vorsitzende der Kreisgemeinschaft, Willi Reck, verlieh die Auszeichnungen bei einem Meinungsaustausch im Schleswiger Kreishaus. Über 50 Jahre Patenschaft zwischen dem Kreis Schleswig-Flensburg und der Kreisgemeinschaft Johannisburg seien Anlaß, Landrat v. Gerlach für seine Unterstützung und sein Engagement für die Gemeinschaft und die Heimat herzlich zu danken, sagte Willi Reck in seiner Ansprache. Der Kreisgemeinschaft sei es ein besonderes Anliegen gewesen, die Arbeit von Landrat v. Gerlach mit diese Ehrung zu würdigen. Der Landrat nutzte die Zusammenkunft, um Willi Reck einen Scheck für den Deutschen Verein „Rosch“ in Johannisburg zu überreichen. Der Verein habe die

Heimatkreisgemeinschaften Fortsetzung auf Seite 23

Anzeigen



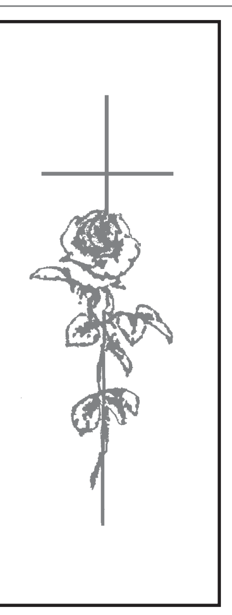
In stiller Trauer haben wir Abschied genommen von unserem lieben Bruder, Schwager und Onkel

Ernst Brack

∗ 13. 9. 1924 Reiffenrode, Kr. Lyck † 2. 12. 2007 Düsseldorf

Erich und Irmgard Brack
Friedel Brack
Manfred und Gertrud Brand, geb. Brack
Wilfried und Hildegard Will, geb. Brack
und Kinder

Erich Brack, Hauptstraße 80, 23611 Bad Schwartau



Anfang und Ende



Der Anfang und das Ende,
Sie reichen sich die Hände,
Und was dazwischen liegt,
Ein Strom, er scheint versiegt.

Am Anfang wundervoll die Zeit,
Als wir im Liebesrausch zu zweit,
In Träumen eingebunden,
Das größte Glück empfunden.



Das Ende hielt für Dich bereit
Ein unvorstellbar schweres Leid;
Ich hab es mitgetragen,
Sah Dich niemals verzagen.

So wie am Anfang, weiß ich jetzt,
Warn wir uns nahe auch zuletzt;
Anfang und Ende lenken
Mein Fühlen und mein Denken

Bis hin zu meinem letzten Tag,
Der mir Erlösung bringen mag
Vom sehnsuchtsvollen Leiden,
Seitdem Du mußtest scheiden.

Hubertus Scheurer

ANFANG UND ENDE
Gedichte für einen geliebten Menschen
Hubertus Scheurer

101 Seiten, € 8,80
Bestell-Nr.: 6483
ISBN: 978-3-8334-8770-5

In seinem neuen Lyrik-Band „Anfang und Ende“ beschreibt Hubertus Scheurer einfühlsam und zugleich zum Denken und Sinnen anregend den Verlust eines geliebten Menschen.

Vor allem jene, die einen vergleichbaren Schicksalsschlag erlitten haben, werden sich in dem einen oder anderen der Gedichte wiederfinden oder den darin zum Ausdruck kommenden und auf diesem Wege verarbeiteten Schmerz nachempfinden können.



Nach einem Leben voller Liebe und Fürsorge entschlief nach schwerer Krankheit mein herzensguter Mann, unser guter Vater, Schwiegervater, Großvater und Urgroßvater

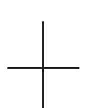
Waldemar Mundt

∗ 15. 8. 1911 in Allenstein (Ostpreußen) † 23. 11. 2007

In tiefer Trauer:
Doris Mundt, geb. Krüger
Ingeborg Scheele, geb. Mundt und Familie
Detlef Mundt und Familie

32756 Detmold, Kestnerstraße 12

Die Urnentrauerfeier fand am Donnerstag, dem 6. Dezember 2007, um 10.00 Uhr in der Kapelle des Waldfriedhofes Kupferberg, Detmold-Heidenoldendorf, statt; anschließend erfolgte die Beisetzung.



Gott, der Herr, hat heute meinen geliebten Mann sanft einschlafen lassen.

Richter i. R.

Herbert Matzkewitz



∗ 16. 1. 1913 in Hartigsberg / Ostpreußen † 4. 12. 2007 in Hildesheim

In Liebe und Dankbarkeit
Gerda Matzkewitz, geb. Fleckenstein

Die Beisetzung fand am Montag, dem 10. Dezember 2007 statt.

Bestattungshaus Gebr. Wechler · Rathausstraße 11
31134 Hildesheim · Telefon 0 51 21 / 2 06 69 99



Rosen erblühten
als wir uns fanden,
Sterne erglühten
als wir uns banden.

Am 5. Dezember 2007 entschlief meine liebe Frau, unsere herzensgute Mutter, Schwiegermutter und Oma

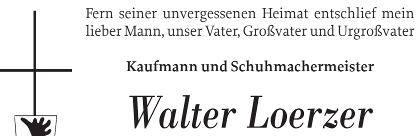
Lisbeth Matrisch

geb. Bobigkeit
aus Labuch, Kreis Rößel

im 82. Lebensjahr.

In Liebe und Dankbarkeit
Wilhelm Matrisch
Astrid und Claus
mit Nico, Malte und Mandy Colleen
Sigrun

Hinterm Stern 29
22041 Hamburg



Fern seiner unvergessenen Heimat entschlief mein lieber Mann, unser Vater, Großvater und Urgroßvater

Kaufmann und Schuhmachermeister

Walter Loerzer

∗ 21. 7. 1919 Goldap/Ostpreußen † 7. 12. 2007 Torgau

In stiller Trauer für alle Angehörigen
Edith Loerzer, geb. Petereit

Traueranschrift:
Edith Loerzer · Neustraße 18 · 04860 Torgau

Hans-Erik Witte

∗ 1. 10. 1931 Braunschweig † 8. 12. 2007 Braunschweig

In Liebe **Ingrid Witte, geb. Lewan**
Gabriele, geb. Witte u. Norbert Germer
Hans-Christian Witte
Stefan u. Monika Witte, geb. Wünsch
Susanne Witte mit Jennifer u. Franziska

Fast dreißig Jahre fuhr er uns in das Land unserer Ahnen.

Ingrid Witte, Köslinstr. 144, 38124 Braunschweig, (05 31 /69 04 16)
Bis 1945 Neidenburg / Ostpreußen, Hindenburgstraße 27.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung von Seite 22

Aufgabe übernommen – hob v. Gerlach hervor – die deutsche Kultur in Masuren aufrechtzuerhalten und Hilfe für bedürftige Menschen zu leisten. Daran beteilige sich der Kreis Schleswig-Flensburg seit Jahren mit einem Zuschuß.



KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

Ostpreußen-Kalender 2008 – Auch für das Jahr 2008 hat Herbert Laubstein wieder einen Ostpreußenkalender mit schönen heimatlichen Motiven erstellt. Die Bilder zeigen in neuen Fotografien den reizvollen Charakter der ehemals nördlichsten Provinz des Deutschen Reiches. Der Kalender, der auch ein schönes Geschenk sein kann, ist ab sofort zum Sonderpreis von 11 Euro einschließlich Porto und Verpackung bei Herbert Laubstein, Amselstraße 29, 58285 Gevelsberg, Telefon / Fax (0 23 32) 8 05 77, zu beziehen. Der finanzielle Erlös dient ausschließlich für die weitere Ausstattung unseres Samland-Museums in Minden / Westfalen.



LYCK

Kreisvertreter: Gerd Bandilla, Agnes-Miegel-Straße 6, 50374 Erftstadt-Friesheim. Stellvertreter und Karteiwart: Siegmar Czerwinski, Telefon (0 22 25) 51 80, Quittenstraße 2, 53340 Meckenheim. Kreisältester: Alfred Masuhr, Reinickendorfer Straße 43a, 22149 Hamburg

Nachruf auf Erich Piasetzki – Am 3. Dezember 2007 verstarb in Berlin Erich Piasetzki. Er war am 6. Juli 1932 in Borschimmen geboren. Mit 14 Jahren erhielt er in Berlin den ersten Klavierunterricht, mit 17 Jahren den ersten Orgelunterricht. Nach dem Abitur studierte er Kirchenmusik an der Hochschule für Musik in Berlin-Charlottenburg. Von 1958 bis zu seinem Ruhestand im Jahre 1997 war er als Kantor und Organist an der Offenbarungskirche in Berlin tätig. 1967 wurde er zum Kirchenmusikdirektor ernannt. Von 1959 bis 1980 war Erich Piasetzki Orgelbaufachberater der Landeskirche Berlin-Brandenburg. Unter anderem ist es ihm zu verdanken, daß die Orgel des Berliner Domes vor dem Verfall gerettet wurde. Eine rege Konzerttätigkeit im In- und Ausland führte Erich Piasetzki durch ganz Europa und in die USA. Sein Repertoire umfaßte Orgelliteratur von den Alten Meistern über Johann Sebastian Bach, die deutschen und französischen Romantiker bis hin zu den modernen Komponisten. Für die Kreisgemeinschaft Lyck gab er in der Patenstadt Hagen in Westfalen und in der ostpreußischen Heimat unentgeltliche Konzerte. Die Kreisgemeinschaft Lyck wird Erich Piasetzki in ehrender Erinnerung behalten.



MOHRUNGEN

Kreisvertreter: Günter Dombrowski, Portweg 12, 31863 Coppenbrügge, Telefon und Fax (0 51 56) 16 33. Kulturreferentin: Gisela Harder, Moorfleeter Deich 395, 22113 Hamburg, Telefon (0 40) 7 37 32 20

Kreisgemeinschaft Mohrungen ruft zu Wahlvorschlägen auf – Die Amtsperiode des 6. Kreistages der Kreisgemeinschaft geht im kommenden Jahr zu Ende. Deshalb hat sich der Vorstand neben der Berufung eines Wahlvorstandes auch mit der Wahlordnung befaßt und dem Kreistag eine Satzungsänderung vorgeschlagen. Ziel dabei war, engagierte Mitglieder für die ehrenamtliche Tätigkeit in der Kreisgemeinschaft zu gewinnen. So wurde eine Verkleinerung des Kreistages von 21 auf 15 Mitglieder beschlossen und das Alter der Wählbarkeit vom 21. auf das 18. Lebensjahr gesenkt. Die Eintragung ins Vereinsregister des für die Kreisgemeinschaft zuständigen Amtsgerichtes Gießen ist mittlerweile erfolgt. Zum Vorsitzenden des Wahlausschusses wurde Lothar Gräf, Dr.-Siekermann-Weg 28, 58256 Ennepetal, gewählt. Die Kreisgemeinschaft ruft nun alle wahlberechtigten Mitglieder auf, bis spätestens 30. Januar 2008 Wahlvorschläge für die zu wählenden 7. Kreistagsperiode, die fünf Jahre betragen wird, beim Wahlleiter einzureichen. Wahlberechtigt sind alle Mitglieder der Kreisgemeinschaft Mohrungen die zu Beginn des Wahljahres 18 Jahre alt sind. Auch Mitglieder, die noch im alten Kreis Mohrungen in Ostpreußen wohnen, sind selbstverständlich wahlberechtigt. Wählbar sind alle Mitglieder, die das 18. Lebensjahr vollendet haben und ihren Wohnsitz in der Bundesrepublik Deutschland haben. Der Wahlvorschlag muß enthalten: Name, Vorname, Geburtsname, Geburtsort, Beruf, Heimatanschrift im Januar 1945, gegebenenfalls die der Eltern, derzeitige Anschrift des Vorgeschlagenen und seine Einwilligung zur Kandidatur. Nach der Prüfung der Vorschläge erläßt der Vorsitzende des Wahlausschusses dann einen Aufruf zur Wahl. Die Wahlunterlagen wird die Kreisgemeinschaft dann mit der Oster-Ausgabe der „Mohrunger Heimatkreis-Nachrichten“ an alle Mitglieder verschicken. Die Stimmabgabe muß durch Einsenden des Stimmzettels an den Wahlleiter bis spätestens 1. Juni 2008 erfolgen. Gewählt sind dann die 15 Kandidaten mit den meisten Stimmen. Alle weiteren Kandidaten gelten als Nachrücker in der Reihenfolge ihrer Stimmanteile. Die Kreisgemeinschaft ruft deshalb alle Mitglieder – und auch Personen, die vielleicht noch nicht Mitglied sind, aber die Voraussetzung in ihrer Familie haben, etwas mit dem ehemaligen Kreis Mohrungen zu tun zu haben – auf, sich zu melden, eventuell Wahlvorschläge einzureichen und sich an der Wahl zu beteiligen.

Mohrunger Stuben – Besuchen Sie doch mal die Mohrunger Stuben im historischen Rathaus in Mohrungen. Es ist soweit! Wie schon mehrfach berichtet, ist die Heimatstube der Kreisgemeinschaft im historischen Rathaus um dem 14. Jahrhundert in Mohrungen ab sofort für jedermann geöffnet. Schon beim Betreten des völlig renovierten und restaurierten Gebäudes durch das große Südtor fällt in der Eingangshalle die große Hinweistafel auf, die auf die Räume Nr. 5 der Kreisgemeinschaft Mohrungen e. V. im ersten Stock hinweist. Mittlerweile hat die Kreisgemeinschaft eine ansehnliche Sammlung als erste Grundausstattung zusammengetragen. Neben dem sehr gelungenen Stadtmodell – wie die Altstadt innerhalb der Stadtmauern früher aussah – und der großen Darstellung des alten Ratssaals finden Sie dort Präsentationen alter Fotos, Postkarten, Stadtpläne, Landkarten und Angaben über die wechselvolle Geschichte unserer Heimat Ostpreußen bis hin zur Darstellung der „ostpreußischen Tragödie 1945“. Besonders erfreut ist die Kreisgemeinschaft über die Stiftung der vielen Gemälde namhafter Künstler aus dem Kreis Mohrungen, mit denen wir die Räume ausstatten konnten. So finden wir hier Landschaftsbilder von Gerhard Hahn, Beck, Pinottki und Grafiken über J. G. Herder von Prof. Gerhard Bondzin. In Mohrungen selbst betreut Lm. Herbert Preuß (Henrik Pruczkowski) unsere Mohrunger Stuben. Er hat dort feste Öffnungszeiten eingerichtet: Dienstag und Freitag von 11 bis 13 Uhr. Aber auch außerhalb dieser Zeiten steht Lm. Preuß jederzeit zur Verfügung, Interessierte durch die Räume zu führen. Hier gibt es drei Möglichkeiten: 1. Sie rufen Lm. Preuß unter Telefon +48 (6 06) 73 66 38 (Mobil) direkt an und verabreden eine Zeit mit ihm, 2. Sie wenden sich an das Touristenbüro an der Nordseite des Rathauses, und die dort sitzende freundliche Dame ruft für Sie bei Preuß an, 3. Außerdem liegen im Touristenbüro Zettel mit allen Angaben, wie Sie Lm. Preuß erreichen können, aus, so daß Sie auch für bestimmte Tage einen Besuch vereinbaren können. Die Kreisgemeinschaft hat aber auch eine Bitte an alle Leser des *Ostpreußenblattes*. Wir haben noch Platz in unserer Heimatstube. Entlang der Wände könnten noch schmale Tische stehen, auf denen wir weitere Darstellungen – wie der Kreis Mohrungen früher war – ausstellen könnten. Bei wertvollen Dingen würden wir diese mit Glas abdecken, damit sie erhalten bleiben. Auch haben wir wegen der dicken, mittelalterlichen Wände des Rathauses sehr breite und tiefe Fensterbänke, die noch auf eine Gestaltung warten. Daher unser Aufruf an Sie, liebe Leser: Besitzen Sie Berichte über das Leben früher in unserem Kreisgebiet, haben Sie Aufzeichnungen über die Geschichte der Dörfer, über Häuserverzeichnisse, Lagepläne der Gehöfte und wer da wohnte, oder haben Sie selbst solche verfaßt? Gibt es Dinge, die Zeugnis über unsere Heimat ablegen und die Sie gern der Öffentlichkeit übergeben würden? Die Kreisgemeinschaft würde sich freuen, wenn wir alle gemeinsam zu der Gestaltung unserer „Mohrunger Stuben“ beitragen würden, denn wir wollen der nachfolgenden Generation doch zeigen, wie wir und unsere Vorfahren dort gelebt haben. Die Kreisgemeinschaft wünscht sich daher sehr Ihre Mitarbeit. Schreiben Sie oder schicken Sie Ihre Ideen und Beiträge an: Hartmut Krause, stellvertretender Kreisvertreter, Elbinger Straße 40, 28876 Oyten.

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Dienstag, 25. Dezember, 19.05 Uhr, 3sat: Weihnachten in Ostpreußen.

Dienstag, 25. Dezember, 19.30 Uhr, ZDF: Jesus von Assisi.

Dienstag, 25. Dezember, 20.15 Uhr, NDR: Landpartie – Im Norden unterwegs. Heike Götz zeigt wie „Weihnachten in Masuren“ gefeiert wird.

Mittwoch, 26. Dezember, 19.30 Uhr, ZDF: Terra X – Der Nibelungen-Code (2/2).

Donnerstag, 27. Dezember, 20.05 Uhr, N24: Germania – Hitlers Größenwahn.

Donnerstag, 27. Dezember, 20.15 Uhr, 3sat: Störtebeker (1/2).

Freitag, 28. Dezember, 20.15 Uhr, 3sat: Störtebeker (2/2).

Sonnabend, 29. Dezember, 20.05 Uhr, N24: Fahrt in den Tod – Das Ende der Hindenburg.

Montag, 31. Dezember, 20.05 Uhr, N24: Die Mauer – Todesstreifen in Berlin.

Freitag, 4. Januar, 20.15 Uhr. WDR: Heil Hitler und Alaaf! Karneval in der NS-Zeit.

Keine Advents- und Weihnachtsberichte

Alle Jahre wieder kommen unsere Leser überall in Stadt und Land zusammen, um die adventliche und vorweihnachtliche Zeit festlich zu begehen.

Bei den vielen Berichten, die uns über die heimatlichen Feiern erreichen, ist es uns auch in diesem Jahr nicht möglich, entgegen unserer sonstigen Gepflogenheit, die Beiträge zu veröffentlichen. Wir bitten unsere Mitarbeiter und unsere Leser dafür um Verständnis.

Aus der Fülle der Einsendungen geht hervor, daß unser ostpreußisches Brauchtum bei allen Feiern nach wie vor gepflegt wird. In den Gedanken, die in diesen Stunden nach Hause wandern, tauchen Sternsinger, Schimmelreiter und Umzüge mit dem Brummtopf auf. Gemeinsam gesungene Advents- und Weihnachtslieder, Lesungen und Gedichte ostpreußischer Dichter und Schriftsteller bringen heimatliche Atmosphäre in die von den Frauen der Gruppen festlich geschmückten Räume und Säle. Im Schein der Kerzen sitzen unsere Landsleute bei Kaffee und Mohnstriezel oder Fladen, Pfeffernüssen und selbstgebackenem Marzipan beisammen, lauschen dem Chorgesang oder zarter Flötenmusik und erfreuen sich an Weihnachtsspielen, die von Jugendlichen und Jugendgruppen gleichermaßen dargeboten werden. Häufig kommt auch „Knecht Ruprecht“ oder der „Nikolaus“ und bedenkt die Kinder mit bunten Tüten voller Gebäck und Süßigkeiten.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung von Seite 20

Guttowski, Heinz, aus Treuburg, Treuburger Bahnhofstraße, jetzt Aachener Straße 307, 50931 Köln, am 3. Januar

Henze, Luise, geb. **Struwe**, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Hecklinger Straße 143, 06449 Giersleben, am 31. Dezember

Hölzner, Heinz, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Karthäuser Straße 25, 34117 Kassel, am 24. Dezember

Jorzenug, Hans, aus Herzogskirchen, Kreis Treuburg, jetzt Vierenbergstraße 8, 32108 Bad Salzuflen, am 1. Januar

Kalisch, Lucia, geb. **Kempa**, aus Rummau-Ost, Kreis Ortelsburg, jetzt Dattenberg 22, 78050 VS-Villingen, am 28. Dezember

Kopetsch, Herbert, aus Neidenburg, Kreis Neidenburg, jetzt Schäferstraße 14, 23564 Lübeck, am 27. Dezember

Kotschenreuther, Maria, geb. **Wielinski**, aus Saalfeld, Kreis Mohrungen, jetzt Willi-Bredel-Straße 7/314, 04279 Leipzig, am 26. Dezember

Krüger, Helmut, aus Gollen, Kreis Lyck, jetzt Im Pasch 1, 27628 Hagen, am 5. Januar

Kurbjuweit, Otto, aus Giesen, Kreis Treuburg, jetzt Corttendorfer Straße 13, 09465 Neudorf, am 25. Dezember

Labjuhn, Horst, aus Moterau, Kreis Wehlau, jetzt Kappelbergweg 18, 71384 Weinstadt, am 5. Januar

Mauerhöfer, Gerda, geb. **Brandtner** aus Hochmühlen, Kreis Ebenrode, jetzt Hans-Böckler-Straße 92, 42111 Wuppertal, am 30. Dezember

Meding, Emma, geb. **Rymarzick**, aus Mulden, Kreis Lyck, jetzt Münsterlandstraße 24, 58256 Ennepetal, am 30. Dezember

Michalski, Charlotte, aus Patersort, Kreis Heiligenbeil, jetzt Kiemche 19, 57462 Olpe, am 3. Januar

Nähr, Ruth, geb. **May**, aus Herzogshöhe, Kreis Treuburg, jetzt Richard-Wagner-Straße 22, 78554 Aldingen, am 29. Dezember

Neumann, Walter, aus Funken, Kreis Lötzen, jetzt Clara-Zetkin-Straße 7, 99947 Langensalza, am 5. Januar

Nieswandt, Ernst, aus Pregelswalde, Kreis Wehlau, jetzt Heilshorner Straße 7, 27111 Osterholz-Scharmbeck, am 29. Dezember

Philipp, Otto, aus Horn, Kreis Mohrungen, jetzt Knuellkamp 2, 22549 Hamburg, am 31. Dezember

Pippert, Hannelore, geb. **Gallein**, aus Kischen, Kreis Elchniederung, jetzt Könneritzstraße 8, 04229 Leipzig, am 5. Januar

Prätz, Anna, geb. **Brusberg**, aus Grünau, Kreis Elchniederung, jetzt Spinnereistraße 73, 47805 Krefeld, am 27. Dezember

Quaas, Gottfried, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Nordstraße 21, 0119 Röderau, am 27. Dezember

Rehn, Ruth, geb. **Kasper**, aus Deschen, Kreis Elchniederung, jetzt Einlagedeich 31, 21109 Hamburg, am 27. Dezember

Remi, Dorothea, geb. **Bienko**, aus Lyck, jetzt Hornrain 25, 79639 Grenzach-Wyhlen, am 2. Januar

Rogait, Bruno, aus Rehwalde, Kreis Elchniederung, jetzt Am Schützenplatz 9, 21218 Seevetal, am 27. Dezember

Sack, Günther, aus Passenheim-Bahnhof, Kreis Ortelsburg, jetzt Teichstraße 1, 31020 Salzhemmendorf, am 29. Dezember

Schattauer, Werner, aus Heimfelde, Kreis Ebenrode, jetzt Bahnhofstraße 2 a, 25365 Sparrieshoop, am 25. Dezember

Schewe, Christel, geb. **Burdenski**, aus Waplitz, Kreis Ortelsburg, jetzt Augusta-Straße 33, 40477 Düsseldorf, am 26. Dezember

Schlenger, Irmgard, geb. **Arndt**, aus Wolitta, Kreis Heiligenbeil, jetzt Neue-Straße 5, 31028 Gronau, am 12. Dezember

Schmieder, Klaus, aus Lyck, jetzt Georg-Schumacher-Straße 13, 37671 Höxter, am 1. Januar

Skubich, Gerhard, aus Ebenfelde, Kreis Lyck, jetzt Dominikweg 6, 22043 Hamburg, am 26. Dezember

Teike, Kurt, aus Wittingen, Kreis Lyck, jetzt Iltener Straße 14-16, 31275 Lehrte, am 24. Dezember

Tepper, Erika, geb. **Zisseck**, aus Mingfen, Kreis Ortelsburg, jetzt Lupinenweg 1, 23569 Lübeck, am 30. Dezember

Trent, Helga, geb. **Boehnke**, aus Ostseebad Cranz, jetzt 8833 South 69th East Avenue, Tulsa / Oklahoma, 74133 USA, am 30. Dezember

Zywitz, Hildegard, geb. **Petruck**, aus Bürgersdorf, Kreis Wehlau, jetzt Asternweg 11, 71642 Ludwigsburg, am 6. Januar



Diamantene Hochzeit

Chilla, Friedrich, aus Groß Schimanen, Kreis Ortelsburg, und Frau Waltraud, geb. **Liepe**, aus Börnidel / Brandenburg, jetzt Richard-Wagner-Straße 6, 74629 Pfedelbach, am 31. Dezember

Grabosch, Kurt, aus Ortelsburg, und Frau Else, geb. **Bombrowski**, aus Pommern, jetzt Grevesmühlner Straße 14, 23942 Dassow, am 31. Dezember

Kruwinnus, Erich, aus Löwenberg, Kreis Labiau und Traute, geb. **Kummetz**, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Kalmit-Straße 13, 67141 Neuhofen, am 19. Dezember

Goldene Hochzeit

Grübler, Gernot, aus Weindenau, Kreis Tilsit-Ragnit und Frau Ellen, geb. **Scharnberg**, jetzt Liegnitzerstraße 12, 31246 Lahstedt, am 27. Dezember

Advent, Advent ...

Weihnachtliche Stimmung überall

Von Dieter Göllner

Die Advents- und Weihnachtszeit ist willkommener Anlaß für die Rückbesinnung auf Bräuche und Traditionen, die vielen noch aus der Kindheit in Erinnerung sind. Zu den kulturellen Einrichtungen des Ost-West-Dialoges, die „alle Jahre wieder“ thematische Ausstellungen zeigen, gehört das Museum für Schlesische Landeskunde im Haus Schlesien von Königswinter.

Im Mittelpunkt der traditionellen Weihnachtsausstellung steht auch diesmal die Krippe. Wie im gesamten christlichen Abendland war auch in Schlesien die Krippe ein integraler Bestandteil der Weihnachtsdekoration und fehlte in keinem Haus. Es waren die Jesuiten, die wesentlich zur Verbreitung der Weihnachtskrippe in den Kirchen beitrugen und diese im 16. Jahrhundert auch nach Schlesien brachten. Aber erst Mitte des 18. Jahrhunderts hielt dieser Brauch, mit dem Aufbau einer Krippe an das weihnachtliche Geschehen in Bethlehem zu erinnern, auch Einzug in Privathäuser. Je nach Talent und Geldbeutel hat sich jede Familie eine persönliche Krippe geschaffen, die von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Manche wurde im Laufe der Jahre durch Hirten, Vieh oder Könige erweitert, bei anderen hat die eine oder andere Figur etwas gelitten – so hat jede Krippe ihre eigene Geschichte, was sie zu einem individuellen Stück macht.

Im Eichendorffsaal des Hauses Schlesien sind Weihnachtskrippen zu sehen, die aus verschiedenen Materialien wie Holz, Papier, Ton oder Gips in unterschiedlichen Techniken gefertigt wurden.

Die Weihnachtsausstellung im Haus Schlesien ist bis zum 27. Januar 2008 zu besichtigen.



Gehört für viele Familien zur Weihnachtszeit: die Krippe Foto: DG

Zwei masurische Eichen

Mit der Pflanzaktion viel der Startschuß für den »Heimatwald der Landsmannschaften«

Von Wolfgang Reith



Pflanzen der masurischen Eichen: (im Vordergrund v.l.n.r.) T. Jantosch, A. Quiring-Perl, J. Piotrowska, Dr. Kempa, Kreisdirektor Petrauschke (auf dem Brett stehend), P. Pott Foto: privat

Geboren wurde die Idee bereits 2004 – der „Heimatwald der Landsmannschaften“ in Neuss. Das Projekt geht zurück auf den Vorsitzenden der Gruppe Neuss der Landsmannschaft Ostpreußen, Peter Pott, der auch der treibende Motor des Vorhabens war. Als er aus der Lokalpresse erfuhr, daß der Rhein-Kreis Neuss mit nur acht Prozent Waldfläche der waldärmste Kreis Deutschlands sei, da faßte er den Plan, dies mit der Aufforstung einer brachliegenden Fläche zu ändern. Zusammen mit den anderen Ortsgruppen der Vertriebenenorganisationen (Pommern, Schlesier und Sudetendeutsche) sollte so ein „Heimatwald der Landsmannschaften“ entstehen – als Geschenk und Dank der Ostdeutschen an die Stadt Neuss als ihrem jetzigen Wohnort seit 1945. Nachdem die Kommunalpolitik ihre Zustimmung erteilt hatte, stellte die Stadt Neuss am Himmelsberg an der Bonner Straße zwischen den Ortsteilen Grimlinghausen und Uedesheim ein 1,6 Hektar großes Grundstück zur Verfügung, das mit Eichen, Buchen und Kiefern bepflanzt werden soll. Die Kosten für die Umsetzung belaufen sich auf rund 15 000 Euro, wovon bisher fast zwei Drittel durch Spenden aufgebracht wurden.

Für den offiziellen Start der Pflanzaktion am 29. November konnte Peter Pott die Bürgermeisterin seiner ostpreußischen Heimatstadt Lötzen, Jolanta Piotrowska, als Ehrengast gewinnen. Mit einer kleinen Delegation, der unter anderem der Vorsitzende des Stadtrates von Lötzen, Dr. Marian Lemecha, und der Direktor des städtischen Amtes für Marketing und Tourismus, Dr. Robert Kempa, der auch als Übersetzer fungierte, angehörten, reiste sie an. Im Gepäck zwei masurische Eichen, die sie zusammen mit der Ersten Stellvertretenden Bürgermeisterin von Neuss, Angelika Quiring-Perl, auf dem Gelände einpflanzte. In ihrer Ansprache äußerte Piotrowska die Hoffnung, daß die Eichen aus den „gesunden Wäldern Masurens“ ein wichtiges Symbol für die Neusser Bevölkerung werden mögen und zwar nicht nur für jene Einwohner mit familiären Wurzeln in Masuren, sondern auch im Sinne einer gegenseitigen Verständigung zwischen Polen und Deutschen im Rahmen der europäischen Familie. Ähnlich hatte es bereits Peter Pott in seinen einleitenden Worten zum Ausdruck gebracht, als er noch einmal den Grundgedanken des Objektes skizzierte: „So, wie wir uns in Neuss integriert, in unserer neuen Heimat Wurzeln geschlagen haben, so mögen diese Bäume wachsen – als Zeichen der Verbundenheit.“ Kreisdirektor Petrauschke erinnerte daran, daß die gesamte Aktion letztlich auch dem ökologischen Ausgleich diene, da andernorts Naturflächen dem Straßenbau oder Gewerbegebieten weichen. Neuss Kommunalpolitik wurde außer durch die Stellvertretende Bürgermeisterin auch durch die Zweite Stellvertretende Bürgermeisterin, H. Staps, sowie die Stadtverordnete Ursula v. Nollendorf repräsentiert. Vom städtischen Grünflächenamt waren dessen Leiter, Stefan Diener, und Herr Corres anwesend.

Auch die Gruppe Neuss der Landsmannschaft Schlesien nahm mit ihrem Vorsitzenden Theo Jantosch und einige Mitglieder an der Zeremonie teil, und spendete zwei kleine Eichen, eine aus dem Schloßpark von Lubowitz (Oberschlesien), dem Geburtsort des Dichters Joseph von Eichendorff, die andere aus dem Waldgebiet um das Kloster Leubus (Niederschlesien). Außerdem hatten sich die Schlesier vorher schon mit einem größeren finanziellen Beitrag an dem Projekt beteiligt.

Nach der Pflanzzeremonie waren die Teilnehmer zum gemütlichen Beisammensein eingeladen. Unter den Gästen befanden sich außer den bereits Genannten auch der Vorsitzende der Kreisgemeinschaft Rößel, Reinhard Plehn, die Vorsitzende der Kreisgruppe Kaarst-Büttgen des BdV, Regina Dudzik sowie der Vorsitzende des Kreistages der Kreisgemeinschaft Lötzen in der Landsmannschaft Ostpreußen, Lothar Rosumek. Letzterer überreichte für die Kreisgemeinschaft eine Spende in Höhe von 500 Euro. Überdies wurde bekannt, daß sogar die Vorsitzende des Deutschen Sozialkulturellen Vereins Lötzen, Auguste Nowicka, 20 Euro für das Objekt gespendet hatte, was Peter Pott, wie er sagte, enormen Respekt abgenötigt habe. Piotrowska lud schließlich die Versammelten herzlich ein, im März 2009 nach Lötzen zu kommen, wenn dort des 1000. Todestages des Heiligen Bruno von Querfurt gedacht werde.

Mutter Teresa – die Skopjerin

Die mazedonischen Jugendjahre der weltbekannten Humanistin

Von WOLF OSCHLIES

Das mazedonische Skopje erlebt etwa alle 500 Jahre ein zerstörerisches Erdbeben, zuletzt am 26. Juli 1963, als neun Zehntel der Skopjer Häuser einstürzten. Unzerstört blieb im Stadtzentrum ein alter türkischer Wachturm, in dem der Rundfunkjournalist Stojan Trencevski ein kleines Museum für die berühmte Missionarin Mutter Teresa, Friedensnobel-Preisträgerin 1979, betreut.

Als Agnes Gonxha Bojaxhiu wurde sie am 26. August 1910 in der benachbarten Pop-Kocina-Gasse Nr. 13 geboren, doch das ganze Viertel verschwand im Erdbeben von 1963. Vom Elternhaus Mutter Teresas existiert nur noch ein kleines Modell in Trencevskis Museum. Wo es einmal stand, erhebt sich seit zehn Jahren eine überlebensgroße, von Starbildhauer Tome Serafimovski gestaltete Statue der berühmtesten Tochter Skopjes, die am 5. September 1997 im indischen Kalkutta starb

Nach ihrem Tod hieß es, sie sei „Albanerin“ gewesen. Sie selber hat sich stets als „Skopjanka“ (Skopjerin) bezeichnet, hat nach 1978 ihre Geburtsstadt viermal besucht und dort gern vor Journalisten und Politikern von ihrer glücklichen Kindheit und Jugend in Skopje – inzwischen Hauptstadt der souveränen Republik Mazedonien – erzählt. In ihrem Geburtsjahr gehörte ganz Mazedonien noch zum Osmanischen Imperium. Mit den Balkankriegen 1912/13 endeten zwar 530 Jahre türkischer Fremdherrschaft, aber Mazedonien wurde unter Griechenland, Bulgarien und Serbien aufgeteilt. 1918 vereinte sich Serbien mit anderen südslawischen Regionen zum „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“, das sich ab 1929 „Jugoslawien“ nannte. Bereits 1928 hatte Mutter Teresa das Land verlassen, um als Ordensfrau des katholischen Loreto-Ordens in Indien zu wirken. Bis zuletzt bewahrte sie die Liebe zu Skopje und die serbokroatische Sprache ihrer Schulzeit, wie viele Tondokumente von ihr bezeugen.

Skopje war bereits als antikes Scupi, später türkisches Üskün ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt und Handelsplatz, also der rechte Ort für unternehmerische Naturen wie die Familie Bojaxhiu, der Teresas Vater Nikola (1874–1919) entstammte. Auf dem große Skopjer Friedhof „Butel“ ist noch sein Grab zu sehen, auch die alte Grabplatte, die serbisch in lateinischer Schrift getextet ist – charakteristisch für die „Latiner“, wie die Katholiken ob ihres Festhaltens an lateinischer Schrift (und lateinischer Messe) in Mazedonien hießen. Die Bojaxhius waren „vlachischen“, das heißt rumänischen Ursprungs, ihr Name ursprünglich eine Berufsbezeichnung („Färber“). In der Skopjer Altstadt betrieben sie einen Farbenladen, ein Baugeschäft und eine Pension für Durchreisende. Das brachte ihnen Wohlstand ein und Respekt im „esnaf“, der Zunft der selbstbewußten Skopjer Händler und Handwerker.

Nikola Bojaxhiu hatte in Skopje eine Berufsschule besucht, sich mit Hilfe des Arztes Dr. Schoschkalovic zum Apothekengehilfen fortgebildet und bereiste als polyglotter Handelsagent halb Europa. Partner der Bojaxhius war die Familie Bernaj aus dem kosovarischen Prizren, ein altes vlachisch-albanisches Geschlecht, katholische „Latiner“ wie Teresas Familie. 1903 heiratete Nikola Bojaxhiu die erst 14jährige Dranafile („Drona“) Bernai (1889–1972), wie es damals Brauch war. Das Paar bekam drei Kinder: 1904 Tochter Aga, 1908 Sohn Lazar und 1910 eine weitere Tochter Agnes-Gonxha, die spätere Mutter Teresa. 1919 erlag der Vater nach einer Reise nach Belgrad, die er als Handwerkervertreter in der Stadtverwaltung Skopje angetreten hatte, einer Vergiftung. Obwohl die Polizei umgehend Untersuchungen anstellte, blieben die näheren Todesumstände ungeklärt. Bis heute streiten die Historiker, ob er als überzeugter „Jugoslawe“ von Albanern oder als aktiver Parteigänger eines „Groß-Albaniens“ von Serben getötet wurde.

Materiell litt die Familie Not, da ein Partner des Vaters sie um eine hohe Summe betrog. Witwe Drona verdiente mit Handarbeiten etwas hinzu, und so schlug sich die Familie durch. Auch sorgte die fromme Drona dafür, daß die stets enge kirchliche Bindung ihrer Kinder noch wuchs. Bereits als Neugeborene war Gonxha umgehend in der nahen „Herz-Jesu-Kirche“ getauft worden, wo ihr der Ortspriester Zef Ramaj den zweiten Vornamen Agnes gab. 1907 wurde sie in die einzige Katholische Grundschule Skopjes eingeschult, die mit Blick auf Niveau und Betreuung weit über dem Durchschnitt lag. Ihre ältere Schwester Aga lernte dort seit Jahren, und gemeinsam beteiligten sich beide an Schulaufführungen und weiteren Kulturaktivitäten, die alle (wie auch der gesamte Unterricht) in serbischer Sprache abliefen. Neben der Grundschule besuchte sie zudem katholischen Religionsunterricht, was keine Last war: Die rund 1500 Skopjer Katholiken waren gebildet und gut situiert, der Habsburger Kaiser Franz Joseph hatte ihre Kirchen mit einer gut dotierten Stiftung gesichert, in ihren sozialen Einrichtungen arbeiteten Ordensfrauen aus Slowenien.



Mutter Teresa: Mit einem Lächeln helfen Foto: pl / sv

Die Familie Bojaxhiu hatte gute Beziehungen nach Wien, wohin Bruder Lazar zum Studium ging, um später eine steile Karriere in Albanien zu machen. Die beiden Schwestern waren auch nicht müßig: Aga besuchte die Mittlere Handelsschule, Gonxha das Skopjer Mädchen-Gymnasium, eine Schule von Niveau, die auch wegen ihrer Schuluniform berühmt war: Schwarzes Kleid mit weißem Kragen, auf dem Kopf ein Barett mit Schulemblem und Nummer der Klasse. Gonxha absolvierte die Schule mit bestem Erfolg. Bereits zuvor soll sie als Zwölfjährige den Wunsch gehabt haben, Nonne zu werden. 1925 kam der Jesuit Franjo Jambrenkovic (1883–1965) als Geistlicher nach Skopje, wo er die karitative Organisation „Solidarität der Heiligen Jungfrau Maria“ gründete. Auch der damalige Skopjer Bischof Lazar Megja wirkte in ähnlicher Weise, so daß die kleine Gemeinde der Katholiken ständigen Kontakt mit Missionaren hatte, was der späteren Mutter Teresa früh auf ihren Lebensweg wies.

Aus der Skopjer Jugendzeit von Mutter Teresa sind einige Bilder überliefert, die sie als scheues, wenig attraktives und immer ernstes Mädchen zeigen. Spätere Biographen deuteten das als ersten Ausdruck ihrer religiösen Berufung, irrten aber. Gonxha Bojaxhiu litt damals an einer gefährlichen Lungenkrankheit, offenkundig an der grassierenden Tuberkulose. Das in einem engen Talkessel liegende Skopje, das im Sommer höllisch heiß und im Winter eiskalt ist, war kein gesunder Ort für Kinder, zumal Hygiene und medizinische Betreuung noch auf dem ärmlichen Niveau einer türkischen Provinzstadt lagen. Die spätere Mutter Teresa lebte weit besser als viele ihrer Altersgenossinnen, aber gesund war sie nicht, vielmehr häufig zu Genesungsaufenthalten in den Bergen gezwungen. Das dürfte auch die Ursache ihrer Zurückgezogenheit gewesen sein. Aus ihren eigenen Aussagen wissen wir, daß sie viel lieber ein ganz normales Mädchen gewesen wäre: Sie liebte Bonbons und Süßigkeiten, die ihr Vater Nikola reichlich schenkte. Sie hatte eine helle melodische Stimme, die sie bei Rezitationen und in Gesangsgruppen ertönen ließ. Sie spielte Mandoline und trug eigene Lieder vor, sie liebte hübsche Kleider, besonders des Modetrends „a la turka“, bestehend aus einen figurbetonten Oberteil und flatternden Pluderhosen. Frühe Aufnahmen zeigen sie so gekleidet, und nur auf diesen Bildern scheint sie zu lächeln.

Die Familie Bojaxhiu machte oft Ausflüge, meist zu Kirchen oder Klöstern in der Umgebung, was spätere Biographen als symptomatisch werteten. Richtiger wäre, gerade hierbei Mutter Teresa in ihrem Skopjer Element zu erkennen: Wer die Skopjer an Sonn- und Feiertagen sucht, der findet sie in Vodno, Matka, Nerezi, Crna Gora etc., klassischen Ausflugsorten, in denen ausnahmslos auch Kirchen und Klöstern stehen. Mutter Teresa, 2003 selig gesprochen, ist zu Lebzeiten mitunter massiv kritisiert worden, wobei ihr Umgang mit Geld, ihre Einstellung zur Schulmedizin und keimfreien Hygiene, ihr Verhältnis zu Medien, ihre Sicht von Völkern und Rassen und anderes gerügt wurden. Diese Kritik, so berechtigt sie gelegentlich erschien, wurde gegenstandslos, wenn man die Herkunft der Kritisierten in Rechnung stellte: So waren die Leute aus dem multiethnischen Skopje eben, das damals aus orientalischer Rückständigkeit in die Moderne gestoßen wurde. Mutter Teresa konnte und wollte nie die Jugendjahre ihrer Skopjer Prägung verleugnen, und unter ihren Kritikern war gewiß keiner der ungezählten Unglücklichen, denen Mutter Teresa und ihre „Missionarinnen der Nächstenliebe“ geholfen haben.

Die verschlungenen Wege des Sebastian Haffner

Der vor 100 Jahren geborene erklärte Preuße war nacheinander bürgerlicher Hitlergegner, strammer Antikommunist und Linker

Von KLAUS GRÖBIG

Raimund Pretzel kam am 27. Dezember 1907 in Berlin-Prenzlauer Berg zur Welt. Er entstammte dem Bildungsbürgertum. Sein Vater war Schuldirektor und Raimund machte wie sein Bruder Ulrich Abitur und studierte dann. Der junge Jurist trat in den Staatsdienst ein, schied dort aber 1933 aus Protest gegen die „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten wieder aus und wurde als Anwalt tätig. 1936 verlobte er sich mit der Jüdin Erika Landry. Bald danach wurde er Journalist und emigrierte 1938 nach Großbritannien, wo seine Verlobte bereits lebte. Um seine in Deutschland zurückgebliebene Familie nicht zu gefährden, legte er sich dort den „Künstlernamen“ Sebastian Haffner zu, wobei der Vorname von Johann Sebastian Bach kommt und der Nachname von Wolfgang Amadeus Mozarts Haffner-Sinfonie. Dieses Pseudonym behielt er auch nach dem Ende der NS-Herrschaft bis zu seinem Tode bei. Zunächst war er für eine deutsche Exilzeitung tätig, aber schon bald konnte er für den renommierten „Observer“ arbeiten, wo er großen Einfluß auf die Redaktion gewann.

Nach dem Krieg, 1954, schickte ihn der „Observer“ als Deutschlandkorrespondenten in seine alte Heimat. 1961 wechselte er zum Springerkonzern, für dessen „Welt“ er bis 1962 schrieb. Anschließend hatte er bei der Illustrierten „Stern“ eine regelmäßige Kolumne. Auch in der vom heutigen *PAZ*-Autoren Klaus Rainer Röhl herausgegebenen Linkspostille „Konkret“ publizierte er. Der 68er Bewegung stand er freundlich gesinnt gegenüber. Bei Werner Höfers „Internationalem Frühschoppen“ war er Dauergast. 1966 schrieb er, „wenn es in der BRD je wieder Hunderttausende von Arbeitslosen geben sollte, wären sie nicht wehrlos wie in England, sondern sie hätten einen Ausweg. Sie könnten in die ‚DDR‘ gehen, wo man jeden Mann und jede Frau gebrauchen könne.“ Damit hatte Haffner eine interessante politische Wanderung begonnen. Vom bürgerlichen Hitlergegner hatte er sich in den 50er Jahren zum strammen Antikommunisten weiterentwickelt, um Mitte der 60er Jahre zum Linken zu mutieren.

Von dort aus ruderte er dann behäbig zurück – in die preußische Richtung. Wegbegleiter dabei war der ebenfalls von Links gekommene Schriftsteller und Publizist Wolfgang Venohr. Licht und Schatten sind bei einem solch streitbaren Mann, der für sich das Recht in Anspruch nahm, sich eine eigene Meinung zu leisten, nur allzu natürlich. Seine Churchill-Biographie aus dem Jahre 1967 verschaffte ihm hohes Ansehen, sein Meisterwerk aber waren sicherlich die 1978 erschienenen „Anmerkungen zu Hitler“. Sie zeichneten sich durch große Sachlichkeit und Fachkenntnis aus. Manche Kapitel des Buches müßten heute eigentlich den Verfassungsschutz auf den Plan rufen – Haffner verzichtet darauf, Hitler zu dämonisieren und hat in gesonderten Kapiteln „Leistungen“ und „Erfolge“ neben „Verbrechen“ und „Fehlschlägen“ aufgelistet.

Zum Unverständnis seiner linken Bewunderer qualifizierte er sich selbst als „Preuße“. Für seinen Freund Venohr und den deutschen Historiker jüdischen Glaubens Hans Joachim Schoeps war der 20. Juli 1944 der Höhepunkt und das Ende Preußens. Haffner war anderer Meinung. Für ihn endete Preußen mit der Reichsgründung am 30. Januar 1871. Ob das 1978 erschienene, von vielen Kulturschreibern der Zeitungen hochgelobte Buch „Preußen ohne Legende“ tatsächlich zu seinen großen Werken zählen kann, sei dahingestellt. Immerhin schrieb er dort: „Das Preußen des 18. Jahrhunderts war fortschrittlich, kriegerisch und freigeistig gewesen, ein Staat der Aufklärung“ und weiter: „Friedrich der Große war keineswegs skrupelloser als andere Herrscher seiner Zeit; als Zyniker unterschied er sich jedoch von ihnen dadurch, daß er diese seine Skrupellosigkeit nicht zu bemänteln versuchte, sondern sie offen zur Schau trug.“

1980 brachte er mit Wolfgang Venohr das Buch „Preußische Profile“ heraus. Es ist eine kritische Liebeserklärung beider an den von den Siegern per Dekret aufgelösten Staat. Damit schloß Haffner seine große politische Wanderung zwischen den Welten ab. Er starb im Berliner Nobelvorort Dahlem am 2. Januar 1999 im Alter von 91 Jahren.

Unter ihm wurde die CDU zur Blockflöte

Von Klaus Gröbig

Der am 23. Februar 1883 im sächsischen Frohberg geborene ehemalige (Ost-)CDU-Vorsitzende Otto Nuschke entstammte einem bildungsbürgerlich-mittelständischen Umfeld und fand früh den Weg zum Liberalismus freisinniger Ausprägung. Ab 1920 gehörte er der Fraktion der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) im preußischen Landtag an. Viel gibt es aus dieser Zeit nicht zu berichten, außer, daß er schon damals – was nicht ungewöhnlich war – russophil war. 1928 agitierte er im Parteivorstand gegen den Bau des Panzerschiffes „Deutschland“. Zwar wurde er 1933 von den neuen Machthabern zunächst verhaftet, aber er war wohl nicht wichtig genug, als daß die Geheime Staatspolizei sich dauerhaft mit ihm hätte beschäftigen mögen. Nach dem 20. Juli 1944 tauchte er unter, weil er fürchtete, verhaftet zu werden. Gerade weil Nuschke das NS-Regime kennengelernt hatte, war sein weiterer Lebensweg um so verwerflicher.

Er stellte sich 1948 der SED und der Sowjetmacht als williger Helfer zur Verfügung. Nachdem die Machthaber in der DDR die beiden sowjetkritischen CDU-Vorsitzenden Andreas Hermes und Jakob Kaiser aus dem Weg geräumt hatten, gelangte Otto Nuschke auf einem umstrittenen Parteitag auf den Sessel des Parteivorsitzenden.


Otto Nuschke Foto: Archiv

Noch im selben Jahr begannen die Säuberungen. Kritische Delegierte und profilierte Parteimitglieder verschwanden in den Lagern oder flüchteten noch rechtzeitig. Bald war Nuschkes Macht in der Partei nicht mehr in Frage gestellt. Die CDU wurde nun nach dem Vorbild der SED organisiert. Auf dem CDU-Parteitag des Jahres 1952 wurde ein Beschluß gefaßt, der die führende Rolle der SED im Staat anerkannte. Im selben Jahr rollte eine weitere Säuberungswelle über die Partei hinweg. „Reaktionäre Elemente“ wurden aus der Partei entfernt. Später waren Insider der Meinung, daß aufgrund der relativ geringen Mitgliederzahlen der CDU dort die Karrierechancen des einzelnen besser gewesen seien als in der SED selbst. Nicht zufällig gab es in der letzten, frei gewählten DDR-Volkskammer dreimal so viele Stasimitarbeiter in den Reihen der CDU-Fraktion wie bei der PDS.

Seit dem 6. September 1947, als Jacob Kaiser auf dem Parteitag ausgeführt hatte, die CDU müsse Wellenbrecher des dogmatischen Marxismus und seiner totalitären Tendenzen sein, hatte die Partei eine totale Wende vollzogen, und das war nicht zuletzt das Werk Otto Nuschkes.

Der dritte Vorsitzende der Ost-CDU starb vor 50 Jahren, am 27. Dezember 1957, in Nieder Neuendorf bei Berlin. Auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof in Berlin Mitte ist sein Grab zu finden.

Ein Artikel war der Anfang

Vor 60 Jahren entstand das internationale katholische Hilfswerk »Kirche in Not«

Von Manfred Müller

Rund 190000 D-Mark Bargeld, 40 Tonnen Liebesgaben, vier Autos, 47 Motorräder, zwölf Pfund Gold- und Silberschmuck sowie 13 Kilogramm alte Silbermünzen. Dieses Ergebnis erzielte Pater Werenfried van Straaten aus der flämischen Abtei Tongerloo 1954 bei seiner Predigtaktion in den katholischen Kirchen der Ruhrmetropole Essen.

Sieben Jahre zuvor, Weihnachten 1947, hatte Pater Werenfried in der Zeitschrift seines Klosters einen Artikel veröffentlicht, mit dem er, ohne das damals zu erahnen, der Begründer und Propagandist eines großen Hilfswerks wurde. Dieses kam in den Anfangsjahren vor allem deutschen Ausgebombten, Flüchtlingen und Heimatvertriebenen zugute.

Der am 13. Januar 1913 im niederländischen Mijdrecht geborene Geistliche hatte sich von der entsetzlichen Misere, in der die Menschen in dem niedergeworfenen und zerstörten Deutschland damals leben mußten, anrühren lassen: „Nach meiner ersten persönlichen Begegnung mit der Not des geschlagenen Deutschland kam ich zutiefst erschüttert zurück in die Abtei ...“ Der Artikel und das persönliche Engagement des Paters lösten eine Welle der Hilfsbereitschaft aus. Werenfried sprach in Kirchen, bei Kaffeetafeln katholischer Vereinigungen, auf Marktplätzen und sammelte vor allem Speck und Geld. Eine rundlich-derbe flämische Bäuerin verpaßte ihm bei einer der Marktplatz-Predigten den Spitznamen „Speckpater“, ein Reporter hörte und veröffentlichte es, und unter diesem Namen wurde Werenfried überaus bekannt.

Der „Speckpater“ wollte aber nicht nur den entsetzlichen Hunger in Deutschland lindern, sondern ebenso energisch der seelischen Not der Deutschen, insbesondere der Heimatvertriebenen, begegnen. Viele hunderttausend heimatvertriebene deutsche Katholiken hatte es in die Diaspora verschlagen, wo es für sie weder gut erreichbare Kirchen noch eine geregelte Seelsorge gab. Zwar bemühten sich die mit ihnen vertriebenen Kapläne und Pfarrer, ihre Schäflein aufzufinden und zu sammeln. Aber in der Regel war dies nur als „Rucksackpriester“ möglich, der zu Fuß, mit dem Fahrrad und in einigen wenigen Fällen mit dem Motorrad seine Gemeinde aufsuchte.

Ende 1950 wurde Pater Werenfried durch eine Meldung aufgeschreckt: Innerhalb einer Woche starben in Westdeutschland drei „Rucksackpriester“. Der erste, 39 Jahre alt, brauste an einem Sonntagabend, nachdem er tagsüber sechs heilige Messen gelesen hatte, völlig erschöpft mit seinem Motorrad gegen einen Baum. Der zweite, 41 Jahre alt, brach mit einem Herzinfarkt zusammen. Er hatte 32 Dörfer zu Fuß zu betreuen. Den dritten, 47 Jahre alt, warf der Tod unter ähnlichen Umständen nieder. Van Straaten baute nun die von ihm initiierte Ostpriesterhilfe über den ursprünglichen Rahmen hinaus aus. Nun predigte und sammelte der Pater vor allem, um Volkswagen für „Rucksackpriester“ bereitstellen zu können. Innerhalb der ersten zwei Monate hatte er bereits 120 Wagen zusammen.

Die Ostpriesterhilfe weitete der agile Pater über den Eisernen Vorhang nach Ostmittel- und Osteuropa aus. Zentrum dieser Aktivitäten war Königstein im Taunus. Entlang der Zonengrenze entstanden zwölf geistliche Stützpunkte, sogenannte Festungen für Gott, die bereits im Hinblick auf eine Neuevangelisierung gen Osten nach einem Zusammenbruch des kommunistischen Systems konzipiert waren.

1953 setzte Pater Werenfried noch einen anderen wichtigen Akzent bei seinen breitgefächerten Hilfsaktionen. Er wurde zum Gründer des Internationalen Bauordens (mit Baugesellen auf Zeit). Damals lebten in der Bundesrepublik Deutschland noch immer viele Ausgebombte, Flüchtlinge und Heimatvertriebene zusammengepfercht in viel zu kleinen Wohnungen und Notquartieren. Der freiwillige Arbeitseinsatz junger Menschen sollte ein wenig dazu beitragen, für solche Menschen familiengerechten Wohnraum zu schaffen. Die Baugesellen sollten bei allen Arbeiten eingesetzt werden, die keine speziellen Fachkenntnisse erforderten, und von Fachleuten angeleitet wurden. Bei ihren mehrwöchigen Einsätzen lebten die Baugesellen in Gemeinschaftsunterkünften und pflegten auch gemeinsam das religiöse Leben.

Der erste Einsatz von Baugesellen fand vom 6. bis 18. April 1953 in Nienberge bei Münster / Westfalen. Die Freiwilligen kamen vom Jesuitengymnasium Gent. Prof. Dr. Jan Kerkhofs SJ, damals Lehrer dieser jungen Männer, erinnerte 1985 an die Anfänge dieses europäischen Friedenswerkes: „Wir wollten Deutschland zeigen, daß wir als Christen vergeben konnten und mitwirken wollten beim Bau von Häusern und Kirchen für unsere früheren Feinde.“

Als Pater Werenfried am 31. Januar 2003 in Bad Soden starb, hinterließ er ein weltweites Netzwerk tätiger Nächstenliebe und Versöhnung. „Wir verlieren in ihm den wohl größten Bettler der Kirchengeschichte aller Zeiten“, hieß es in der Todesanzeige seines Hilfswerkes „Kirche in Not“. Viele, die ihn einst predigen hörten, werden ihn nicht vergessen: den Prämonstrantensermönch, der mit einem großen Schlapphut persönlich sammelte, den Mann mit dem sprechenden Ordensnamen Werenfried (Kämpfer für den Frieden).

Etwas Weihnachtliches jenseits von Kitsch und Sentimentalität haftete dem großen Liebeswerk seit den Anfängen an, denn der Pater sah seine Hauptaufgabe darin, „allen zu helfen, die das Schicksal des verfolgten Christuskindes teilen“.


Pater Werenfried in seinem Element: Beim Beschenken von Vertriebenenkindern Foto: KIN

Weihnachtliche Gabenbringer

Kulturgeschichtlich-volkskundliche Ausstellung im Clemens-Sels-Museum in Neuss

Von Manfred Müller

Jetzt klettern sie wieder an den Häuserfassaden hoch: die Weihnachtsmänner vom Typ Santa Claus. Eine Modeerscheinung im weihnachtlichen Brauchtum unseres Landes, Ausdruck einer zunehmenden Kommerzialisierung und Amerikanisierung der vorweihnachtlichen und weihnachtlichen Zeit. Das Clemens-Sels-Museum in Neuss möchte mit einer Ausstellung Grundzüge solcher Veränderungen im Weihnachtsbrauchtum aufzeigen und den gegenwärtigen Stand kulturwissenschaftlicher und volkskundlicher Forschung mit eindrucksvollen, farbenprächtigen und zum Teil seltenen Exponaten veranschaulichen.

Die Neußer Ausstellung rückt die weihnachtlichen Gabenbringer in einen großen kulturgeschichtlichen Rahmen: die Veränderungen, die das Weihnachtsfest im Wandel der religiösen, politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Auffassungen und Gegebenheiten erfahren hat. Sie veranschaulicht dies unter anderem mit zahlreichen weihnachtlichen Utensilien von der Weihnachtskrippe und der Weihnachtswiege bis zu Christbaumschmuck und Backformen.

Es fällt auf, wie stark die Konfession bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts hinein in unserem Volksraum die Unterschiede des weihnachtlichen Brauchtums bestimmt hat. In der Hektik des kommerzialisierten Weihnachtstrubels sehnen sich viele Menschen nach besinnlichen Stunden des Schauens, des Sich-Erinnerns und des Sich-Erfreuens. Wer solches sucht, sollte ins Clemens-Sels-Museum gehen. Auch nach Weihnachten ist dazu noch Gelegenheit, denn die Ausstellung ist bis zum 27. Januar geöffnet. Die Begleitpublikation „Christkind, Weihnachtsmann & Co.“ ist sehr geeignet, die schönen Eindrücke zu vertiefen.

Weitere Informationen über die Ausstellung „Christkind, Weihnachtsmann und Co. – Eine kulturgeschichtlich-volkskundliche Ausstellung über die weihnachtlichen Gabenbringer“ erteilt das Clemens-Sels-Museum, Am Obertor, 41460 Neuss, Telefon (0 21 31) 90 41 41, Fax (0 21 31) 90 24 72, www.clemens-sels-museum.de, E-Mail: museum@stadt.neuss.de und info@clemens-sels-museum.de.

Der Mann an der Spitze der Stasi

Von Klaus Gröbig

Erich Fritz Emil Mielke erblickte am 28. Dezember 1907 in Berlin-Wedding das Licht der Welt. 1921 tritt er dem „Kommunistischen Jugendverband Deutschlands“ (KJVD), 1924 dem „Rotfrontkämpferbund“ und 1925 der KPD bei. Mielke wird auch Mitglied des „Parteiselbstschutzes“. Der ist bewaffnet und hat die Aufgabe zu morden, wenn die Partei dieses als notwendig erachtet. 1931 ist es soweit. Auf dem Bülowplatz, der heute trotz der sogenannten Wende in der DDR immer noch den Namen von Rosa Luxemburg trägt, ermordet Mielke hinterrücks die beiden Polizeihauptleute Lenk und Anlauf. Nach der Tat setzt er sich in die Sowjetunion ab. In Abwesenheit wird er zum Tode verurteilt.

Nach dem Spanischen Bürgerkrieg, an dem er auf Seiten der Internationalen Brigaden teilgenommen hatte, schickte die Partei ihn zur Unterstützung der Genossen nach Frankreich und Belgien. In Westeuropa blieb er auch den ganzen Krieg über. Als er 1944 verhaftet wurde, erkannte die Gestapo nicht, wer ihr da ins Netz gegangen war. Mielke arbeitete als zwangsverpflichteter Arbeiter bei der Organisation Todt.

Nach Kriegsende geht er in die Sowjetische Besatzungszone und macht dort rasch Karriere. 1945 wird er Abteilungsleiter Polizei und Justiz beim Zentralkomitee


Erich Mielke Foto: Archiv

der KPD, bald leitet er die Polizeiinspektion Berlin-Lichtenberg, um dann zum Vizepräsidenten der Deutschen Verwaltung des Inneren aufzusteigen. Nach der Ausübung verschiedener anderer Ämter rückt er 1950 in das Zentralkomitee der SED auf. Noch im selben Jahr wird er auch stellvertretender Minister für Staatssicherheit. 1957 ist er endlich am Ziel. Er wird Minister für Staatssicherheit und baut die Stasi zu einer weltweit führenden Spionage-, Spitzel- und Überwachungsorganisation aus.

Als Folge der friedlichen Revolution in Mitteldeutschland tritt er am 7. November 1989 als Minister zurück. Auch seine Partei, die SED, will ihn nicht mehr haben und wirft ihn am 3. Dezember hinaus. Zwar werden zahlreiche Prozesse gegen ihn vorbereitet, aber er wird am 26. Oktober 1993 nur noch wegen der Mordtat auf dem Bülowplatz verurteilt. Bereits 1995 wird er aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig „auf Bewährung“ entlassen. Schließlich werden alle anderen Verfahren eingestellt.

Am 21. Mai 2000 stirbt Erich Mielke im Alter von 92 Jahren in einem Altenpflegeheim in Berlin-Hohenschönhausen. Am 6. Juni 2000 wird die Urne Erich Mielkes in einem anonymen Urnengrab auf dem Berliner Zentralfriedhof Friedrichsfelde beigesetzt. Es ist der selbe Friedhof, auf dem auch Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht und andere „verdiente Sozialisten“ ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

SUPER-ABOPRÄMIE

für ein Jahresabo der



Wolfgang Korall, Ernst- Otto Luthardt
Ostpreußen- Gestern und Heute

Über 240 Bilder zeigen Ostpreußen in seiner ganzen Vielfalt. Sechs Spezialthemen berichten über den berühmten Astronom und Mathematiker Nicolaus Copernicus, den Oberländischen Kanal, Bernstein - das Gold der Ostsee die Wolfsschanze. Ein Bildteil mit alten Schwarz-Weiß-Bildern von 48 Seiten führt zurück in die Zeit, als Ostpreußen noch nicht zerstört war und Königsberg eine lebendige Großstadt mit zahlreichen Sehenswürdigkeiten. Geb., 208 Seiten, ca. 300 Abb., Format: 24 x 30 cm

3 x Ostpreußen für Sie als Geschenk

Unser wertvolles Ostpreußen-Paket mit diesem schönen Buch und den beiden DVDs

3 x Ostpreußen für Sie



Schatzkästchen Ostpreußen, Doppel-DVD

Das „Schatzkästchen Ostpreußen" präsentiert die umfangreichste Sammlung alter Filme aus Ostpreußen.
Die 17 Dokumentarfilme wurden in den Jahren zwischen 1920 und 1945 gedreht:
Freuen Sie sich auf ein Wiedersehen mit alten Filmen, die seit Jahren nicht mehr zu sehen waren, und entdecken Sie völlig unbekannte Filmstreifen, die erst jetzt aus einem bislang verschlossenen Archiv der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können.
Alle Filme sind ungekürzt in der ursprünglichen Bild- und Tonfassung, um den authentischen Charakter zu bewahren.
Auf eine Kommentierung aus heutiger Sicht oder neu gedrehtes Filmmaterial wurde verzichtet.
Als Extra bietet die Doppel-DVD den Film „Ostpreußen-Flieger", der die Geschichte des Segelfliegens auf der Kurischen Nehrung erzählt, sowie den Bonusfilm „Segelfliegerlager Leba".
Laufzeit: 195 Minuten + 126 Minuten Bonusfilme

Mit Bonusfilm Ostpreußen- Flieger

Ostpreußen: Reise in ein fremdgewordenes Land / Ermland und Masuren -

"Ostpreußen - Reise in ein fremdgewordenes Land": Eine Reise in das nördliche Ostpreußen ist heute eine Reise nach Russland und Litauen. Noch vor zehn Jahren war der Weg nach Königsberg nur mit besonderer Genehmigung möglich.
"Ostpreußen - Ermland und Masuren": Der Film zeigt die wichtigsten Orte mit ihren schönsten Sehenswürdigkeiten.
Die Reise führt über Allenstein, das "Gut Gartenpungel", über Nikolaiken, Mohrungen, Sorquitten, das Kloster "Heilige Linde", Hohenstein, Elbing, Marienburg, Frauenburg und zur ehemaligen Bunkeranlage "Wolfschanze" in Rastenburg.

Bonusfilm: "Ostpreußen - Reise in die Vergangenheit" - Der Film zeigt in wunderschönen historischen Aufnahmen aus den 30er und 40er Jahren Ostpreußen wie es einmal war: das Torfmoor bei Tawellingken, Felder und Siedlungen bei Trapphöhnen, der Hafen von Memel, die Ostmesse in Königsberg, der Oberländische Kanal, der verlandende Drausen-See, Flößer bei der Arbeit u.v.m.

Preußische Allgemeine Zeitung – Das Ostpreußenblatt – Immanuel Kant und seine Sternstunden

Lesen Sie die
Preußische Allgemeine Zeitung

- **Informationen**, die Hintergründe aufzeigen.
- **Themen**, die Sie woanders nicht lesen.
- **Kommentare**, die aussprechen, was andere verschweigen.

ANTWORT COUPON

Einfach absenden an:
Preußische Allgemeine Zeitung
Parkallee 84/86
20144 Hamburg
oder am schnellsten per
SERVICE-TELEFON bestellen
Telefon: 040/41 40 08 42
Fax: 040/41 40 08 51
www.preussische-allgemeine.de

Schicken Sie mir bitte die Preußische Allgemeine Zeitung von der nächsten erreichbaren Ausgabe an für mindestens 1 Jahr und zusätzlich das Preußen-Paket für z.Zt. nur EUR 99,60 im Jahr (inkl. Versandkosten). Mit dem Bezug der Preußischen Allgemeinen Zeitung werde ich gleichzeitig Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen. Gültig ist der jeweils aktuelle Bezugspreis. Die Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Für bestehende oder eigene Abonnements oder Kurzzeitabos (unter 12 Monaten) wird keine Prämie gewährt. Im letzten halben Jahr waren weder ich noch eine andere Person aus meinem Haushalt Abonnent der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Prämienauslieferung solange Vorrat reicht. Lieferung nur innerhalb Deutschlands.

☒ Ja, ich abonniere für mindestens 1 Jahr die Preußische Allgemeine Zeitung und möchte das Geschenk- Paket Ostpreußen

☐ bequem + bargeldlos durch Bankabbuchung ☐ gegen Rechnung

Name/Vorname:

Straße/ Nr.:

PLZ/Ort:

Telefon:

Kontonummer:

Bankleitzahl:

Geldinstitut:

Datum, Unterschrift

Eine Kultur des Lernens und des Friedens

Mitten im Krieg leben Juden und Araber in der »Oase des Friedens« gleichberechtigt zusammen

Von ROBERT B. FISHMAN

Newe Shalom / Wahat al Salam, Israel. Im Eingang hängen die Hoffnungen zweier Völker: Die Kinder haben Friedenstauben mit palästinensischen und israelischen Fahnen gemalt. Ein Bild zeigt ein Männchen mit dem blauen Davidstern auf seinem Umhang und der schwarz-weiß-grün-roten Flagge der Palästinenser im Kopf. Im Zimmer der Dritten Klasse erklären bunte Kinderzeichnungen das arabische und das hebräische Alphabet. Zwei Lehrer unterrichten gemeinsam – einer in arabischer, der andere in hebräischer Sprache. Schon im Kindergarten wachsen die Kleinen zweisprachig auf. „Hier ist es egal, ob du Jude oder Araber bist", erzählt die 15jährige Mai Shbeta. „Wirklich, ich habe jüdische und arabische Freunde, wir feiern die christlichen, jüdischen und muslimischen Feste", beantwortet sie die fragenden Blicke eines Besuchers.

Die großgewachsene Mai mit den langen schwarzen Haaren ist so etwas wie ein Mensch gewordener Traum des Nahen Ostens. Ihr Vater ist Araber, ihre Mutter Jüdin. Die Familie wohnt in Newe Shalom oder Wahat al Salam, wie die „Friedensoase" zwischen Tel Aviv und Jerusalem auf Arabisch heißt: Juden und Araber, Christen und Moslems leben hier gleichberechtigt miteinander. Streit gibt es nicht mehr als in jedem anderen Dorf auch.

„Als wir gekommen sind, gab es hier nichts. Nur Dornen und Steine", erinnert sich die Schweizer Jüdin Evi Guggenheim an ihren ersten Besuch in der Friedensoase vor 30 Jahren. „Damals kamen die Leute aus Idealismus", sagt Evi Guggenheim, die in Newe Shalom ihren späteren Mann kennengelernt hat und blieb. Wie Evis Mann Eyas stammt Rahida aus einem arabischen Dorf im heutigen Israel. Ihre Eltern sind 1948 vor den heranrückenden israelischen Soldaten mehr oder minder freiwillig geflohen. Die Armeen der drei arabischen Nachbarländer hatten den soeben ausgerufenen jüdischen Staat überfallen. Wider Erwarten eroberten die Israelis den arabischen Teil Galiläas und das Land zwischen der Küste und Jerusalem, auf dem heute die Friedensoase steht.

Den Preis für den verlorenen Krieg zahlten die arabischen Palästinenser. Jedes Jahr am 15. Mai, dem Tag der Naqhba (arabisch für „Katastrophe"), betrauern sie den Verlust ihrer Heimat, während die Juden Israels Unabhängigkeitstag feiern. Ein Datum, zwei Geschichten und viele Wahrheiten.

Rahida, die Flüchtlingstochter, lehrt jüdische und arabische Kinder in Newe Shalom beide Sichtweisen. Weil die israelischen Schulbücher die Geschichte aus der jüdischen Perspektive darstellen und die palästinensischen Flüchtlingslager nicht erwähnen, arbeitet die Schule von Newe Shalom auch mit eigenen Heften. „Wir haben den Kindern beide Versionen der Geschichte erzählt", erinnert sich der ehemalige Schulleiter Abdessalam Najjar, und sie dann gebeten, darüber zu schreiben und zu malen. In den Folgejahren haben die Kinder den Tag selbst gestaltet – „ganz ohne Fahnen", wie Najjar ergänzt. „Wir Erwachsenen haben dabei viel gelernt."

Zehn Prozent der 300 Kinder, welche die Grund- und Mittelschule der Friedensoase besuchen, wohnen in Newe Shalom. Die anderen kommen aus den Dörfern in der Umgebung. Die Den Haager Soziologin Baukja van der Veen erforscht in Newe Shalom / Wahat al Salam, wie „die Kinder ihre Identität zwischen dem Konflikt draußen und den Friedenswerten in der Schule entwickeln." Vor allem die arabischen Schülerinnen und Schüler empfänden das Leben in der Friedensoase als frei. „Sie leben zuhause in kleineren Wohnungen in ärmeren, übervölkerten Orten, wo viele von ihnen Gewalt, Enge und Gefahr erleben. Hier dagegen können sie mit jedem angstfrei reden und sich auf dem parkähnlichen Gelände frei bewegen", bilanziert van der Veen. Weil die arabischen Schulen in Israel schlechter ausgestattet sind als die jüdischen und die Kinder nur mit gutem Hebräisch eine Chance auf sozialen Aufstieg haben, melden vor allem arabische Eltern ihre Kinder in Newe Shalom an.

Für die jüdischen Kinder ist es, so van der Veen, „nett, wenn sie arabisch sprechen, aber nicht notwendig". In der Oberstufe verlassen viele jüdische Kinder sogar die Klassen in Newe Shalom. An anderen Schulen hätten sie eine größere Auswahl an jüdischen Freunden und möglichen Ehepartnern. So kommen fast zwei Drittel der Schülerinnen und Schüler in der Friedensoase aus arabischen Familien. Im Unterricht antworten sie oft auf Hebräisch, selbst wenn ein Lehrer sie auf Arabisch anspricht. Unbewußt haben die Kinder verinnerlicht, daß man mit Erwachsenen die Mehrheitssprache des Landes spricht.

Die Friedensoase versteht sich als „Gemeinschaft der Gleichheit in einer ungleichen Umgebung". In den Seminaren der Friedensschule lernen junge Juden und Araber aus ganz Israel und den palästinensischen Gebieten, genauer hinzusehen. In den Work-shops und Seminaren entdecken sie die eigenen Vorurteile und die Wege, gewaltfrei damit umzugehen. „Vielleicht habe ich auch 20 Prozent islamischen Dschihad in mir", überlegt der ehemalige Lehrer und Bürgermeister der Friedensoase Abdessalam Najjar, „aber zu 80 Prozent bin ich ein friedlicher Mensch und das stelle ich in meinen Mittelpunkt." In Newe Shalom gehe es nicht darum, politische Lösungen vorzuschlagen, sondern die Wahrnehmung für sich selbst und die Anderen zu schärfen.

„Wir reden hier möglichst nicht über Recht oder Unrecht, sondern über unsere Interessen und Bedürfnisse." Juden und Araber unterscheiden sich dann kaum noch. Sie wünschen sich Wohlstand, Frieden, Arbeit, Gesundheit oder die Versorgung mit Wasser. „Dann überlegen wir, wie wir diese Bedürfnisse für uns alle befriedigen können."



Friedliches Miteinander: Jüdische und palästinensische Kinder im Unterricht Foto: Fishman

Schlemmerreise durch die Geschichte

Ein Restaurantführer stellt historische Gasthöfe in Berlin und Brandenburg vor

Von SILKE OSMAN

Die berühmteste Herberge im abendländischen Gedächtnis ist ganz ohne Zweifel der Stall zu Bethlehem, ein Ort der Zuflucht und der Geborgenheit. Schon Maria und Josef suchten in ihrer Not einen Raum, in dem sie sich sicher aufgehoben fühlen konnten. Einen Ort der Ruhe und Entspannung wollen auch in unserer meist hektischen Zeit viele Menschen für sich beanspruchen. Wellness, sprich Wohlfühlen, wird mehr denn je großgeschrieben, wenn es um die Auswahl eines richtigen Hotels geht. Auch das sogenannte Ambiente muß schließlich stimmen. Wenn ein Hotel oder Gasthof dann sogar eine Geschichte erzählen kann, wenn dort auch schon einmal berühmte Persönlichkeiten zu Gast gewesen sind und schließlich sogar die Speisekarte allerschönste Leckereien verspricht, was will das Herz dann mehr?

Das Wort „Hotel" stammt übrigens aus dem Französischen und geht auf die Göttin Hestia zurück. In der Mitte ihres Hauses stand der Herd, zu dem man den Gast führte, als Zeichen, daß er willkommen war. Ursprünglich waren Hôtels palastartige Stadthäuser des Adels. Seit dem 18. Jahrhundert gebraucht man den Namen auch für Gasthäuser mit gehobenem Anspruch. Das erste Hotel der Welt wurde am 25. Januar 1774 im Londoner Covent Garden als „Grand Hotel" von dem Friseur Low eröffnet. Bis dahin gab es nur möblierte Zimmer oder Gastwirtschaften mit einem Speiseangebot.

Restaurants kannte man schon im Römischen Reich. So wurden in Pompeji über 120 Kneipen und Restaurants gezählt. Die Restaurants hatten meist einen Tresen zur Straße, an dem Imbisse verkauft wurden, sowie ein oder mehrere Eßzimmer. In den einfacheren saßen die Gäste auf Stühlen, die größeren waren mit Liegen und Fresken ausgestattet, ähnlich wie private Speisezimmer. Restaurants im heutigen Sinn entstanden erst zur Zeit der französischen Revolution. Im Unterschied zu den Speisegaststätten, wo es nur ein Tagesmenü zum Festpreis gab, wurden die Gäste dort an Einzeltischen plaziert; es gab eine Speisekarte und meist auch rund um die Uhr eine warme Mahlzeit außer Haus.

Das richtige Gasthaus zu finden ist nicht immer leicht, vor allem bei der Vielzahl der verschiedenen Einrichtungen. Der Preis muß ebenso stimmen wie die Leistung. Und so greift man dann gern auf entsprechende Restaurantführer zurück, besonders wenn man sich in einer unbekannten Umgebung zurechtfinden will. Da kommt nicht nur dem Gourmet eine Reihe aus dem be.bra Verlag gelegen, die historische Gasthöfe in Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen oder Schleswig-Holstein vorstellt. In zweiter überarbeiteter Auflage ist jetzt der Band **„Historische Gasthöfe in Berlin und Brandenburg"** (178 Seiten, 654 Abb., geb., 24,90 Euro) herausgekommen. Dieser Gastronomieführer der besonderen Art stellt über 70 Restaurants in der Hauptstadt und in Brandenburg in Wort und Bild vor und liest sich darüber hinaus wie ein Geschichtsbuch zur preußischen Historie. Vom Schloß bis zur ehemaligen Fabrik, gediegen oder elegant, haben Günter Köhler und Friedhold Birnstiel getestet und Wissenswertes über die Häuser und ihr Angebot festgehalten. Eine kulinarische Reise für Geschichtsfreunde.



Gemütlich: Lutter & Wegner am Berliner Gendarmenmarkt, wo auch schon E. T. A. Hoffmann seinen Wein trank Foto: be.bra Verlag

An einem Tag wie diesem

Es war kalt an diesem Tag, der für die meisten Menschen ein ganz besonderer Tag war. Der Wind fegte durch die Straßen der großen Stadt, und wer konnte, hatte sich ein gemütliches Plätzchen im Warmen gesucht. Die junge Frau wikkelte ihren Mantel fester um sich und zog die Schultern hoch, um sich gegen den eisigen Hauch zu schützen. Die Kälte aber kam nicht nur von außen, auch in ihrem Inneren hatte sie sich breitgemacht. Hoffnungslosigkeit war in den Augen der jungen Frau zu lesen. Weihnachten, phh ...

Gedankenverloren war sie vor einem der festlich geschmückten Schaufenster stehen geblieben. Alles nur Tand, und dazu noch sündhaft teuer, dachte sie. Wer brauchte schon silbern glänzende Sektkühler, wenn das Haushaltsgeld nicht einmal für einen heißen Kaffee extra reichte. Sie spielte mit den paar Münzen in der Manteltasche, die ihr für diese Woche noch geblieben waren. Damit war wirklich kein Staat zu machen. Und doch ... Entschlossen ging sie weiter. Am Ende der Straße war ein kleines Lädchen, dort gab es die herrlichsten Lebkuchen der Stadt. Einen würde sie sich gönnen, an einem Tag wie diesem.

Fast hätte sie den alten Mann nicht gesehen, der da im Hauseingang Zuflucht vor der Kälte gesucht hatte. Welch eine Armut! Betroffen zählte sie ihre Barschaft. Die Hälfte würde auch reichen für einen Lebkuchen, die restlichen Münzen steckte sie kurzentschlossen dem alten Mann zu. Der wußte gar nicht wie ihm geschah und nickte nur verwirrt, als sie ihm „Frohe Weihnachten" wünschte. Mit einem Lächeln auf den Lippen betrat sie den Laden. *SiS*

Weiße Lilien und Mandelmus

Weihnachten bei den Buddenbrooks – und bei der Familie Mann

Von Klaus J. Groth

Dann endlich kam der Abend des 23. Dezembers und mit ihm die Bescherung im Saale zu Hause ...“ So beginnt die Schilderung des Weihnachtsfestes in Thomas Manns Roman „Buddenbrooks“. Bescherung schon am 23. Dezember? Ja! In dieser weitläufigen Lübecker Familie mußte der Heiligen Abend auf drei Tage verteilt werden, ein einziger Tag wäre für den wunderbaren Weihnachtszauber nicht ausreichend gewesen.

Bei den Manns, erinnerte sich die 2002 verstorbene Meeresrechtlerin Elisabeth Mann Borgese, jüngste Tochter des Dichters Thomas Mann und seiner Frau Katia, sei Weihnachten immer etwas ganz Besonderes gewesen. Als sie das in der filmischen Dokumentation „Die Manns“ von Heinrich Breloer sagte, blitzte bei der Erinnerung ein helles Lachen aus ihren Augen. Und dieses in der filmischen Familiensage gebannte Lachen, wird immer mit den Erinnerungen an das Weihnachtsfest bei den Buddenbrooks und bei den Manns erhalten bleiben.

Der Dichter Thomas Mann verstand sich darauf, den Heiligen Abend wirkungsvoll auszustatten. Er hatte dazu schließlich die entsprechende Vorlage: Seinen eigenen Roman „Buddenbrooks“. Der Schriftsteller und spätere Nobelpreisträger schildert darin auf die ihm eigene subtile Weise das Weihnachtsfest der Lübecker Kaufmannsfamilie Buddenbrook, das er dann später ganz ähnlich in der eigenen Familie zelebrierte.

Ein bißchen ist davon auch heute noch zu spüren, wenn das Thomas- und Heinrich-Mann-Zentrum in Lübeck in der Adventszeit zu „Weihnachten bei den Buddenbrooks“ einlädt. Dann duftet es in dem Haus Mengstraße 4 köstlich nach Braunen Kuchen, Rotspon (in Lübeck in alten Eichenfässern gereifter französischer Rotwein) und süßem Punsch, Düfte, die auch bei den Buddenbrooks durch die weihnachtlichen Zimmer zogen.

Weihnachten bei den Buddenbrooks, das näherte sich behutsam, schwebte förmlich mit vielen kleinen Zeichen der Verheißung herbei. Bald hing am „ersten Advent in Großmamas Eßsaal ein lebensgroßes buntes Bild des Knecht Ruprecht“, dann war die Bettdecke „mit knisterndem Flittergold bestreut“, schließlich kam Knecht Ruprecht persönlich. Am 24. Dezember endlich, wenn die große Familie des Nachmittags zusammenkam, versammelten sich wohl so an die 20 Personen im herrschaftlichen Landschaftszimmer. In der angrenzenden Säulenhalle stimmten die Chorknaben der St. Marienkirche „Tochter Zion, freue dich!“ an, und die hellen Stimmen „zogen aller Herzen mit sich empor, ließen das Lächeln der alten Jungfern milder werden ...“ Kaum war der letzte klare Akkord verklungen, schritt die Konsulin langsam zum Tische „und setzte sich inmitten ihrer Angehörigen auf das Sofa ..., zog die große Bibel heran, ... nahm einen Schluck Zuckerwasser und begann, das Weihnachtskapitel zu lesen.“ Anschließend ging es, gefolgt von den Dienstboten und den Hausarmen, die verlegen und scheu auf den Korridoren gewartet hatten, durch eine Flügeltür in das Bescherungszimmer, das im Falle der Buddenbrooks ein Saal war: „Der ganze Saal, erfüllt von dem Dufte angesengter Tannenzweige, leuchtete und glitzerte von unzähligen kleinen Flammen, und das Himmelblau der Tapete mit ihren weißen Götterstatuen ließ den großen Raum noch heller erscheinen. Die Flämmchen der Kerzen, die dort hinten zwischen den dunkelrot verhängten Fenstern den gewaltigen Tannenbaum bedeckten, welcher, geschmückt mit Silberflittern und großen weißen Lilien, einen schimmernden Engel an seiner Spitze und ein plastisches Krippenarrangement zu seinen Füßen, fast bis zur Decke emporragte, flimmerten in der allgemeinen Lichtflut wie ferne Sterne. Denn auf der weiß gedeckten Tafel, die sich lang und breit, mit den Geschenken beladen, von den Fenstern fast bis zur Türe zog, setzte sich eine Reihe kleinerer, mit Konfekt behängter Bäume fort, die ebenfalls von brennenden Wachslichtern erstrahlten ... “

So war Weihnachten bei den Buddenbrooks. Oder richtiger: So begann es. Denn wenn für die Kinder die Bescherung auch den Höhepunkt bildete, für die Erwachsenen kam er erst mit dem Festessen. Als kleine Stärkungen zwischendurch wurde in großen Kristallschüsseln ein gelber körniger Brei herumgereicht – „Mandelcreme, ein Gemisch aus Eiern, geriebenen Mandeln und Rosenwasser, das ganz wundervoll schmeckte, das aber, nahm man ein Löffelchen zuviel, die furchtbarsten Magenbeschwerden verursachte.“ Und als das besagte Festessen dann aufgetragen wurde, kamen da Karpfen in aufgelöster Butter mit altem Rheinwein, Puter, gefüllt mit einem Brei von Maronen, Rosinen und Äpfeln, dazu alter Rotwein. Anschließend Eisbaisers und knusprige Waffeln zu einem ölgelben griechischen Wein.

So war das bei den Buddenbrooks. Und wie das bei den Manns war, das schildert Thomas Mann in seiner Tagebuchaufzeichnung vom 24. Dezember 1918: „Es war wie jedes Jahr ... Die 4 größeren sangen bei mir im Dunklen, während der Baum angezündet wurde. ... Gemeinsames Abendessen mit Truthahn, Mehlspeise, Mosel- und Süßwein, nebst Nachtisch aus Weihnachtsgebäck. Die Kinder festlich aufgeräumt. Moni, die, wie Golo, auf Wunsch ein kleines Separatbäumchen bekommen hatte, kam damit hereingetanzt und küßte das Bäumchen.“ Er hat sich eben nahe an die von ihm geschaffene Vorlage gehalten beim Weihnachtsfest, der Dichter Thomas Mann.

Prachtvoll: Weihnachtszimmer im Lübecker Buddenbrook-Haus Foto: Schöning Verlag / Silke Gödecke

Plötzlich war Weihnachten

Mannomann, ist das eine Kälte heute“, brummelte der Alte und wickelte seinen Mantel fester um seinen mageren Körper. Mit schweren Schritten ging er die Straße hinunter, vorbei an den hellerleuchteten Geschäften, wo die Menschen letzte Geschenke für den Gabentisch suchten. Phh, Weihnachten, das gab es für ihn schon lange nicht mehr. Wer sollte ihn, den Alten von der Straße, schon beschenken? Meist erntete er nur verächtliche Blicke, wenn er mit seinem Bündel, in dem sich seine gesamtem Habseligkeiten befanden, durch die Stadt pilgerte.

Dabei war er früher ein angesehener Bürger gewesen. Hatte einen guten Arbeitsplatz gehabt, eine Familie. Dann war alles von einem Tag auf den anderen den Bach hinuntergegangen. Die Firma war pleite gegangen, und er hatte keinen neuen Arbeitsplatz gefunden – in seinem Alter gehörte man schließlich schon zum alten Eisen. Seine Frau hatte die Situation nicht mehr ausgehalten und war aus der gemeinsamen Wohnung ausgezogen. Der Vermieter hatte ihm keine Chance gelassen und die Wohnung räumen lassen. Wo sollte er hin? Freunde hatten sich längst von ihm distanziert. In den Unterkünften für Obdachlose fühlte er sich nicht wohl, außerdem wurde dort viel geklaut. Es blieb ihm nur die Straße. Im Sommer war das kein Problem, da fand sich immer ein nettes Plätzchen, an dem er die Nacht verbringen konnte. Aber im Winter! Meist suchte er sich einen Hauseingang, in dem er, geschützt vor dem kalten Wind, die Nacht verbringen konnte. Gerade hatte er nun seine Heimstatt für eine Nacht bezogen, als plötzlich eine junge Frau über ihn stolperte. Sie murmelte „Frohe Weihnachten“ und drückte ihm ein Geldstück in die Hand. Er starrte es an, rieb vorsichtig darüber. Es war nicht das Geld, das ihm die Tränen in die Augen trieb. Zum ersten Mal seit langem hatte ihn ein Mensch angesehen, hatte ihn überhaupt bemerkt. Der Alte murmelte leise: „Frohe Weihnachten.“ Aber das hörte die junge Frau nicht mehr. *SiS*

Ein entscheidendes Zeichen von Gottes Liebe

Die frohe Botschaft der Weihnachtskrippen – Gedanken zum Christfest

Von Klaus Plorin

In Bayern und Schwaben, mancherorts auch in Thüringen, erst recht in Tirol, Italien, Polen und Lateinamerika werden zur Advents- und Weihnachtszeit Weihnachtskrippen mit einem gebastelten kleinen Stall oder Schuppen und bunten Figuren verschiedenster Größe, in kunstvoller oder eher volkstümlicher Darstellung aufgebaut. Wie es die Weihnachtsgeschichte des Lukas (2,1-20) beschreibt, liegt das neugeborene Jesuskind in einer Futterkrippe oder sitzt auf Marias Schoß, als Mittelpunkt des Geschehens oft von einer Kerze daneben oder von einem versteckten Strahler hervorgehoben. Josef steht staunend oder kniet, ein Feuer anmachend, daneben. Ein Stern und Engel schweben darüber. Ochs und Esel sind im Hintergrund zu sehen, ein paar Hirten stehen oder knien davor, von einigen ihrer Schafe begleitet.

Auch die in Matthäus 2,1-11 genannten Weisen aus dem Morgenland sind schon da. Sie sitzen in langen Gewändern noch auf ihren Kamelen oder nähern sich gerade dem Kind in anbetender Haltung, um ihm ihre Geschenke, Gold, Weihrauch und Myrrhe zu überreichen. Und um die Szene noch bedeutender und lebendiger zu gestalten, nähert sich bei einigen Darstellungen sogar noch eine Volksmenge. Bauersleute in Trachten, Handwerker und andere, jeweils in ihrer typischen Berufskleidung, auch Kinder und Haustiere sind auf dem Weg zum Stall zu sehen.

In Wirklichkeit wird es bei der Geburt Jesu viel einsamer und stiller zugegangen sein. Aber das in den Weihnachtsgeschichten bei Lukas und Matthäus sowie in den

> »Alle Welt läuft ihm nach«

Weihnachtskrippen dargestellte Auftreten so vieler Personen nimmt vorweg, was erst später vom erwachsenen Jesus von Nazareth gesagt wurde: „Alle Welt läuft ihm nach“ (Joh. 12, 19), und was noch viel später in der Geschichte der Christenheit geschah und wahr wurde.

Die stummen Krippenfiguren erzählen uns, was damals geschah, fragen uns aber auch, wie weit wir uns mit ihnen identifizieren können, ob auch wir in der jeweils uns angemessenen Weise zur Anbetung Jesu Christi bereit sind. Da treten Engel auf, Boten Gottes, um das weltbewegende Geschehen zu verkünden und zu deuten. Die Geburt Jesu als frohe Botschaft, als Geschenk der Liebe und des Friedens Gottes für alle Menschen in diesem Jesus Christus. – Wenn wir sein Evangelium annehmen und darauf vertrauen, dann sind auch wir als Christen, jeder von uns von Gott beauftragt, seine Engel, Boten seiner Liebe und seines Friedens zu sein. Jeder in seinem Bereich und im Rahmen seiner Fähigkeiten.

Hirten, die einer verachteten und oft beschuldigten Unterschicht angehören, dürfen zuerst die frohe Botschaft hören und kommen auch als die Ersten zu Jesus, um Gott zu loben und zu preisen. Später sind es die „Mühseligen und Beladenen“, „Zöllner und Sünder“, Kranke und Verstoßene, zu denen Jesus sich zuerst gesandt fühlt, denen er hilft, die er tröstet und aus ihrem Elend befreit, so daß diese dann auch die ersten dankbaren Anhänger Jesu werden. – Machen sie nicht auch uns Mut, uns zu unserer inneren und äußeren Zerrissenheit, Hilflosigkeit und Schuld zu bekennen und uns in vertrauensvoller Verbundenheit mit Jesus Christus von ihm neue Lebenskraft und Menschenwürde schenken zu lassen?

Hochmütige Verächter des aus der jüdischen Provinz stammenden, unstudierten und von keiner griechischen Philosophie wissenden Jesus von Nazareth und der auf ihn sich berufenden Religion gab es immer schon und heute in allen Gesellschaftsschichten, besonders unter den „Gebildeten unter ihren Verächtern“ (Schleiermacher). – Dennoch müssen wir Christen uns nicht als dumm, gestrig und weltfremd fühlen. Denn es gibt ja genügend „Weise“, Dichter und Denker, Philosophen und Wissenschaftler in der europäischen Geistesgeschichte aller Fachrichtungen bis heute, die sich zu Jesus Christus bekennen und ihm die Ehre geben. Der Naturwissenschaftler Peter Grünberg aus Jülich (Rheinland), der gerade den Nobelpreis für Physik erhielt, schrieb im Magazin „Cicero“: „Ja, natürlich glaube ich an Gott.“

Königen und anderen großen und kleinen Herrschern fällt es oft schwer, den „König aller Königreich“ (Georg Weissel) über sich anzuerkennen, ihr stolzes Haupt vor ihm zu beugen. Weil er doch auf so ganz andere Weise über die Menschen regiert. Kaiser Konstantin der Gr. (um 300) war der erste Christ auf einem Thron. Später bekannten sich fast alle Herrscher in Europa zum christlichen Glauben, zumindest äußerlich. Dennoch regierten einige von ihnen in vielen Fällen unchristlich und mißbrauchten die ihnen „von Gottes Gnaden“ anvertraute Macht. Ach, hätten wir doch heute mehr Christen an den Schalthebeln von Politik und Wirtschaft, die sich nicht nur auf dem Papier und in ihren Reden, sondern auch durch ihre Taten und Entscheidungen wirklich als Christen erweisen. Das ist aber zugleich eine Forderung an uns alle, die wir als Eltern, Erzieher, Ärzte, Vorgesetzte, Arbeitgeber und Politiker jeweils in irgend einer Form Macht über Menschen haben: Daß wir die uns übertragene Macht und den uns gegebenen Wissens- und Könnensvorsprung gewissenhaft in Verantwortung vor Gott und im Geiste Jesu nur zum Wohl und Segen für die anvertrauten Menschen und zur Ehre Gottes gebrauchen!

Wenn schließlich bei den Weihnachtskrippen so zahlreiche Figu-

> Nicht allein Beispiele christlicher Kunst

ren von Leuten aus dem Volk heranströmen, so soll das sicher die Brücke zu den Betrachtern schlagen und sie einladen: „Kommet, ihr Hirten, ihr Männer und Frau'n – Ihr Kinderlein kommet!“ Kommt doch auch ihr mit, wie so viele zur Krippe im Stall, zu Jesus! Aber nicht nur zum Kind in der Krippe, sondern auch zu Jesus dem Gekreuzigten und Auferweckten, den Gott zum Retter und Heiler unserer Menschheit bestimmt hat!

Das heranströmende Volk weckt schließlich auch die Frage: Warum feiern in Europa fast alle Menschen, sogar Nichtchristen, das Weihnachtsfest in irgendeiner Form, geben viel Geld für Geschenke und meist aufwendige Festgestaltung aus? Ist Weihnachten für viele vom Geburtsfest Jesu Christi zum Fest der Familie, der Liebe und des Schenkens geworden? Das wäre immerhin besser als gar nichts.

Deshalb müssen wir uns selbst fragen: Was ist für mich persönlich Kern und Sinn dieses Festes? Wie kann ich selbst, können wir unsere Dankbarkeit darüber, daß Gott uns in diesem Menschenkind in der Krippe seinen Sohn Jesus Christus als letztgültiges und entscheidendes Zeichen seiner Sünde und Tod überwindenden Liebe und Macht geschenkt hat, angemessen ausdrücken?

So sind die schön bunt und phantasievoll gebauten und ausgestatteten Weihnachtskrippen nicht allein Beispiele und Ausdruck nett anzuschauender christlicher Volkskunst, sondern auch Anlaß und Anstoß zu vertieftem Nachdenken über den Sinn und die Wirkungen unserer Weihnachtsfeste.

MELDUNGEN

Kirchengemeinde als Investor

New York – Christliche Mega-Gemeinden in den USA werden zunehmend zu einem Wirtschaftsfaktor. Viele der rund 1300 meist evangelikalen Gemeinden mit jeweils über 2000 Mitgliedern betreiben kommerzielle Unternehmen, etwa Sportanlagen, Einkaufszentren, Altenwohnungen, Theater und Kliniken. Darauf macht die Tageszeitung „New York Times“ aufmerksam. Hinter den Gewerbeaktivitäten steckten oft nicht nur wirtschaftliche Interessen, sondern auch geistliche. So habe die 4000 Mitglieder zählende Gemeinde Changepoint (Veränderungspunkt) in Anchorage (Bundesstaat Alaska) eine Sporthalle gebaut, um dadurch Familien auch für die Kirche zu erreichen. Ferner gehöre der Gemeinde eine Lagerhalle, die an einen Lebensmittelgroßhandel vermietet werde. Eine Sportarena sowie Häuser, Wohnungen und Büros gehören auch zur Gemeinde LifeBridge (Lebensbrücke) in Longmont (Colorado). Für umgerechnet über acht Millionen Euro habe die University Park Baptist Church (Baptistengemeinde am Universitätspark) in Charlotte (Nord Carolina) ein Ladenzentrum erworben, das teilweise für Kirchenzwecke genutzt werden solle. In Concord nahe Charlotte habe die First Assembly of God (Erste Versammlung Gottes) ein Pflegeheim mit 180 Betten, eine Privatschule für 800 Schüler, eine Tagesstätte für 150 Kinder, ein Freizeitenzentrum und einen Catering-Service eingerichtet. Ein Problem sei, daß die steuerbegünstigten gemeinnützigen Aktivitäten der Kirchen schwer von den kommerziellen zu trennen seien. Konkurrierende Unternehmen beschwerten sich bisweilen über unfairen Wettbewerb. Auch den Finanzbehörden falle es oft schwer, die Wirtschaftsbetriebe von Kirchen steuerlich zu veranlagen. *idea*

Bloß keinen Fusel

Wie man ohne Kater ins neue Jahr startet

Von Haiko Prengel

Am Neujahrstag werden wieder Millionen Bundesbürger mit elenden Kopfschmerzen aufwachen. Schließlich findet zu Silvester die Party des Jahres statt, und da zeigen sich selbst Partymuffel ungewohnt trinkfreudig. Doch das rauschende Fest muß nicht zwangsläufig im Delirium enden: „Mit ein paar Tricks kann man den Kater am Morgen danach vermeiden“, sagt Sven-David Müller-Nothmann, Vorsitzender des Deutschen Kompetenzzentrums für Gesundheitsförderung und Diätetik in Köln.

Allerdings gelingt das nicht, indem man auf altbekannte Trinksprüche wie „Bier auf Wein – das laß sein“ oder „Wein auf Bier – das rat ich dir“ setzt. „Diese Empfehlungen entbehren jeglicher wissenschaftlichen Grundlage“, betont Müller-Nothmann. Aber es spiele durchaus eine Rolle, womit man sich beschwipst: „Je schlechter die Qualität des Getränks, desto wahrscheinlicher ist der Kater“, sagt der Ernährungsexperte.

Billige Weine beispielsweise sind häufig stark geschwefelt und enthalten sogenannte Fuselöle – Nebenprodukte des Gärungsprozesses, die beträchtliche Kopfschmerzen auslösen können. Das gleiche gilt für minderwertige Schnäpse. Auch zuckrige Cocktails sind bedenklich: Zucker beschleunigt die Aufnahme des Alkohols, deshalb sollte man beim Wein oder Sekt zu trockenen Varianten greifen. Mit Bier macht man Müller-Nothmann zufolge am wenigsten falsch: Der Gerstensaft enthält mit 4,5 bis 6 Prozent vergleichsweise wenig Alkohol und relativ viele Nährstoffe.

„Besonders wichtig ist auch, daß man parallel zum Bier, Wein und vor allem zu Hochprozentigem ausreichend Wasser trinkt“, betont der Experte. Denn Alkohol fördert die Harnausscheidung über die Nieren (Diurese). Man muß häufiger zur Toilette und verliert dadurch viel Flüssigkeit und Elektrolyte. Das verstärkt die Kopfschmerzen am nächsten Morgen und macht sich zudem durch großen Nachdurst bemerkbar. „Meine Empfehlung: Nach einem Glas Bier immer ein Glas Mineralwasser trinken“, sagt Müller-Nothmann.



Prost Neujahr: Je trockener der Sekt, desto geringer der Kopfschmerz am Tag danach. Foto: ddp

Darüber hinaus sollte man nicht auf nüchternen Magen in die Silvesternacht starten, sondern mit einer Mahlzeit die Aufnahme des Alkohols bremsen. Eine gute Grundlage sind salz- und fetthaltige Speisen wie beispielsweise ein Frikadellenbrötchen oder eine Portion Matjeshering. Dieser enthält viel Salz, was einem Mangel an Elektrolyten vorbeugt. Während der Party kann man ab und zu ein paar Salzstangen knabbern.

Wacht man Neujahr dennoch mit einem Brummschädel auf, war vermutlich die Menge des getrunkenen Alkohols einfach zu groß.

„Alkohol ist auch ein Nervengift. Wenn wir zu viel davon aufnehmen, nützt natürlich die beste Unterlage nichts mehr“, sagt Müller-Nothmann. Dann hilft manchmal nur Acetylsalicylsäure, um die Kopfschmerzen einigermaßen erträglich zu machen. Auch viel Wasser trinken ist wichtig. Am besten eignet sich stilles Mineralwasser, um den angegriffenen Magen nicht noch zusätzlich mit Kohlensäure zu belasten. Eine Magnesiumtablette gibt dem Körper das wichtige Elektrolyt zurück und bekämpft ebenfalls die Kopfschmerzen.

Anstatt den Tag nach der großen Party im Bett zu verbringen, bietet sich ein Spaziergang an der frischen Luft an. Das beschleunigt den Alkoholabbau und wirkt sich zudem positiv auf die Stimmung aus. Denn die ist Neujahr bei vielen ohnehin nicht nur wegen des Katers im Keller.

„Viele Menschen setzen sich zum Jahresbeginn mit guten, aber unrealistischen Vorsätzen stark unter Druck“, sagt Rainer Künstler, Psychotherapeut in München. Klassisch ist der Vorsatz, mit dem Rauchen oder Trinken aufzuhören. Aber auch Vorhaben für ein harmonischeres Familien- oder ein erfolgreicheres Berufsleben sind beliebt.

„Neujahr stellt eine Zäsur im Kalender dar, anhand der man sich durchaus effektiv zu einer Veränderung im Leben motivieren kann“, sagt Künstler.

Viele scheiterten aber rasch, weil sie ihre Fähigkeiten überschätzten und zu wenig konkret blieben. „Der Wunsch, im neuen Jahr endlich glücklich zu sein, ist zu unspezifisch“, erläutert der Psychologe.

Besser sei, die Formulierung konkret zu formulieren, zum Beispiel von nun an einmal in der Woche Sport zu treiben oder sich an einem bestimmten Tag mit den liebsten Freunden zu treffen. „Solch bescheidene Vorsätze erhöhen die Chance, daß das neue Jahr tatsächlich ein besseres wird“, sagt Künstler.

Musik machen bringt Spaß

Kinder an die Welt der Klänge heranführen – Ob Blockflöte, Geige oder Akkordeon, das Kind sollte entscheiden



Spaß: Kinder sollten ihr Instrument selbst auswählen. Foto: ddp

Von Anja Schäfers

Die meisten Kinder erleben Musik schon als Baby. Sie beruhigen sich bei einer gesummten Melodie oder einem Lied wie „Schlaf, Kindchen, schlaf“. „Leider hören viele Eltern damit auf, wenn ihr Kind älter wird“, sagt Maxi Heinicke, Musikpädagogin und Mitarbeiterin des „Klingenden Museums“ in Berlin. „Ich kann nicht singen“ sei wohl das häufigste Argument dafür. Dabei wäre Kindern das egal. Sie hätten auch an schief gesungenen Liedern ihre Freude.

Das Singen der Eltern macht Kleinkindern Spaß und fördert ihre Sprachentwicklung und ihr Rhythmusgefühl. Grundsätzlich seien dafür alle Lieder geeignet. Auch durch einen laut mitgesungenen Popsong aus dem Radio lasse sich die Begeisterung für Musik vermitteln. „Am besten begreifen Kinder allerdings Kinderlieder“, berichtet Heinicke. Wer sich nur an „Hänschen klein“ oder „Backe, backe Kuchen“ erinnere, könne sich ein Liederbuch oder eine CD besorgen.

So wie Eltern anfangs oft mit dem Säugling auf dem Arm durch die Wohnung tanzen, gehöre auch später die Bewegung zur Musik dazu. „Das begleitende Hören hilft Kindern, die Musik besser zu verstehen“, sagt Heinicke. Zuerst würden diese andere Menschen nachahmen. Sie drehen sich zum Beispiel im Kreis und strecken die Arme wie die Mutter oder spielen Luftgitarre wie der Vater. Bald finden sie auch eigene Ausdrucksformen.

Kinder sind neugierig auf jede Art von Geräuschen, Tönen oder Rhythmen. „Sie müssen Dinge wie laut und leise, die uns selbstverständlich erscheinen, erst noch entdecken“, erläutert die Musikpädagogin. Gemeinsam mit dem Nachwuchs könne man zum Beispiel tropfendem Wasser lauschen, auf Kochtöpfe hauen und Krach machen oder eine Rassel aus Reis und einer Pappschachtel bauen.

Die professionelle musikalische Früherziehung beginnt meist im Alter von vier Jahren. „Hier können Kinder spielerisch ihre musischen Fähigkeiten entfalten“, sagt Claudia Wanner vom Verband deutscher Musikschulen. In kleinen Gruppen singen, tanzen und improvisieren die Jüngsten. Sie beschäftigen sich mit Musik und Naturgeräuschen oder lernen Noten und Musikinstrumente kennen.

Bei vielen Kindern entsteht dadurch der Wunsch, in einem Chor zu singen oder ein Instrument zu erlernen. Etliche Musikschulen bieten daher ab dem Vorschulalter ein Schnupperjahr oder das sogenannte Instrumentenkarussell an. „Hier probieren die Kinder verschiedene Musikinstrumente aus“, erläutert Wanner. In der Gruppe spielen sie zum Beispiel jeweils einige Wochen Gitarre, Violine, Flöte, Cello oder Trompete.

Die Zeiten, in denen sich jeder Anfänger mit der Blockflöte abquälen mußte, sind vorbei. „Es ist wichtig, daß ein Kind sich sein Instrument selbst aussuchen kann“, sagt Maxi Heinicke. Als Mutter oder Vater sollte man aber darauf gefaßt sein, daß es nach ein bis zwei Jahren wechseln möchte. Daher sollte man anfangs große Anschaffungen vermeiden. Teure Instrumente wie Violine oder Klavier könne man immer auch ausleihen.

Eltern sollten möglichst keinen Leistungsdruck aufbauen. Zuerst gehe es darum, daß Kinder selbst Musik machen und diese intensiv erleben. „Anfängern fällt es zum Beispiel schwer, einem Instrument wie der Geige schnell saubere Melodien zu entlocken“, berichtet die Musikpädagogin. Es sei eher kontraproduktiv, wenn Eltern von ihrem Kind erwarten, daß es rasch ein Stück erlerne und dies zu Weihnachten vortrage.

Gerade jüngere Kinder würden es aber mögen, wenn sich Vater oder Mutter beim Üben zu ihnen setze. „Dann kann man zum Beispiel zusammen mit den Teddys und Puppen Publikum spielen“, schlägt Heinicke vor. Dabei gehe es nicht darum, das Kind zu kontrollieren, sondern seine Leistung anzuerkennen und es zu motivieren.

Für das Üben können Eltern auch eine positive Routine fördern. „Das muß nicht viel Zeit in Anspruch nehmen“, sagt Claudia Wanner. Anfangs würden dafür vielleicht 20 Minuten täglich zum Beispiel vor oder nach den Hausaufgaben reichen. Dadurch würden Kinder weiterkommen und Erfolgserlebnisse haben.

Auch das Musizieren in der Gruppe kann hilfreich sein. Ob Flötenkreis oder Rockband, hier treffen Kinder auf Gleichgesinnte, und oft entstehen dabei Freundschaften. Und nicht nur das gemeinsame Proben mache Spaß, meist trete man auch zusammen auf.

Als Eltern sollte man sich immer für die gesamte Situation interessieren. Hat mein Kind Spaß am Spielen dieses Instruments? Übt es gerne und mag es den Unterricht? „Auch das Gespräch mit der Lehrkraft ist wichtig“, sagt Wanner. Denn mitunter sind Veränderungen ratsam. Für manche Kinder ist das ursprüngliche Instrument nicht das richtige oder sie kommen mit einem bestimmten Lehrer nicht klar. Andere können mit Klassik nichts anfangen, blühen aber bei einer anderen Musikrichtung auf.

Keine von sich überzeugte Regierung

Betr.: „Verschoben – Berlin wartet den Antrittsbesuch von Tusk ab" (Nr. 48)

Die Bundesregierung zeigt durch dieses Abwarten, wie wenig selbstbewußt sie ist und wie sie auf das Stirnrunzeln ihrer Nachbarn schielt. Eine von sich überzeugte Regierung vertritt ihre nationalen Interessen, ohne vorher darauf zu lauern, was andere, Fremde dazu meinen.

Leider müssen wir aber sehen, daß selbst in Bundesregierung und Bundestag Menschen deutscher Nationalität sitzen, die das Geschichtsbild der Sieger verinnerlicht haben, und zu denen gehört schließlich Polen, auch wenn die Russen Ostpolen kassiert haben und die sowjetischen Armeen auch in Polen gehaust haben.

Bernd Bielitzer, Berlin

Union ist schwabbelige Masse

Betr.: „Klare Ansage" (Nr. 49)

Ich meine auch, daß Frau Merkel ihre Partei nicht auf Angriff getrimmt hat und die Union in der Gefahr ist, der SPD hinterherlaufen zu müssen, die den Bürgern Wohltaten zukommen lassen will – wofür wir das Geld nicht haben – und sich erfolgreich den Anstrich gibt, als wäre sie die Partei der sozialen Gerechtigkeit. Der ausgesprochen blasse Steinmeier ist mit Frau Merkel schon gleichauf. Und wenn auch auf dem Parteitag der Union in Harmonie gemacht wurde, so ist das eher eine schwabbelige Masse. Der Aufschwung ist bei vielen Bürgern nicht angekommen, während höhere Gebühren und Preise sehr viele Bürger erreichen. Merkels Stern kann schnell sinken. Sie hat drei linke Parteien gegen sich.

Magdalena Reinshaben, Dresden

Wegducken

Betr.: „Eine Art Kuhhandel" (Nr. 47)

In den letzten Wochen begleiten mich Wut und Verbitterung! Warum? Nach sieben Jahren Gründungsidee für das „Zentrum gegen Vertreibung" ist nun die Katze aus dem Sack. Das ewige Wegducken beim Bekennen eigener Werte hat jetzt negative Folgen. Schon im Jahre 2006 und besonders in diesem Jahr konnte man beim „Tag der Heimat" in Berlin, wenn man richtig hingehört hatte, schon raushören, daß nur ein internationales „Zentrum gegen Vertreibung" in Aussicht gestellt werden könnte.

Beiden Rednern, Prof. Dr. H. G. Plöttering MdEP und Roland Koch MdL fehlte das eigene Wertefundament. Deutsche Politiker, egal aus welcher Partei, setzen auf Zeit und wären erfreut, wenn sie schon heute das Thema „Flucht und Vertreibung" zu den Akten legen könnten.

Ich bin 1942 in Memel mit dem Ostpreußen-Bazillus geboren, liebe das Vaterland und die alte und verlorene Heimat. Als Bürger wandere ich nun ins Lager der Nichtwähler. Wie sagte doch Heinrich Heine: Denk ich an Deutschland in der Nacht, bin ich um den Schlaf gebracht.

Edwin Falk, Eutin



Verstanden sich ziemlich gut: Merkel und der polnische Ministerpräsident Donald Tusk Foto: ddp

Selbsthilfe

Betr.: Leserbriefe „Gedenkstätte für nächste Verwandte" (Nr. 45) und „Packen wir es an" (Nr. 48)

Ich bin 1944 in Masuren geboren und habe etliches von meinen Eltern über die Flucht aus Ostpreußen erfahren. Als Nachfahre der unmittelbar Betroffenen möchte ich auch der Meinung beipflichten, daß eine Gedenkstätte für Flucht und Vertreibung längst überfällig ist. Ich stimme weiterhin voll dem Leserbrief von Herrn Neuman zu, daß eine von der Bundesrepublik finanzierte Gedenkstätte den Belangen der Vertriebenen nicht gerecht werden wird. Wenn es eine würdige Gedenkstätte werden soll, die den Belangen der Vertriebenen voll Rechnung trägt, dann bleibt nur die Selbsthilfe. In der Bundesrepublik leben doch Millionen Vertriebene und deren Nachkommen. Die Summe für ein würdiges Denkmal dürfte sicherlich nicht unerheblich sein, müßte jedoch bei der Vielzahl der Interessierten durchaus durch Spenden aufzubringen sein. Also liebe Frau Steinbach und lieber BdV, zeigen wir es den Politikern und packen wir es an.

Diethard Sdorra, Walshausen

NPD soll verboten werden, ummäntelte SED wird hofiert

Betr.: „Politische Gewalt nimmt zu" (Nr. 47)

Wer in bestimmten Stadtteilen Berlins wohnt, sieht keine Extremisten und kennt auch keine. Das Bild der Extremisten bekommt er von den Medien und der Politik, die zwischen Links- und Rechtsextremisten zum Nachteil der Rechten unterscheiden. Während die Rechten schon auffallen, wenn sie schlechte Luft von sich lassen, müssen Linke schon kräftig zulangen, um den Medien und Politikern aufzufallen.

Immer wieder soll die NPD verboten werden, mit der ummäntelten SED paktiert die SPD, und es gab auch schon gemeinsames Auftreten mit der Berliner CDU gegen Rechts, was immer das eigentlich ist.

Ich meine, daß man sich schon darüber Gedanken machen muß, wie unsere Gesellschaft mit Extremisten fertig werden will, die ich in Kriminelle und verirrte Fehlinformierte aufteilen will. Die Kriminellen gehören in den Knast, um die Verirrten müssen wir uns bemühen, um sie vor allem von der Gewalt abzubringen, wozu für mich gehören würde, sich mit ihren Gedanken und Forderungen nüchtern und ohne Hetze und Verteufelung auseinanderzusetzen.

Ich würde es verstehen, wenn viele junge Deutsche es nicht hinnehmen würden, wie mit ihren Großvätern, Soldaten der deutschen Wehrmacht und der Waffen-SS umgegangen wird. Leider ist dies aber nur eine winzige Minderheit, die als Folge ihrer Diskriminierung und Zurückweisung möglicherweise der Gewalt nahegebracht wird. Mir sind so bewegte junge Menschen weitaus lieber, als jene, die zur erneuten Bombardierung von Dresden aufrufen und Gedenkstätten an unsere Weltkriegs-Gefallenen besudeln.

Rudolf Lorenz, Berlin

Realität hat keine Chance

Betr.: „Merkels Stern sinkt" (Nr. 48)

Frau Merkel wird zwar im Augenblick von Steinmeier überholt, das kann sich aber schon morgen ändern, denn beiden fehlt eine bestimmte Statur, man weiß nicht, wofür sie wirklich stehen und woran man mit ihnen ist. Hat die Bundesregierung Erfolg, wird Frau Merkel viele Sympathien genießen, gerade weil sie kein klares Profil hat. Wird es eng, werden viele Bürger zu dem neigen, der ihnen mit seiner Partei am meisten verspricht. Die Anerkennung der nüchternen Realität hat in Deutschland nicht so große Chancen. Auch sind die Bindungen an die Parteien lockerer geworden. Da schlägt das Pendel schnell in die andere Richtung. Aber, und das sollten wir nicht übersehen, die drei linken Parteien haben zusammen die Mehrheit.

Gertrud Miller, Oberzell

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **2126**

Staat soll uns und unseren Kindern Hilfe leisten

Betr.: „Selten eine freiwillige Entscheidung" (Nr. 44)

Fast drei Viertel aller Deutschen leben in traditionellen Familien, was schon den 68ern gar nicht gefiel und heute den linken Parteien auch nicht gefällt, und selbst unsere Familienministerin scheint nicht glücklich darüber, will sie doch nur die Auslagerung der Kleinkinder aus ihren Familien fördern, anstatt auch die Familien zu unterstützen, die noch wissen, was ihren Kindern am besten bekommt.

Meine Eltern ließen sich scheiden, als ich drei Jahre alt war. Sie paßten einfach nicht zueinander. Ich bin dann allein bei meiner berufstätigen Mutter (Lehrerin) großgeworden und habe nichts an Liebe und Fürsorge vermissen müssen. In einem ev. Kindergarten war ich nur wenige Wochen, es gefiel mir nicht in ihm. Mit meinem Mann bin ich nun schon fast 50 Jahre verheiratet. Nach der Geburt unseres ersten Kindes bin ich zu Hause geblieben. Es war die richtige Entscheidung, was auch der Zusammenhalt belegt.

Wir können alle nicht in die Zukunft sehen und haben unser Geschick nicht immer in der eigenen Hand. Was auf uns zukommt, müssen wir bewältigen. Dazu sollte unser Staat für uns und unsere Kinder Hilfen bereitstellen, die möglichst allen Bedürfnissen entsprechen.

Petra Elsner, Görlitz

Wut im Volke

Betr.: Zentrum gegen Vertreibungen

So langsam habe ich das Gefühl, in einem Tollhaus namens Deutschland zu leben. Wo bleibt das Vertreibungsdenkmal für uns Ostdeutsche oder hofft man auf die biologische Uhr, damit sich alles erledigt. Frau Steinbach, wenn Sie erst in Warschau oder Prag um Erlaubnis fragen müssen, dann treten Sie zurück. Ich vergaß ja eins, Sie sind ja in die Parteidisziplin eingebunden, genau wie die anderen Vorsitzenden der ostdeutschen Landesverbände. Für Synagogen und Moscheen ist Geld da, aber das Leid der zwölf Millionen Menschen und 2,5 Millionen Ermordeten bei der Vertreibung zählt ja nicht. Wenn man das BlaBla in Berlin hört, kann einem das große Kotzen kommen. Ihr alle unterschätzt die Wut im Volke, der Deutsche ist langmütig, aber wenn er explodiert, denkt an den Spruch „Furor Teutonicus".

Horst Polakowski Gernsheim

Ehre ihrem Andenken

Betr.: Trauer auf dem Soldatenfriedhof Halbe

Obwohl kein Ostpreuße, warte ich jede Woche schon auf die *PAZ*, die ich sehr gerne lese.

Heute hat sie mich leider etwas enttäuscht, weil ihr eine mich empörende Zeitungsmeldung in „Berliner Morgenpost" und „Welt" entgangen ist, in der die Soldaten der Waffen-SS im Gedenken von den Soldaten der Wehrmacht getrennt und diskriminiert werden.

Ich fühle mich betroffen, weil ich Freiwilliger der Waffen-SS und nichts anders als Soldat, der seine Heimat verteidigen wollte, gewesen bin.

Im Zusammenhang mit dem Soldatenfriedhof Halbe berichteten beide Zeitungen über den Friedhof, daß auf ihm Soldaten, Zivilisten und „Angehörige" der SS ruhten. 1942 haben sich die Schüler meiner Klasse als 16jährige freiwillig zum Heer, zu den Panzern der Waffen-SS, zu den Gebirgsjägern, der Marine und der Luftwaffe gemeldet. Sie alle wollten als Soldaten ihr Vaterland verteidigen. Mich zog es zur Waffen-SS, weil sie einen besonders guten Ruf hatte und man bei ihr besonders schnell an die Front kommen sollte (so „verrückt" waren wir damals).

Als ich Mitte 1943 eingezogen wurde, waren in meiner Ausbildungsabteilung nur Freiwillige in meinem Alter. 1944 wurde ich zur Sturmgeschützabteilung der SS-Gebirgsdivision „Prinz Eugen" versetzt und nahm gegen Ende des Jahres an Kampfhandlungen in Jugoslawien und Ungarn als Richtschütze in einem Sturmgeschütz teil.

Natürlich war ich Soldat, nichts anderes! Von dem Apparat der SS wußte ich nichts! Unsere Gefallenen waren Soldaten, zu ihnen gehörte auch unser 22jähriger Chef, den wir alle sehr mochten, und dessen Tod wir alle sehr betrauert haben. Ihrer ist nicht anders zu gedenken als aller deutschen Soldaten, die in diesem schrecklichen Krieg für ihr Land gestorben sind. Ehre ihrem Andenken! Aus meiner Klasse sind vier Freunde nicht zurückgekommen, sie wurden keine 20 Jahre alt, ich habe sie nie vergessen.

Dieter Pfeiffer, Berlin

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

MELDUNGEN

Weihnachtsdeko doch erlaubt

Brüssel – Nach Protesten dürfen in der belgischen Hauptstadt öffentliche Gebäude doch weihnachtlich geschmückt werden. Einem Bericht zufolge sollten Mitarbeiter im Brüsseler Justizpalast Krippen und Christbaumkugeln, mit denen sie ihren Arbeitsplatz geschmückt hatten, abnehmen. Der Grund: Muslime könnten sich in ihren religiösen Empfindungen gestört fühlen. „Man hat uns gebeten, alles zu entfernen, um einen Teil der Bevölkerung, die das Gebäude betritt, nicht zu schockieren“, wird ein Angestellter zitiert. *idea*

Zu viel Rücksicht auf Versager

Berlin – Langzeitarbeitslose sind die in Deutschland am meisten verachtete Minderheiten-Gruppe. Das hat die jüngste Erhebung „Deutsche Zustände“ des Bielefelder Soziologieprofessors Wilhelm Heitmeyer gezeigt. Danach haben 56 Prozent der Deutschen eine abwertende oder feindselige Einstellung gegenüber Hartz-IV-Empfängern. Rund 40 Prozent sind der Meinung, es werde zu viel Rücksicht auf Versager genommen. *idea*

ZUR PERSON

Patron für ein gutes neues Jahr



Legenden umgeben sein Andenken. So soll er den römischen Kaiser Konstantin durch Handauflegen vom Aussatz (Lepra) befreit haben, dieser ließ sich daraufhin taufen und machte das Christentum zur Staatsreligion. Das berichtet die mittelalterliche „Legenda Aurea“ des Jacobus de Voragine. Fest steht allein, daß unter seinem Pontifikat in der Zeit vom 31. Januar 314 bis 31. Dezember 335 das Christentum eine Wende erfuhr.

Papst Silvester I. galt als besonnener Mann, der die Verständigung zwischen Christen und Nichtchristen vorantrieb. Tatsächlich hatte Kaiser Konstantin bereits im Toleranzedikt von Mailand im Jahre 313 das Christentum offiziell erlaubt und im Konzil von Nicäa, an dem Silvester gar nicht teilnahm, das Glaubensbekenntnis festschreiben lassen.

Fest steht auch, daß wir dem Todestag von Papst Silvester I. den Namen des letzten Tages im Jahr verdanken. Er wird als Heiliger verehrt und so kommt es, daß sein Todestag, der 31. Dezember, seinen Namen trägt. Die griechisch-orthodoxen Christen ehren ihn allerdings am 2. Januar.

Indes gehört wohl auch die Annahme, daß die Kirche den Tag des Jahreswechsels nach Silvester benannt hatte, um die von den Heiden mit Krach und Getöse begangene Geisternacht christlich umzuwidmen, ins Reich der Legenden.

Für Christen ist es allerdings üblich, in der Silvesternacht die Glocken läuten zu lassen, statt nach altem heidnischen Brauch durch lautstarkes Schlagen mit Holzknüppeln gegen Baumstämme böse Geister zu vertreiben.

Der Leichnam Silvesters I. ruht in der Priscillakatakombe in Rom. Der legendäre Pontifex gilt als der Patron der Haustiere, für eine gute Ernte und: für ein gutes neues Jahr. *M.A.*



Allgemeine Botschaft Zeichnung: Mohr

Nie wieder Flut!

Warum noch viel mehr getan werden muß, wogegen wir auf den Deich klettern, und wie Sozialismus Spaß macht / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Sie haben keine Angst? Dann gehören Sie zu den absonderlichen 20 Prozent der Deutschen, die sich einer neuen Studie zufolge als „sorgenfrei“ bezeichnen. Wir übrigens ängstigen uns immer vor irgendwas. Und sobald der eine Panikschub ausklingt, sorgen routinierte Fachleute für schnellen Ersatz.

Damit erweisen sie uns einen großen Dienst. Angst haben ist nämlich nicht nur populär, sondern auch die unverzichtbare Basis fürs Ansehen in der Gesellschaft. Angstmangel ist in unserem modernen Deutschland das Kainsmal der Dummköpfe, Kriegstreiber und Unsensiblen. Wer beispielsweise Anfang der 80er Jahre keine Angst hatte vor dem Atomkrieg, Mitte der 80er vor dem Waldsterben, Ende jenes Jahrzehnts vor dem Überwachungsstaat (Volkszählung 1987), wer 1990 nicht wegen der neuen deutschen Großmannssucht aus der Fassung geriet oder in den übrigen 90ern nicht ganz krank war aus Sorge über den ständig wachsenden Rechtsextremismus, den konnte man auf keine Party einladen, ohne den übrigen Gästen einen triftigen Rechtfertigungsgrund dafür zu liefern.

Angst kommt natürlich nicht von selbst, sie muß wie alle wertvollen Dinge produziert und am Markt durchgesetzt werden. Darum kümmert sich die Angstindustrie, welche die Routiniers aus Medien, Politik, jederzeit abrufbereiten Experten („Es ist fünf nach zwölf!“) und staatlich alimentierten „Beauftragten“ errichtet haben.

„Beauftragte“ erkennen Sie an ihrem Schlachtruf, der immer der gleiche ist, egal worum es geht. Er lautet: „Es muß noch viel mehr getan werden!“ Danach folgt die unabdingbare Forderung nach mehr staatlichen Mitteln für ihre wichtigen „Projekte“ und zusätzliche Planstellen.

Wissenschaftler loben die Flexibilität und den Einfallsreichtum der Angstindustrie. Sie hat es trotz des schwunghaften Aufs und Abs der Angstkonjunkturen immer geschafft, auch noch so peinlich gähnende Lücken sofort zu schließen. Solche Lücken entstehen fast zwangsläufig, der Grund ist struktureller Natur: Das Mittel der Angstproduktion ist die Prophezeiung. Regelmäßig aber verlieren die Leute die Lust am Gruseln, wenn mehrere Jahre nach zwölf das vorhergesagte Inferno immer noch nicht eingetroffen ist. Der Atomkrieg blieb aus, der Wald stirbt seit über 25 Jahren gemächlich vor sich hin, und statt der NPD schwingt eine „Linkspartei“ im Reichstag ihre Reden.

Macht nichts, der neue Verkaufsschlager der Angstindustrie macht das alles wett, Sie kennen ihn natürlich: Das Klima.

Nach einer neuen Untersuchung steht die Angst vor Hitzetod und Sintflut allerdings nur auf Nummer zwei unserer Hitliste, am meisten Magengrimmen verursacht uns die Inflation. Das liegt vielleicht daran, daß es Klima nur im Fernsehen gibt, abgesehen von der Stromrechnung. Aber die ist ja dann schon wieder Inflation, die uns in diversen Gewändern jeden Tag und überall auflauert, leibhaftig.

> Die Leute haben zu wenig Angst vorm Klima? Kein Sorge: Al Gore kam die ultimative Idee!

Aber immerhin, Platz zwei ist auch nicht schlecht. Das Produkt hat sich durchgesetzt, seitdem niemand mehr ernsthaft bestreiten will, daß „noch viel mehr getan werden muß“.

Nicht schlecht? Machen wir uns da nichts vor? Platz zwei ist jedenfalls nicht Spitze. Das zu feiern klingt wie „dabei sein ist alles“ – die Parole der Verlierer! Man müßte die Sache mit etwas anderem bündeln, eine Art Angst-Joint Venture schmieden mit „Synergieeffekten“ – so was würden, glaube ich, die Unternehmensberater vorschlagen.

Al Gore hatte zum Gipfel auf der klimawarmen Insel Bali die zündende Idee: Das mit der Klimakatastrophe sei so wie mit Hitler damals, auch jetzt zögere die Welt viel zu lange, statt das Monster frühzeitig zu erlegen.

Heureka! Damit ist dem Klima Platz eins auf der deutschen Angstparade so gut wie sicher. Die Erregungspotentiale von einfachem Klima und Hitlerklima sind überhaupt nicht zu vergleichen. Was ist schon der Hinweis auf „verdächtig warmes Wetter“ gegen die Mahnung, „es geht schon wieder los“? Alle Kräfte können jetzt vereint werden, im Kampf gegen das Nazi-Klima darf niemand abseits stehen.

In Berlin wird die Antifa nächstes Jahr Naziwolken schieben, und wenn es einen frühen Herbst gibt wegen Trockenheit, können wir in tiefstem Güntergrassdeutsch grollen gegen die Ignoranten, die – „63 Jahre danach“ – nicht sehen wollen, daß im ganzen Land das Grün sich bräunt, wogegen endlich „viel mehr getan werden muß“, weil es nämlich schon „fünf nach zwölf ist“.

Und dann der Meeresspiegel! Nach jeder Ebbe werden wir zur Mahnwache auf den Deich klettern und standhaft der heranbrausenden braunen Welle entgegenbrüllen: „Nie wieder Faschismus, nie wieder Flut!“

Die Mahner jammern ja immer, daß die Menschen sich scheuten, unvermeidliche Einschnitte fürs Klima hinzunehmen. Von der Sorge hat sie Gore befreit. Bei dem Nazikram können die Einschnitte nicht tief genug sein. Gerade erst kam die Meldung rein: Laut rechtsmedizinischem Gutachten hat sich die 17jährige aus Mittweida, die behauptet, Nazis hätten ihr ein Hakenkreuz in die Hüfte geritzt, das Kreuz möglicherweise selbst beigebracht. Sie sehen: Im Kampf gegen rechts können uns selbst schmerzhafteste Einschnitte nicht schocken.

Al Gore versteht sein Geschäft, bei der globalisierten Angstindustrie ist er eine ganz große Nummer. In seiner „unbequemen Wahrheit“ werden sich dank der unverhofften Hitleraufwärmung selbst diejenigen wohlfühlen, denen das Wetter bislang gar nichts ausmachte, weil sie dessen rechtsradikale Struktur nicht wahrhaben wollten.

Die Medien lieben den Gore und helfen ihm, wo sie können. Vor allem machen sie die neuesten Erkenntnisse der Wissenschaft immer brandaktuell bekannt. Dieses Jahr titelte eine sehr große deutsche Zeitung mit der Nachricht, daß 2020 die Welt untergeht; nur noch 13 Jahre habe unser Planet Zeit, um das Klimadesaster abzuwenden.

Welches Glück für die Zeitungsmacher, daß die Wissenschaftler den Untergang der Erde nicht schon für Juli 2018 ermittelt hatten. Was für eine blöde Schlagzeile hätte das dann gegeben! „2018 einhalb geht die Welt unter!“ Das schreit nicht, das stammelt. Erfreulicherweise aber kam bei den Berechnungen der Klimaexperten exakt das heraus, was die Zeitungsmacher für eine fetzige Schlagzeile benötigten. Beim Klimathema ist das erstaunlich oft so.

Das ist das Tolle an Medien, daß wir durch sie immer auf Tuchfühlung mit den Ereignissen sind, ganz nah und in Echtzeit – live! Das Schicksal von Marco Weiss begleiteten die Medien täglich, immer mit einem topaktuellen Foto des armen Jungen. Da konnte wir sehen, wie der 17jährige gerade aussah. Ältere Fotos werden ja mit dem Hinweis „Archivbild“ versehen, Journalistenehrensache, oder?

Diesmal wurden wir wohl verschaukelt. Nicht kahlgeschoren, wie auf allen scheinbar aktuellen Fotos, sondern mit vollem Haupthaar kehrte der Geknechtete in seine Heimat zurück. Die Bilder, die man noch kurz zuvor gezeigt hatte, waren allesamt uralt.

Tja, Fotos können lügen, oder Wahrheiten ans Licht bringen, die besser im Dunkeln geblieben wären. Eine ausländische EU-Abgeordnete der Linken hat die deutsche Vorzeigekommunistin Sahra Wagenknecht beim opulenten Hummer-Essen in Straßburg fotografiert. Erst fand Wagenknecht nichts dabei, tags darauf aber brachte sie sich unter Vorspiegelung falscher Tatsachen in den Besitz der Kamera, und löschte die Bilder. Die Avantgarde des Proletariats hummeressend beim Edelfranzosen. Hätte bei manchem Hartzler auf Verständnislosigkeit treffen können.

Aber fördert so ein Bild nicht eine tiefe Wahrheit hervor? Wir wissen es, Wagenknecht weiß es auch: Sozialismus macht nur Spaß, wenn er von einem kapitalistischen System finanziert wird.

ZITATE

Mit Sorge betrachtet **Herbert Kremp** *in der „Welt“ vom 18. Dezember den wachsenden* **Opportunismus der CDU***:*

„Einen öffentlichen Streit über die Nachrüstung, wie ihn Helmut Kohl gegen eine demoskopische Mehrheit und 300 000 Demonstranten im alten Bonn führte, ohne deshalb die folgenden Wahlen zu verlieren, hielte die CDU nicht mehr durch. Sie ist ‚sensibel‘, das heißt schwankend geworden.“

Der ehemalige CSU-Generalsekretär und neue bayerische Europaminister **Markus Söder** *bemängelt im „Focus“ vom 17. Dezember die im Vergleich zu anderen Staaten überdurchschnittlich hohen* **deutschen EU-Lasten***:*

„Es kann doch nicht richtig sein, daß die Franzosen 0,17 Prozent und die Engländer nur 0,08 Prozent ihres Bruttosozialprodukts an die EU überweisen, wir aber 0,27 Prozent. Hinter diesen Zehnteln verstecken sich Milliarden, die wir in Deutschland und in Bayern sehr viel sinnvoller einsetzen könnten. Wir können mit unserem Geld selbst am besten umgehen.“

Der Tanz ums grüne Kalb

Heuer wird die Weihnachts-Hektik,
die den Sinn des Fests verhöhnt,
noch von Öko-Dialektik
überblendet, überdröhnt!

Untergangs-Propheten feiern
Klimawandel-Konjunktur,
und verklärte Jünger leiern
Psalmen an die Umwelt pur.

Aus Gazetten und Kanälen
quillt erneuerbar der Schwall
nieder auf die armen Seelen,
angekohlt vom Sündenfall.

Katastrophen allerorten
strahlt man frei in jedes Heim –
geht der Mensch ja mehr als Worten
Schreckensbildern auf den Leim.

Aber nicht bloß Haare raufen
soll die Treibhaus-Büßerschar,
sondern Ablaßzettel kaufen!
Ungebleichte, sonnenklar.

Selbsternannte Sauberleute
lenken das Tribut-Geschäft,
während eine Zocker-Meute
beutehungrig Beifall kläfft.

Emsig drehen sie die Runden
um das grüne Kalb im Tanz,
denn als Weg zum Heil empfunden
wird der Menschen Ignoranz.

Selbst als Tier sich zu maskieren
ist beliebt bei diesem Kult,
und Schamanen preisen ihren
Fetisch Wind am Rednerpult.

Die Naturgesetze lassen
selektiv sie außer Kraft,
und Beweise, die nicht passen,
werden einfach abgeschafft.

Diese Öko-Orthodoxen
hielten gar ein Welt-Konzil,
ihre Dogmen durchzuboxen –
mit Verlaub, das war zuviel!

Für Bekehrung, will mir scheinen,
ist's bei denen wohl zu spät –
laßt uns lieber still vereinen
in der Weihnacht zum Gebet:

Herr, bewahre uns vom Bösen,
doch geruhe auch, die Welt
von der Umwelt zu erlösen,
die den Blick auf DICH verstellt.

Pannonicus